

14
Biblioteka
U. M. K.
Toruń

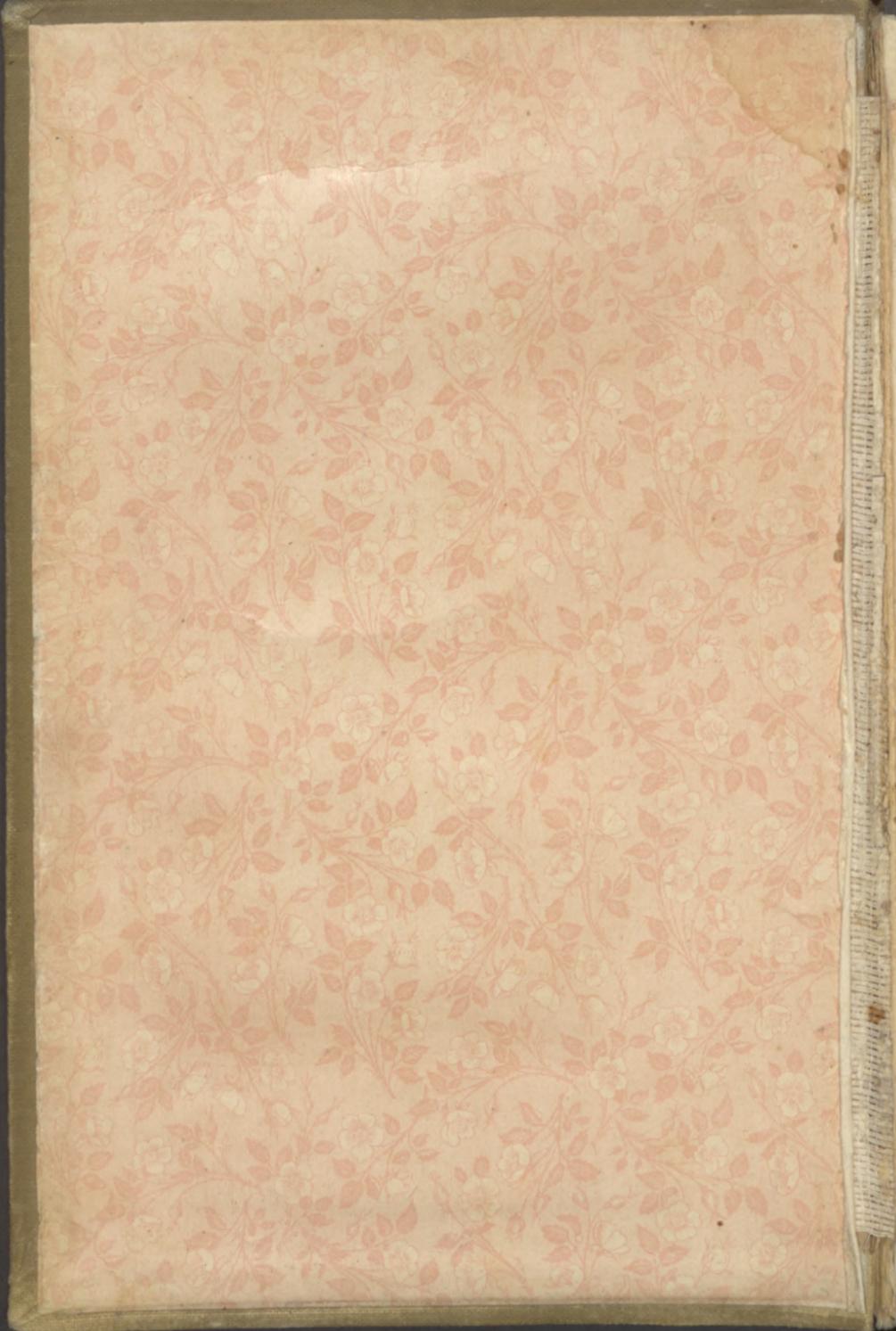
120228

II

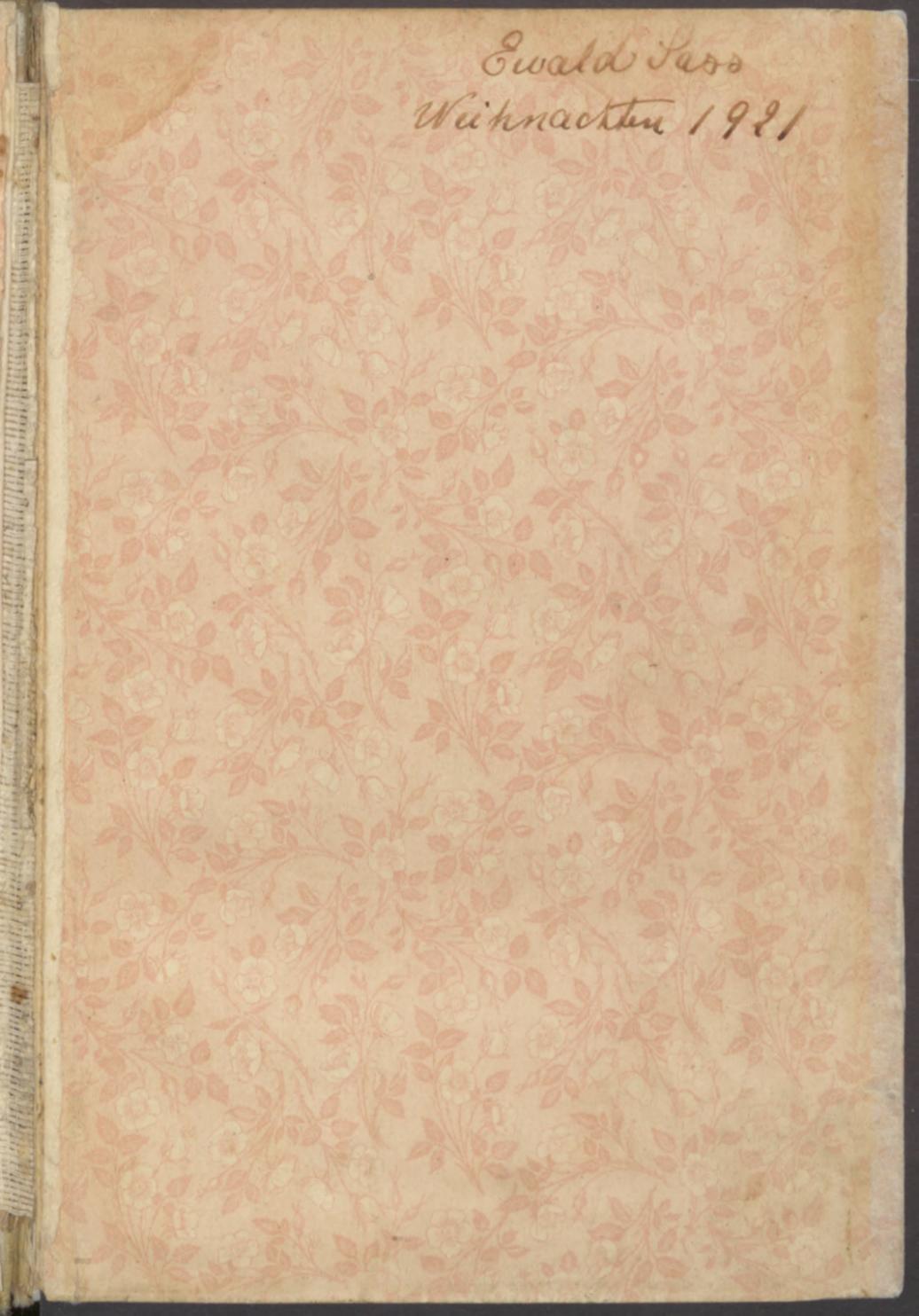


Ylo, Kairos Sohn
und
Hans von Tiesenhusen

von
Lotta Girgensohn

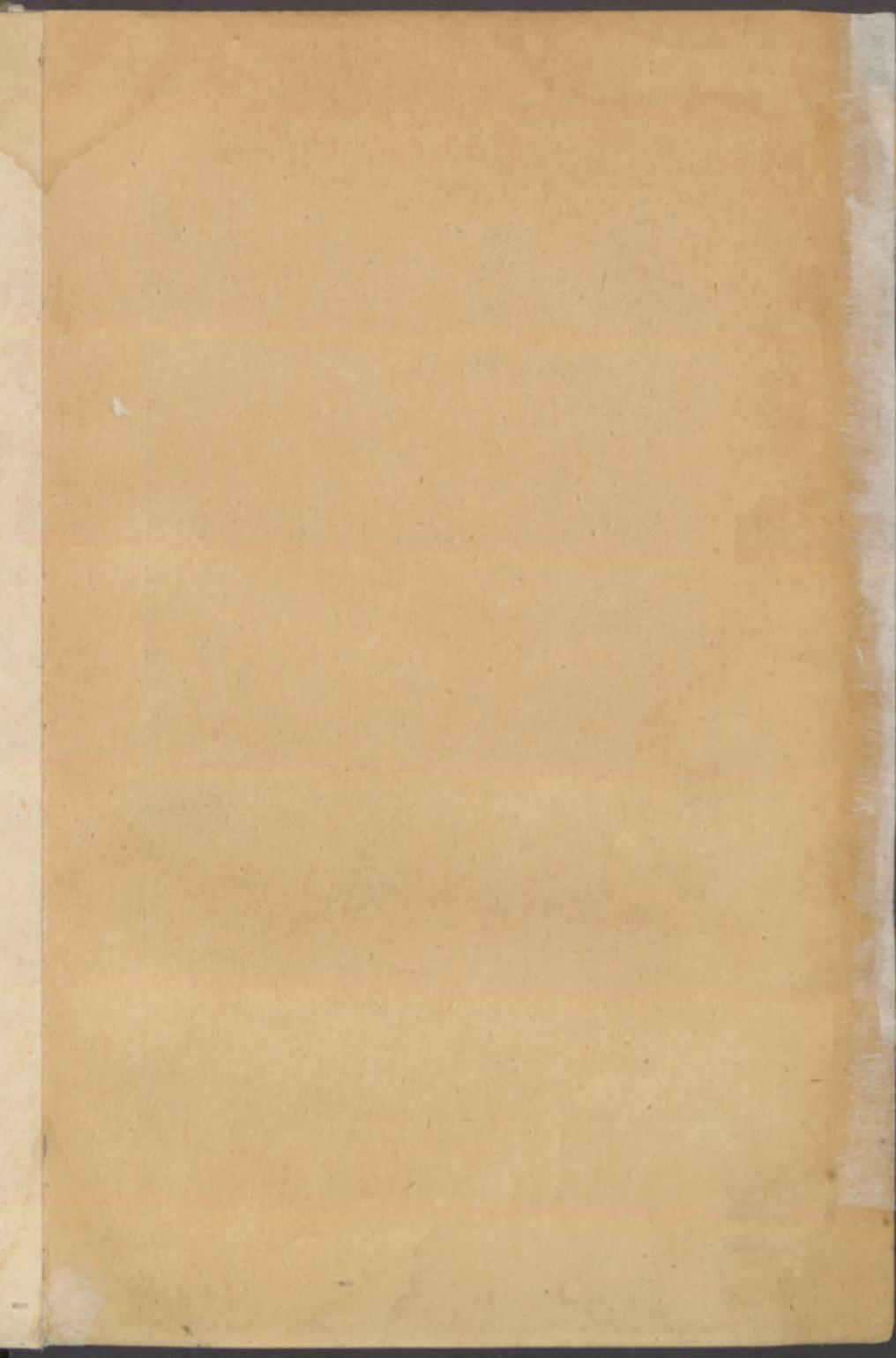


Ewald Lass
Weihnachten 1921



March

21.





Wlo, Kanpos Sohn,
und
Hans von Tiesenhufen.

Erzählung aus der Zeit von Rigas Gründung

für die reifere Jugend

von

Lotta Girgensohn.

(S. Uffel.)

Eine Festgabe

zum 700 jährigen Jubiläum der Gründung der Stadt Riga.

1201 — 1901.

Mit vier Bildern von Oskar Herrfurth.

Riga.

Jonck & Poliewsky.

1901.

120328

2.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Erstes Kapitel: Ernst und Spiel	1
Zweites Kapitel: Am Rigebach	7
Drittes Kapitel: Die Geiseln	16
Viertes Kapitel: List wider List	30
Fünftes Kapitel: Vater und Sohn	47
Sechstes Kapitel: Die von Tiefenhusen	58
Siebentes Kapitel: Greulicher Spuk in der Klosterschule zu Bremen	72
Achtes Kapitel: Mo sieht seine Mutter wieder	85
Neuntes Kapitel: Die Gründung Rigas	96
Zehntes Kapitel: Dio	99
Elftes Kapitel: Freundschaft und Feindschaft	113
Zwölftes Kapitel: Viezo und Hans von Tiefenhusen	128
Dreizehntes Kapitel: Kaupo in Rom und sein Weib in Treiden	136
Vierzehntes Kapitel: Mos Bündnisse mit den Königen von Polozk, Gericke und mit Swellegat von Litauen	148
Fünfzehntes Kapitel: Beim Mönch Siegfried	162
Sechzehntes Kapitel: Wie der Waldbönnig von Holtjaten in Treiden heimisch wird	172
Siebzehntes Kapitel: Mo, der Fürst, zu Hause und im Felde	196
Achtzehntes Kapitel: Sommerzauber in Trebesland	206
Neunzehntes Kapitel: Liventücke	215
Zwanzigstes Kapitel: Weismantel und Bischofshut	232

	Seite
Einundzwanzigstes Kapitel: Gercife	244
Zweiundzwanzigstes Kapitel: Der Kampf im eigenen Hause	250
Dreiundzwanzigstes Kapitel: Feuer macht Eisen flüssig	256
Vierundzwanzigstes Kapitel: Noch einmal Vater und Sohn	262
Fünfundzwanzigstes Kapitel: Trauung und Taufe . .	268

Erstes Kapitel.

Ernst und Spiel.

Im Jahre 1200 war der Frühling ungewöhnlich warm, und zur Zeit der Sonnenwende grüntem und blühtem die Wiesen von Thoreida in bunter Pracht. Die Tannen hatten helle Spitzen, die ihr ernstes Grün lustig verzierten, und die langen Birkenzweige wurden vom Winde gezaust. Tausendstimmiger Vogelsang drang dem Reiter ans Ohr, der vorsichtig sein Pferd auf dem schmalen Pfad ausschreiten ließ. Oft mußte er sein Schwert ziehen, um sich durch Gestrüpp und Baumäste den Weg zu bahnen. Endlich lichtete sich das einförmige Tannendunkel, weiße Birkenstämme und Erlengebüsch verrieten den Rand des Waldes, in dessen Schatten der Reiter bereits seit vier Stunden geritten war. Es war ein deutscher Ritter, Harbert von Nsburg genannt. Er hatte dem Rufe des Bischofs Albert von Livland von Bremen her Folge geleistet und hatte mit ihm und vielen andern auf 23 Schiffen die Fahrt ins Livenland gewagt. Es war ein junger und fecker Mann, der keinerlei Furcht kannte, und den es freute, wenn er mit dem Schwerte drein schlagen konnte. Unmutig hatte er mit ansehen müssen, wie Albert die Friedensanerb-

tungen der Liven angenommen hatte, obgleich vorauszu-
sehen war, daß die listigen Heiden ihr Versprechen bei
der ersten Gelegenheit brechen würden. Augenblicklich
sahen Alberts Milde, vielleicht auch der neuliche Friesen-
einfall die trotzigen Ureinwohner bezwungen zu haben, sie
beschworen in aller Form den Frieden, ja einer der HAUPT-
linge, Azzo, und viele andere ließen sich taufen. Bischof
Albert aber war ein vorsorglicher Vater, er hatte schon
manche trübe Erfahrung im Livenlande gemacht und traute
nicht mehr blindlings den Worten und Schwüren der heid-
nischen Fürsten. Um nicht unnütz Blut zu vergießen, be-
schloß er zu prüfen und mit Klugheit und List vorzugehen.
Dies war nun gar nicht nach Ritter Harberts Geschmack,
und, wohl um den Brausekopf zu beschäftigen, hatte Albert
ihm aufgetragen die Bewegungen der Liven zu beobachten.
Eben jetzt hatten sich viele Anführer mit ihren Söhnen
in Treiden versammelt, angeblich um das Fest der Sonnen-
wende zu begehen. Harbert wollte heute die Kinder beim
Spiel beobachten; „denn“, so folgerte er, „Kinder und
Narren sagen die Wahrheit, und wenn ich auch ihre gren-
liche Sprache nicht vollkommen verstehe, so werde ich aus
den Rangen mehr herausbringen, als aus ihren hartmäu-
ligen Eltern. Zum Henker mit diesem Späheramt! Konnte
der Bischof mich nicht lieber auf einen Platz stellen, wo
es zu kämpfen giebt? Hei, wollte ich diesen Heiden das
Laufen und Zähneklappern lehren! Aber es soll ein Ende
haben, so wahr ich Harbert von Yburg heiße und ein
deutscher Ritter bin! Wenn Herr Albert nicht bald diesen ab-
scheulichen Waffenstillstand aufhebt, bin ich am längsten in
diesem Wälderlande voll Heiden, Räubern, Wölfen und
Füchsen gewesen.“ Mit solchen Selbstgesprächen verkürzte

sich der Ritter die Zeit auf seinem einsamen Ritt, aber es war alles nicht schlimm gemeint, und er würde eher sein Leben gelassen haben, als daß er den Bischof und die deutsche Sache aufgegeben hätte. Am Rand des Waldes stieg er vom Pferde, band dasselbe mit einem langen Strick an einen Baum und ließ es auf dem grünen Wiesenfleck, der durch Sträucher und Bäume gegen die Wiese abgeschlossen war, grasen. Vorsichtig, seinen mächtigen Körper duckend, drang er weiter, und als er aus geringer Entfernung jugendliche Stimmen vernahm, kniete er hinter einem Wachholderbusch nieder, bog die Zweige auseinander und überfah den freien Platz, der sich weit hinaus dehnte, bis ihn am Horizont wiederum Wald einsäumte. Mitten durch die Wiese lief ein Bach, an dessen Ufern hüben und drüben Scharen von Liventknaben lagerten, fünfzehnjährige und jüngere, kräftige Gestalten. Sie sprachen und schrien eifrig durcheinander, schlugen an ihre Schilde, meistens Holzbretter oder Baumrindenstücke nach der Art, wie sie die großen Krieger trugen, und schienen in Streitigkeiten geraten zu sein. Jetzt sprang einer der größten auf dieser Seite des Baches auf einen Baumstumpf, der halb über dem Wasser hing. Er stieß einen gellenden Pfiff aus und rief so laut, daß das Echo seine Worte wiederholte, der Schar drüben etwas zu. Ritter Harbert konnte die einzelnen Worte hören und vermochte den Sinn derselben zum Teil zu verstehen. Die Knaben verstummten, um dem jungen Liven zuzuhören: „Ihr von Salis und ihr Koopschen, schweigt! Was! Ihr weigert euch im Kriegsspiel die verfluchten Christen zu sein? Was habt ihr denn zu sagen? Ihr Salisichen, die ihr kein echtes Livisch sprecht, ihr Koopschen, die ihr von den Letten

Sprache, Kleidung und Götter annehmt. Ihr seid nur Gäste hier, und was wir, die Treidner, befehlen, das müßt ihr thun!" Wieder fing ein großes Geschrei an, und drüben trat ein blonder Bursche vor, dem funkelten die wasserblauen Augen im Zorn, und er antwortete: „Hüte dich, Ilo, Kaupos Sohn! Sind wir dir schlecht genug, um die Hunde von Christen im Spiel zu sein, so ziehen wir ab, das sage ich dir, und melden unsern Vätern, was uns hier begegnet ist. Dann wollen wir sehen, was die euren Kriegern morgen antworten werden, wenn es darüber zur Beratung kommt, wie man unser Land von der Deutschenplage befreien könnte!“ „Zieht nur hin, ihr Kälbchen, ihr Füllen!“ spottete Ilo, „aber ehe du wegläufst, Russian, will ich dir einen Denktettel geben. Wie darfst du, Halblette, es wagen, meiner Schwester Tio Band an deinen Schild zu hängen!“ Mit einem Satz stand er drüben vor dem Angeredeten, der ihm wild entgegen stürmte. Aber ehe sie einander erreichten, sprang hinter Ilo ein anderer Treidener über den Bach und warf sich zwischen die beiden, so daß er von ihnen im Anprall fast zu Boden geschleudert wurde; aber er war ein starker Bursche, der seine Genossen an Länge überragte; er behauptete seinen Platz, während die beiden Kampfhähne zornig auf den Eindringling blickten. Dieser faßte Ilo, seinen Genossen, am Arm und sagte: „Wollt ihr heute, am Tage der Sonnenwende, euch böswillig prügeln, so wird Thara euch strafen. Russian, gib Ilo das Band seiner Schwester wieder, denn sie hat es dir nicht freiwillig gegeben. Ich sah, wie du es aufhobst, als es ihr beim Tanz entglitt, auch haben Krieger nichts mit Weiberzier zu thun, sondern mit Schwert und Schild. Ihr

Roopschen wollt in unserm Spiel nicht die Christen sein. Schön! Das kann ich begreifen, habt noch wenig von ihnen vernommen. Warum aber, Ylo, weigerst du dich, Anführer einer deutschen Ritterschar zu sein? Ist doch dein Vater Kaupo ihr Freund und ein Christ, wie auch der meine. Ich denke, wenn Kaupo und Azzo so thun, ziemt es uns, ihnen zu folgen. Wohlan! Ich bin der dicke, große Ritter mit dem freundlichen Antlitz und dem schönen Schwert, Harbert von Yburg genannt. Auf! Wer schwört zum Kreuz? Der trete zu mir!" — Hinter dem Busch mußte Graf Harbert laut lachen. Zu seinem Glück erhob sich unter der Schar der Lärm von neuem. Viele eilten auf Viezos, des Sprechers, Seite, nur Ylo rief: „Obwohl du mein Blutsfreund bist, Viezo, folge ich dir nicht. Pfui über das Kreuz! Ich hoffe bald mit den Männern den Eichenloß ins Feuer unseres Thara zu schleudern und bleibe auch im Spiel ein Live. Unsere Väter thun, was sie dem Wohl des Landes schuldig sind. Thara sei gelobt, daß die Christen mit Wasser taufen. Das läßt sich auch wieder mit Wasser abwaschen, wenn erst die Deutschen heimgezogen sind. Das sagte auch neulich Aeko von Holm. Aber du bist mir auch lieb als Gegner, mit dir zu kämpfen bringt Ehre!“ Da schrie Ruffian, der Roopsche: „Ich und die Meinen, wir streiten mit Viezo!“ So teilten sich die Parteien. Der Ritter am Waldessaum schmunzelte, als er sein Ebenbild in Viezo sah. Der schritt gewichtig aus und teilte seine Schar in Ritter, Knechte und Mönche, ja sogar ein Bischof Albert fand sich; so konnte die Schlacht am Bach, den sie den Holmschen Graben nannten, beginnen. Hier warfen die Knaben unter Viezos Leitung einen Ball auf, aber

Nlo und seine Liven liefen dem Walde zu. Harbert von Nburg erhob sich rasch und eilte zu seinem Roß, schwang sich darauf und ritt vorsichtig den bereits erprobten Weg zurück. Er war zufrieden mit sich und den Livenknaben und gedachte Albert alles Gehörte getreulich zu berichten.

Zweites Kapitel.

Am Rigebach.

Bischof Albert saß in seinem Zelte am Rigaflüßchen. Er war allein und blickte sinnend vor sich hin. Vor ihm auf dem Holztisch lag ein Pergament. Prüfend sah er zuweilen auf dasselbe, ergriff ab und zu einen Stift und fuhr mit ihm auf der Zeichnung hin, dort eine Linie verbessernd, hier eine streichend. Die Zeichnung war der Plan einer Stadt oder vielmehr eines befestigten Platzes. Sauber waren die Häuser, ein Kloster und die Kirche gezeichnet, die umgebenden Mauern, Gräben und Brücken machten den Eindruck der Sicherheit; alles war bunt gemalt, und am Rand sah man einen blauen Fluß, auf dem Boote mit weißen Segeln lagen. Des Bischofs Antlitz war von tiefen Falten durchfurcht, und seine Augen sahen düster in das Land vor der offenen Zeltthür hinaus. Viel ließ sich nicht erblicken. Zwar das blaue Wasser konnte er auch dort im Freien wahrnehmen, auch schaukelten sich Segelboote auf den Wellen, aber wo waren die Schutzgräben, die Mauern? Wo die Häuser, das Kloster und die Kirche? Albert senkte, stützte das Haupt mit der linken Hand und murmelte vor sich hin: „So nah

am Ziel, und doch noch so weit! Wir haben erworben, was uns die Heiden vorenthielten, und so mancher von ihnen hat sich vor dem Kreuze gebeugt. Aber ihre Herzen sind voll Finsternis, und sie warten auf meine Abreise, um das unwillkommene Joch abzuschütteln. Hätte ich Männer, genügend an Zahl, ich wollte dies Land halten trotz der Eiben und wie sie sonst heißen mögen, trotz der Winterstürme, der Sandwüsten. Wie sollten mir meine Leute schaffen! Bürger wollte ich ansiedeln, in der neu erbauten Stadt, deutsche Bauern auf dem fruchtbaren Lande, und so mancher unnütze Brausjekopf würde hier im Kampf mit den Heiden und dem Getier der Wälder ein tüchtiger Ritter werden Gott und der heiligen Mutter zu Ehren. Ich muß gen Bremen und neue Kräfte sammeln. Wie aber schütze ich die zurückbleibende Schar?" Seine Gedanken wurden unterbrochen, denn in der Zellthür erschien Ritter Harberts breite Gestalt. Der Bischof winkte ihm, und eilig trat er näher, verneigte sich ehrfurchtsvoll und berichtete, was er im Treidener Gebiet erfahren hatte. „Es ist, wie wir befürchtet haben, Herr“, fuhr er fort, „die Eiben sind zum Sonnenwendfest versammelt gewesen, aber ihr Eifer, dem Thara zu dienen, war nicht so groß wie derjenige, mit dem sie gegen Euch hetzten. Wenn auch Kaupo es redlich mit uns meint, Aiko von Holm rät zur Empörung. Nur die Furcht, die ihnen jene Friesen vor drei Wochen mit ihrem einzigen Schiff eingejagt haben, und von denen sie erneute Einfälle erwarten mögen, halten sie jetzt im Zaum. Sobald Ihr den Rücken kehrt, ist's um die Zurückbleibenden geschehen.“ „Welchen Rat könnt Ihr in dieser Sache vorbringen?“ fragte der Bischof. „Da giebt's meiner Treu nur einen, ehrwürdiger Vater“,

erwiderte der Ritter und schlug kampflustig an sein Schwert, „laßt uns die gottlosen Liven zusammentreiben, wie die Schafe, und ihrer soviel niedermachen, als wir habhaft werden können; dann wird sie ein großer Schreck befallen, und wir werden ruhig auf der Burg zu Holm den Winter verbringen können. Hier bleiben müssen wir, denn nur so können wir die Gewalt in Händen behalten. Falls sie uns belagern, schicken wir sie mit blutigen Köpfen heim. Denkt nicht an den Frieden, Herr Bischof, den Ihr in Eurer Milde den Undankbaren wiederum gewährt habt, denkt daran, wie sie ihn des öfteren gebrochen haben, und daß wir unser Leben verteidigen müssen.“ Albert schüttelte das Haupt. „Es ziemt uns nicht, mein Sohn“, jagte er, „gleiches mit gleichem zu vergelten. Mein Herz erbarmt sich über diese armen Verirrten. Wozu auch wäre das Blutvergießen nütze? Nein, was Ihr mir von den Liven berichtet habt, hat in mir einen anderen Plan erweckt. Eilet zu unseren Getreuen und ladet sie hierher in mein Zelt. Macht es unauffällig, daß keiner der anwesenden Liven die Zusammenkunft merke. Die Zeit ist günstig, denn noch weilen die meisten Häuptlinge im Treidenschen. Auch sucht einige Knechte auf, solche, auf die wir uns verlassen können, meinen Alderus z. B., die sollen hier wie von ungefähr des Weges daher kommen und uns vor lästigen Forschern schützen. Früher wäre das nicht nötig gewesen, aber jetzt versteht so mancher Live die deutschen Laute; deshalb werden wir auch besser thun, uns im Gespräch der lateinischen Rede zu bedienen.“ Harbert ging, und Albert blieb wieder allein in seinem Zelte.

Bischof Albert war ein Mann von etwa vierzig Jahren,

von gebietendem Außern. Seine Gestalt stand an Länge der Harberts nicht nach, aber er war nicht von der unter den Kolonisten sprichwörtlich gewordenen Wohlbeleibtheit des Ritters. Man konnte ihn fast hager nennen, und seine meist vornübergeneigte Haltung, der auf die Brust gesenkte Kopf, gaben ihm ein älteres Aussehen. Jedoch, wenn er sich aufrichtete, und seine Augen in Begeisterung oder Zorn glühten, schrak man zusammen und wunderte sich ob der Kraft und Macht seiner Persönlichkeit. Dann entströmten seinem Munde flammende Worte, die wegen ihrer Schärfe gefürchtet waren. Wiederum ein anderer war er, wenn er im vollen Ornat, mit den Insignien seiner Bischofswürde bekleidet, fremde Fürsten zur Verhandlung empfing. Dann wurde Albert ein gewandter Diplomat; unter der gewölbten Stirn sahen seine Augen kalt, prüfend und berechnend hervor. Die sich bemühten in seinen unbewegten Zügen zu lesen, wandten sich bald enttäuscht ab, denn das Antlitz vor ihnen war wie aus Stein gemeißelt. Keine Bewegung desselben, kein Heben und Senken in der leisen, etwas verschleierten Stimme verrieten die arbeitenden Gedanken des Hauptes oder die Empfindungen seines Herzens. Im gewöhnlichen Leben war er ein gütiger, nachsichtiger Herr, der bei aller Milde stets seinen Willen durchzusetzen wußte und mit größter Zähigkeit den als richtig erkannten Weg verfolgte. Unerbittlich streng war er gegen sich selbst. Die Einfachheit seiner Gewohnheiten im täglichen Leben übertrafen die Regeln seines Ordens. Die ihm unterstellten Priester und Mönche fanden es schwer, ihm nachzueifern, er aber verstand es meisterhaft durch sein Vorbild, seine ermunternden Worte und seine fast kindliche Nächstenliebe vor-

nehm und gering an sich zu fesseln, vom stolzen Ritter bis zum niedrigsten Knecht war jeder in seinem Dienst gern bereit sein Leben für ihn und für die Sache, die er vertrat, in die Schanze zu schlagen. Dieser Mann war geschaffen, um den Grund zu Christentum, Deutschtum und Bildung auf fremdem Boden zu legen.

Nicht lange blieb Albert seinen Betrachtungen überlassen. Einer seiner Knechte öffnete die Zeltthür und ließ die Geistlichen und Ritter eintreten, die Harbert von Yburg zur Versammlung gerufen hatte. Da waren viele Pilger, mit dem Kreuzeszeichen versehen, denen der Papst die Fahrt nach Palästina in eine solche nach Livland umgewandelt hatte. Der Vornehmste unter ihnen hieß Graf Konrad von Dortmund. Auch Geistliche aus den Orden der Prämonstratenser und Cistercienser umringten Albert, sowie weltliche Ritter, die keinerlei Gelübde, wohl aber Lust an Abenteuern oder Gewinnsucht getrieben hatten, dem Zuge in das neu eröffnete Heidenland sich anzuschließen. Albert hieß sie willkommen und sprach eingehend mit Konrad von Dortmund. „Soeben, hochwürdiger Vater“, sagte dieser, „habe ich Nachricht von Hause erhalten, auch solche, die Euch angeht. Euer Schwager Tiefenhusen ließ mir sein und seiner Familie Wohlergehen melden und trug mir Grüße an Euch auf. Auch forscht er, ob bald die Zeit gekommen sei, wo ein verheirateter Ritter hier sich und den Seinen ein dauerndes Heim schaffen könnte. Ferner will er erfahren, ob Ihr, ehrwürdiger Vater, meinem Plan, einen ritterlichen Schwertbrüderorden, gleich dem der Tempelherren zu gründen, näher getreten seid.“ Bischof Albert machte eine Miene, als schienen ihm die letzten Worte nicht zu behagen, aber

seiner Gegenrede war diese Unzufriedenheit nicht anzumerken. Er sprach: „Ich danke Euch für die gute Botschaft von Hause. Ihr werdet, wenn wir heimkehren, meinen Schwager eher sehen als ich. Sagt ihm, ich gedächte täglich seiner und würde ihm Botschaft zukommen lassen, sobald sich die Zeit für seine Ansiedelung hier günstig erweist. Was Euren Plan betrifft, Graf Konrad von Dortmund, so will derselbe reiflich erwogen sein, ich kann Euch hierüber vor meiner Rückkehr aus Deutschland keinerlei bestimmte Antwort geben.“ „So wollt Ihr doch die Heimreise wagen?“ rief Harbert von Yburg, und ein mißfälliges Murren lief durch die Anwesenden. Der Bischof ließ sich nieder und sah ruhig die ihn umgebende Schar an. „Viel liebe und getreue Vasallen und Ritter“, sagte er, „zum Beraten habe ich Euch berufen, und deshalb sei mir gestattet, Euch einen Plan vorzulegen. Wir sind unjer zu wenige, um uns während der furchtbaren Winterfalte erfolgreich gegen die vielen Feinde des Christentums zu verteidigen. Vor allen Dingen fehlen uns dazu die schützenden Mauern einer Stadt, ferner die Lebensmittel und die Kenntniss des Landes. Kehren jedoch alle nach Deutschland zurück, so wird während unseres Fortseins der wütende Unglaube dieser Heiden die von uns mit Einsetzung des Lebens gelegten ersten Grundvesten erschüttern und zerstören, und wir sänden bei unserer Rückkehr nichts vor, als den Hohn der Feinde. Wir würden dies Land, das wir zu Ehren der Jungfrau zu erwerben auszogen, wieder dem finstersten Heidentum preisgeben, und die Mühsale unserer Vorkämpfer Meinhard und Berthold wären vergeblich gewesen; das Blut so manches tapferen Christen wäre umsonst vergossen worden. Nein,

ein Teil der Pilger muß hierbleiben und erhalten, was mühsam zu feimen beginnt, während ich und ein anderer Teil zurückziehen, um neue Streit- und Baukräfte herbeizuschaffen; denn, um hier dauernd Fuß zu fassen, bedürfen wir eines gemeinsamen Mittelpunktes. Wir wollen an diesem Ort, wo wir jetzt versammelt sind, nicht weit von der Mündung des großen Dünastromes, zugleich nach Osten geschützt durch den kleinen Riebach mit seinen Sumpfufern, eine sichere Zufluchtstätte für alle Christen, eine Stadt mit Mauern und Thürmen im nächsten Jahr erbauen; den Plan dazu könnt Ihr hier sehen. Um aber die Tapferen zu schützen, die hier zurückbleiben, habe ich folgendes eronnen. Der Liven List und Falschheit ist so groß, daß wir ihnen einmal mit gleicher Waffe begegnen müssen. Ihr wißt, wie abhold ich stets solchen Mitteln bin, aber ich hoffe, der heilige Vater wird uns Allen Absolution erteilen, da es die Erhaltung unserer großen und gerechten Sache gilt. Die meisten Livenhäuptlinge mit ihren Familien sind im Treidenschen versammelt und rüsten sich zur Heimreise. Wir wissen, daß sie Schlimmes gegen uns planen. Nun schlage ich vor, daß einige Ritter, wie Graf Harbert von Yburg, mit gewappneten Knechten hinreiten und die Führer zu einem feierlichen Bankett hier bei mir einladen; es soll angeblich ein Abschiedsgelage werden. Während die Livenhäuptlinge hier versammelt sind und sich dem ungewohnten Genuße unseres trefflichen Weines hingeben, umzingeln meine Knechte das Haus. Die Gastgeber sind gerüstet, die Gäste wehrlos in unserer Hand. Ich werfe ihnen ihre Tücke und Bosheit mit strengen Worten vor und sage ihnen, wir würden sie alle gefesselt mit nach Deutsch-

land nehmen, da unsere zurückbleibenden Brüder ihres Lebens hier nicht sicher seien. Nur unter einer Bedingung wollten wir noch dieses Mal ihren Friedensbeteuerungen ein geneigtes Ohr schenken, wenn sie uns sofort ihre Söhne als Geiseln stellten. Wir würden dieselben an ihrer Statt nach Deutschland mitnehmen, und wenn sie, die Liven, den beschwornen Frieden hielten, den Knaben eine christliche und ritterliche Erziehung zu teil werden lassen, andernfalls sie niedermachen und mit einer großen Heeresmacht das Livenland erobern. Zur selben Zeit, wo ich dies hier mit den Häuptlingen verhandele, wird es dem Ritter Harbert obliegen, die Knaben, die er in Treiden beim Spiel beobachtet hat, zu fangen und sie, ohne ihnen ein Leid zuzufügen, gefesselt auf unsere Schiffe zu bringen. Dies wird uns den Frieden für die Zurückbleibenden sichern und giebt uns die Gelegenheit, aus den wilden Heidenknaben christliche Männer zu erziehen, die für uns, mit den hiesigen Verhältnissen und der Sprache vertraut, von unermesslichem Werte sein werden. Überlegt meinen Plan und laßt mich Eure Meinung hören!"

Da bedurfte es keiner langen Überlegung, einstimmig bezeugten alle ihre Freude über die Klugheit und Besonnenheit des Bischofs; die Zahl derer, die während der Wintermonate zurückbleiben wollten, mehrte sich, und man besprach eifrig die Ausführung des Vorschlages. Der Plan der künftigen Stadt wanderte von Hand zu Hand und fand reichen Beifall. Nur Harbert von Yburg war empört, daß er zum Knabenfänger erwählt war; doch Konrad von Dortmund gelang es, den zornigen Ritter zu besänftigen, indem er ihn an sein in der

Heimat gegebenes Versprechen erinnerte, ohne Murren das Geheiß des Bischofs zu erfüllen, der ihm mit diesem Auftrag einen erneuten Beweis seines Vertrauens schenke.

Drittes Kapitel.

Die Heiden.

Kaupo, der Livenfürst, bewohnte ein festes Haus. Er gehörte zu den hervorragendsten Anführern der Liven, stammte aus einem alten Geschlecht und hatte den ererbten Besitz durch kluge Verwaltung zu erweitern und zu verbessern gewußt. Von tieferer Gemüthsart und feinfühligter als die meisten seiner Gefährten, war er längst mit den Göttern seines Volkes zerfallen. Klänge vom Christentum hatten schon seine Kindheit berührt, denn seine Mutter war von Bischof Meinhard getauft worden, aber sie war früh gestorben, und er wurde von seinem Vater zur Ausübung der alten Gebräuche angehalten. Seitdem er jedoch an die Spitze seiner Sippe getreten und als Anführer vielfach mit den Christen in Berührung gekommen war, ließ er sich von den deutschen Priestern unterweisen. So wurde er Christ und ein treuer Anhänger Alberts. Im Treidenischen war er ansässig. Ihm gehörten viele Dörfer und Ländereien, und er hatte sein Haus nach dem Muster deutscher Bauart in eine kleine feste Burg umgewandelt, deren er um so mehr bedurfte, als viele seiner Landsleute, eifrige Heiden, ihm übel gesinnt waren. Einige Zeit, nach-

dem Bischof Albert jene Versammlung am Riegebach gehalten hatte, saß Kaupo vor seinem Hause und genoß den schönen Frühlingsabend. Neben ihm spann sein Weib, und vor ihm auf der Wiese, die sich bis zu einem Lehmuwall erstreckte und auf der einige alte Birken standen, tummelten sich seine und seines Bruders Azzo Kinder. Mo und Viezo bemühten sich zwei junge Pferde einzureiten, und des ersteren Schwester, Tio, führte ein Schaf an der Leine, das sie zärtlich liebte. Stets sonst hatte Kaupo dem Spiel der Kinder um diese Abendstunde friedlich zugehört, heute blickte er düster vor sich nieder und achtete nicht auf seine Frau, die ihm den Metkrug füllte. Azzo trat zu ihm und unterbrach seine Gedanken. Er war jünger als Kaupo, ein heiterer, kräftiger Mann, der es liebte, nur die Sonnenseite des Lebens wahrzunehmen und auf die Schatten nicht zu achten. Freudig kam er auf seinen Bruder zu und rief: „Ei, da lob' ich mir den Einfall des Bischofs, uns zu sich zu entbieten; bei einem Trunkte seines vortrefflichen Weines wird es uns leichter werden, ihm in unauffälliger Weise den Rat zu erteilen, mit allen Deutschen das Land zu räumen, ohne daß wir unsere Brüder zu verraten brauchen.“

Kaupo schüttelte den Kopf und erwiderte: „Ich fürchte, Azzo, die Sache liegt anders. Warum hat Bischof Albert mir vor drei Wochen nichts von dieser Einladung gesagt? Im Gegenteil, er betonte seine baldige Abreise und daß wir uns vor derselben nicht wieder sehen würden. Nein, glaube mir, wir gehen wohl hin zum Riegebach, aber ob und wie wir zurückkehren, das ist sehr schwer zu sagen.“ Azzo blickte betroffen auf, dann rief er ärgerlich: „Weiß Gott, Kaupo, du hast doch wahrlich kein Recht, dem Bischof



zu mißtrauen, der dich liebt wie einen Blutsfreund. Aber das kommt von deiner Gelehrsamkeit. Anstatt dich wie die andern in Feld und Wald zu tummeln, sitzt du daheim und bemühst dich jenes Kauderwelsch, die deutsche Sprache, zu erlernen, und dabei kommen dir Hirngepinste. Gegen deine Genossen umzäunst du dein Haus, daß es sich ausnimmt wie eine Burg, und gegen deinen Glaubensgenossen bist du mißtrauisch.“ „Ich mißtraue Albert nicht, ich verstehe ihn, Azzo. Ich müßte handeln wie er, aber deshalb eben erfüllen Kummer und Sorge mein Herz. Laß uns jedoch ausbrechen, ich theile dir unterwegs meine Vermutungen mit. Wollen wir pünktlich zur Stelle sein, so müssen wir die Nacht zuhülfe nehmen; auch ist ein Ritt zu dieser Zeit, wo die Helligkeit des Tages kaum aufhört, schöner als in der Sonnenhitze. Heda, Ylo, Viezo! Sorgt, daß die Rosse gezäumt werden. Tio, mein Täubchen, komm, laß dir Lebewohl sagen. Soll ich dir ein Band mitbringen vom deutschen Kaufmann, schöner und bunter als das, was der Ruffian dir stahl und das Ylo beschmuzt heimbrachte? Frau, Frau, Dagerute, wo bist du? Reiche Azzo und mir noch einen Abschiedstrunk, halte das Haus in Ordnung und traue nicht der Freundschaft der Frau Dabrels, unseres Nachbars, von dessen Burg kann nichts Gutes kommen!“ So redend schlangen sich die Brüder auf ihre Pferde, einige Knechte folgten ihnen. Ylo und Viezo beschloßen, da sie zu ihrer großen Entrüstung trotz ihrer 15 Jahre noch nicht als Männer betrachtet wurden und daher den verlockenden Ritt zum Rigebach nicht mitmachen durften, mit anderen gleich gekränkten Kameraden wieder ein Kriegsspiel zu unternehmen, und Tio folgte ihrer Mutter ins Haus. Sie war ein hübsches

Mädchen mit braunem Haar und glänzenden Augen; sie und Ylo glichen mehr der Mutter als dem Vater. Da gerute war nicht damit einverstanden, daß ihr Gatte sich, die Kinder und sie selbst hatte taufen lassen. Sie traute den alten Göttern mehr als dem fremden gekreuzigten Heiland und hoffte von Tag zu Tag auf eine Befreiung vom Christen- und Deutschenjoch. Spät abends, als alles schlief, saß sie am Fenster und wartete auf Ylo. Des Knaben langes Fortbleiben schreckte sie nicht; denn sie wußte, wie weit hinaus die Heißsporne sich beim Kriegsspiel wagten; endlich hörte sie des Knaben Schritte, kurz vordem der Mond jenen Stand erreicht hatte, der ihr die erste Stunde verkündete. Ylo umarmte seine Mutter heftig, und diese bemerkte in seinem Gesicht blutige Streifen, auch blickten seine Augen zornig und seine Lippen bebten. „Nun, nun, Ylo“, jagte sie beschwichtigend, „was hat es wieder gegeben? Setz dich her, ich hole einen Streifen Lein, um dich zu verbinden, und bringe dir dein Abendbrot, auch einen Trunk Met sollst du haben wie der Vater, denn es scheint heiß hergegangen zu sein in eurer Schlacht. Wer hat denn gesiegt?“ Da war es um Ylos Fassung geschehen, und bebend vor Zorn erzählte er: „Wiezo mit seinen verfluchten Christen hat uns besiegt, Mutter. Aber nur weil der Wolf, der Fuchs, der Ruffian als Spion unser Versteck entdeckte und uns die Feinde in den Rücken fielen. Er wird's nicht wieder wagen, denn ich habe ihn blau und grün geprügelt. Ach Mutter, wie ich die Deutschen hasse! Warum ist der Vater ihr Freund? Werden sie nicht endlich das Land verlassen, daß wir die Taufe abspülen und frei werden können wie früher!“ „Sei nicht so heftig, mein Herzenskind, du mein Augentrost. Warum

dein Vater Christ geworden? Nun, behext ist er, aber endlich wird Thara mein Gebet erhören, und wenn ihm zum Opfer die Christenleiber brennen, und wir hier befreit atmen, dann wird auch er zum alten Glauben zurückkehren. Und die Deutschen — sei still, Mo, daß niemand uns hört — ich vernahm eine Ekster heute, die raunte von Totschlag. Rot wird das Dünawasser sich färben vom Blute der Fremden. Des Dabrels Weib war hier, die sagte mir, ich solle mein Küchenmesser schleifen, denn auch wir Weiber wollen nicht zurückbleiben, wenn es los geht, und auch du, mein Knabe, sollst dazu gewappnet sein. Sieh her, was ich dir habe anfertigen lassen!“ Sie trat an einen hölzernen Kasten, hob den Deckel desselben und hieß Mo hineinblicken. Da lag ein funkelndes Panzerhemd, ein Schwert, eine Lanze und ein Helm; die Rüstung war nach deutschem Muster gearbeitet und glänzte beim Bergelschein wie edles Metall. Mo stieß fast einen Freudenschrei aus und umarmte seine Mutter stürmisch. „Wann soll es los gehen?“ fragte er. „Nun, wenn Bischof Albert mit den Seinen davongeschifft ist. Das Häuflein Ritter und Mönche, die zurückbleiben, sind wie eine Schafherde ohne Leithammel. Während unter Dabrels Leitung die Holmsche Burg gestürmt wird, soll es die Aufgabe von euch Knaben sein, die Deutschen ausfindig zu machen, die sich einzeln hier heruntreiben, und dabei werden wir Mütter euch helfen. Sind die Ufer der Na und der Düna erst frei vom Tritte der fremden Schleicher, so wollen wir Thara Opfer bringen, wie sie seit Jahrhunderten nicht heller gelodert haben, und du sollst dein erstes Männerwerk vollführen. Aber schweige, daß niemand, auch nicht der Vater hiervon erfährt.“ Einige Tage später ver-

sammelten sich die Knaben wiederum auf der Waldwiese. Mo, Viezo, Ruffian und einige andere waren von den Kameraden erwählt worden, um über das vorzunehmende Spiel und den hierzu geeigneten Platz zu beraten. Die jugendlichen Anführer lagerten am hohen Bachufer, ihre Vasallen unten auf der Wiese. Es mochten wohl fünfzig Knaben sein; die meisten von ihnen, dreißig an der Zahl, waren die Söhne der Anführer, die der Einladung Alberts folgend zum Rigebach geritten waren. Die Kinder und Mütter waren am Versammlungsort Treiden verblieben, um nachher gemeinsam mit den Männern ihren heimathlichen Gauen zuzupilgern. — Mo, den die neuliche Niederlage drückte, schlug wieder das geliebte Kriegsspiel vor. Er sagte, er habe eine so feste Livenburg im Walde erbaut, daß er es getrost mit jedem Feinde aufnehmen könnte, und forderte Viezo und seine Christenhelden auf, wenn sie Mut hätten, den Ort ausfindig zu machen und einen Angriff zu wagen. Er pfiß, und sofort umgaben ihn seine Getreuen, mit denen er dem Walde zustürmte, während Viezo seine Schar ordnete und mit ihr beriet, wo Mos Burg zu suchen sei. Mo und seine Kameraden wanden sich durch ein Dickicht, überschritten, sich am Gestrüpp haltend, einen Morast und kamen an einen Bach, der zum Sprung zu breit und zum Durchwaten zu tief und reißend war. Ratlos sahen sie auf ihren Anführer, der aber wandte sich nach links, bog vorsichtig einige Sträucher auseinander und rief: „Nun folgt mir, aber seht euch vor, brecht keine Zweige, daß wir keinerlei Spuren hinterlassen!“ Geschmeidig und eilig krochen die Jungen durch. Mo wies auf eine Birke; diese bog ihren Stamm über das Wasser, und auf der anderen Seite ragte ein Sandstein-

hügel hervor, der steil zum Bach abfiel. „Dorthin“, flüsterte Olo, „führ' ich euch! Wollen sehen, ob Russian und seinesgleichen uns folgen werden!“ Leichtfüßig sprang er auf den weißen Stamm und überschritt, ohne sich an den Ästen seitwärts zu halten, in stolzer Haltung das unheimlich unter ihm gurgelnde Wasser. Seine Kameraden folgten, nur einer drückte sich scheinbar zur Seite, was jedoch keine Beachtung fand. Wie die Katzen kletterten die Knaben am bröckelnden Gestein hinauf und fanden oben ihre Mühe reichlich belohnt; denn der Hügel versprach eine uneinnehmbare Burg zu werden, wie Olo gesagt hatte. Triumphierend schaute dieser sich um und rief: „Seht, ich habe alles vorbereitet, rechts und links ist Morast, den auch der kleinste Knirps nicht überschreiten kann, und hinter uns, durch die Wildnis von Unterholz und Hochstämmen werden sie schwerlich durchkommen. Gelänge es ihnen doch, so könnten sie nur hintereinander das Gestein erklimmen, und wir wollen sie brav empfangen. Hier müssen wir uns aufstellen, denn am Bach zu wachen hat keinen Zweck, die Baumstammbrücke kennt und findet niemand. Ehe der Feind aber überhaupt bis hierher vordringt, wollen wir ein Lager aufschlagen und die Wurfgeschosse prüfen, die ich in den vergangenen Tagen gesammelt habe. Seht her!“ Er wies stolz auf zwei Gruben, die hoch angefüllt mit großen und kleinen Tannenzapfen waren. „Hier“, fuhr er fort, „sind auch Weidengerten und einige Pfähle, sowie eine Masse Birkenrinde. Wohlan! beginnt die Arbeit. Da, wo wir den Feind erwarten, steckt einen Weidenzaun. Ihr anderen fügt die Pfähle schräg zusammen und deckt sie mit Zweigen, dann belegt dieselben mit der weißen Rinde, und ich möchte schwören, wir haben ebenso kunst-

gerechte und blendend weiße Zelte wie der Deutsche. Einer aber muß auf die Kiefer klettern und pfeifen, wenn er Feinde sieht!" Ylos Befehle wurden pünktlich erfüllt, und mit glänzenden Augen eilte er geschäftig hin und her, ohne selbst mit Hand anzulegen, denn einem Anführer kam es nur zu, anzuordnen, nur während der Schlacht durfte er mitkämpfen. Plötzlich hörten die Knaben vom Dickicht her ein kräftiges Wiehern, und Ylo erblickte am Fuß des Hügels sein kleines Pferd, das der Vater ihm einmal von einem Götzenzuge mitgebracht hatte, und das so zahm war, daß es ihm auf Schritt und Tritt wie ein Hündchen folgte. Auch heute war es auf der Wiese bei der Versammlung zugegen gewesen, und Ylo hatte ihm mit einem leichten Schläge befohlen, nach Hause zu traben. Ymar jedoch, so hieß es, hatte seinen eigenen Kopf, es war in den Wald getraut und den Jungen gefolgt. Da ihm die Birkenbrücke zu gefährlich erschienen war, hatte es einen Umweg gemacht, stand nun unten an der Burg und wieherte seinem Herrn freudig zu. „Holla, Ymar!“ rief dieser, „du könntest uns verraten oder vom Feinde weggeschleppt werden. Da du plötzlich hier bist, anstatt zu Hause zu sein, müssen wir dich herauf schaffen. Er kletterte hinunter, aber Ymar wartete nicht die Ankunft seines Herrn ab, vorsichtig Hufe vor Hufe setzend, klonn er ihm entgegen, und beide wurden oben mit Freudenrufen begrüßt. Die Sonne stieg und erreichte ihren Höhepunkt, es ließ sich kein Feind blicken, und kein Laut wurde von unten her vernommen. Die Jungen wurden hungrig, aber wieder mußte Ylo Rat; er holte aus einem Versteck einen großen runden Kuhkäse hervor, ein Brot und ein Holzkännchen mit Honig. Man lagerte sich und schmauste. Da es aber

noch immer nichts zu thun gab, klagten alle über Durst, und der junge Anführer mußte ein Mittel erfinden, die drohenden Anzeichen einer Rebellion zu ersticken. Er beschloß je zwei und zwei zum Bach zu schicken, er selbst blieb als Wächter oben. Die meisten Knaben waren bereits zurückgekehrt, als die beiden letzten unten einen Ruf ausstießen. Man hörte sie schnaufend eilig den Berg erklimmen und, als sie anlangten, zerrten sie einen Burschen mit sich. Sie hatten ihm Blätter in den Mund gestopft, seine Kleider waren zerrissen, und Wasser rieselte von ihnen herab. „Heda, Nlo, ein Gefangener! Wir zogen ihn wie einen Fisch aus dem Fluß. Wollte das Kälbchen über den Birkenstamm spazieren, doch dem Ufer nahe wackelte er, als hätte er zu viel Met genossen und plumpste wie ein Stein ins Wasser, gerade in unsere Hände, die wir zum Schöpfen hineingesteckt hatten. Um ihm das Schreien zu verleiden, stopften wir ihm Blätter ins Maul. Jetzt richte, was machen wir mit dem Gefangenen?“ Nlo pff, und seine Vasallen stellten sich im Kreise um ihn auf. Den Gefangenen hatten sie mittlerweile gebunden, er lag zu Nlos Füßen. „Genossen!“ schrie der Häuptling, „hier ist ein Feind, ein Verräter, ein verfluchter Deutscher und Christ. Was verdient er nach dem Willen der Götter und Krieger?“ Einstimmig erscholl die Antwort: „Den Tod, er muß getötet werden!“ „So laßt uns zum Gericht schreiten!“ Als die Knaben zur Beratung zusammen traten, rief Nlo plötzlich: „Halt! Tharapita gab ihn in unsere Hand, laßt Tharapita richten. Zum Urtheil der Götter!“ Da jubelten alle Zungen, denn das war genau wie beim Kriege der Großen, und man hatte zum Glück ein Roß. Der brave Ymar wicherte soeben.

Ein Bursche jedoch mit Namen Alo trat zu Ylo und sagte ihm halblaut: „Bei meiner Seele, Ylo, du thust nicht recht daran, die Götter ins Spiel hinein zu ziehen, laß vom Tharaurteil ab; den großen Kriegsgott könnte unser Spiel erzürnen.“ „Ei was!“ rief Ylo, „wer sagt, daß es Spiel sei? Und den Göttern muß es stets angenehm sein, wenn sie über einen Deutschen zu richten haben. Da du aber so genau Tharas Sinn zu kennen vermeinst, magst du der Priester sein. Wohlauf! Rüstet ihn aus, daß aus dem jungen Krieger ein ehrwürdiger Greis werde!“ Alo fügte sich, das Spiel war zu verlockend; einige Jungen eilten mit dem grauen Moos der Tannen herbei, sie hängten es ihm in Strähnen über sein braunes Haar und klebten ihm mit Honigreften einen wallenden Moosbart an. Dann stellte Alo sich in die Mitte, die anderen bildeten einen Kreis. Zwei führten auf Ylos Geheiß das Pferd herbei, Ylo löste die Fesseln des Gefangenen. Dieser, der noch immer nicht sprechen konnte, machte ihm in seiner Aufregung Zeichen mit den Händen, und Ylo erkannte in ihm zu seinem großen Erstaunen seinen eigenen Krieger Besefe, der sich beim Erklettern des Birkenstammes schon zur Seite gedrückt hatte, ohne daß er bisher vermißt worden war. Jedoch das Spiel zu stören, brachte Ylo nicht übers Herz; er verbarg also sein Erstaunen, ließ den Knaben aufs Ross setzen und befahl dem Priester seines Amtes zu walten. Alo trat vor in gebückter Haltung, wie sie dem Greise gebührt. Er verneigte sich vor dem Anführer, griff nach dessen Lanze, einem zugespitzten Weidenstecken, legte sie vor die Hufe Ymars, hob die Hände und rief laut: „Tharapita, Tharapita! thu uns deinen Willen kund. Soll zum Tod der Deutsche gehen oder schenkst du ihm sein Leben?“

Alle Anwesenden hoben ihre Lanzen und riefen: „Tharapita, Tharapita! thu uns deinen Willen kund!“ Der Priester faßte Ymars Zügel, der sich gehorjam in Bewegung setzte; er hob den rechten Fuß. Das bedeutete Leben, der linke hätte den Tod gefordert. Mo jedoch rief in das Stimmengeschwirr hinein: „Halt! Bruder, dem Ymar sitzt der verfluchte Christengott auf dem Rücken, hebt den Gefangenen herab, daß wir das Pferd abreiben; dies Urtheil ist ungültig!“ Er jagte dies, weil er von seinem Vater erfahren hatte, daß ebenso vor vielen Jahren der Wahrsager gerufen hatte, als ein christlicher Mönch, Theodorich mit Namen, also gerichtet werden sollte. Der unglückliche, von Wasser triefende Beseke wurde herabgezerrt und der Rücken Ymars abgerieben; dann wurde er wieder hinauf gehoben. Während alle gespannt auf die Hufe des Rosses blickten, und Mo seinen Ruf anfang: „Tharapita, Tharapita u. s. w.“, gelang es Beseke, seine Hand unbemerkt zum Munde zu führen; er riß die Blätter, die ihn zu ersticken drohten, heraus und schrie in den Kriegsgefang hinein: „Haltet, ihr Thoren, Mo höre, laßt ab vom kindischen Spiel, ihr, wir alle sind verraten!“ Seine Stimme klang so angstvoll, daß ihn die Knaben umringten, und Mo, den Ernst des Rufes erfassend, rasch fragte: „Was ist geschehen, warum bist du uns untreu geworden und welche Gefahren drohen uns von Viezo?“ Da rief Beseke: „Nicht untreu bin ich, aber ich konnte euch nicht über den Balken folgen, denn ich leide an Schwindel; ich beschloß weiter oberhalb den Bach zu durchschreiten und vom Walde herauf zu klimmen. Als ich dorthin kam, sah ich zwischen den Stämmen Viezo und die Seinen herankommen. Da bog ich ab zum Morast

zu, und hier bemerkte ich plötzlich Russian und neben ihm den dicken deutschen Ritter Harbert von Yburg. Der sprach eifrig mit ihm. Wie ich mich nun umwandelte, denn ich wollte lieber in Viezos als in Russians Hände fallen, sah ich noch, wie Russian vorsichtig einen Seitenpfad einschlug. Der Ritter stieß einen leisen Pfiff aus und folgte ihm. Ich eilte zu Viezo und gab mich ihm gefangen. Als ich ihm von meiner sonderbaren Begegnung mit Russian erzählen wollte, wurde es plötzlich lebendig hinter uns im Walde. Fast hinter jedem Baum stürzte ein Deutscher in blanker Rüstung hervor. Da die meisten Knaben dergleichen noch nicht gesehen hatten, starrten sie, ohne sich zu rühren, die Gestalten an. Diese aber fuhren auf sie zu, und ehe sie sich wehren konnten, waren sie geknebelt und gebunden. Der dicke Ritter hob Viezo auf sein Ross, so thaten auch die anderen mit ihren Gefangenen. Einer erfaßte Russian, der unentschlossen dastand und sich eben im Dickicht verkriegen wollte. Er gab ihm einen Schlag mit der flachen Klinge des Schwertes, hob ihn zu sich aufs Pferd und rief: „Oho, Verräter! uns verrätst du nicht. Jetzt zu den anderen! und wenn du, Galgenstrick, uns nicht richtig den Weg weist, wird dieses Schwert dich Mores lehren!“ Dann verschwanden alle. Mich hatten sie nicht gesehen, denn ich hatte mich zwischen dem Tarrenkraut hingestreckt. Ich eilte zurück, um euch zu warnen. Da ihr mich jedoch nicht erkannt habt und euer kindisches Spiel mit mir triebt trotz meiner Zeichen, ist viel Zeit verstrichen. Rettet euch! Zurück über den Birkenstamm!“ „Hallo, schnell!“ schrie Mo, aber zugleich erscholl von der Tanne her, auf der der Wächter saß, ein gellender Pfiff. Es war zu spät; von allen Seiten war die Schar von

deutschen Rittern umzingelt, und Harbert von Yburg trat auf Nlo zu und rief: „Ergebt euch, Knaben! Siehst du, Nlo, hier den Ring deines Vaters Kaupo? Er gebietet dir durch mich, samt deinen Genossen mir willig zu folgen, wir werden euch zum Riebach bringen, wo Kaupo und Azzo selbst euch sagen werden, was über euch beschlossen ist.“ Nlo aber schrie wild: „Ihr lügt, verfluchter Deutscher! Gestohlen ist der Ring, wohl dem von Euch getödeten Kaupo vom Finger gezogen. Ihr sollt mich nicht lebendig haben. Folgt, Jungen!“ Er setzte an zum Sprung hinunter in den Bach, aber Ritter Harberts Eisensauß hielt ihn zurück. Nlo biß, schlug, schrie und kratzte, jedoch wurde er bald überwältigt. Als die andern Knaben sahen, daß ein Entfliehen oder Kämpfen vergeblich war, folgten sie bleich und stumm den gepanzerten Männern vom Hügel hinunter in den Wald. Dort auf einer Wiese standen viele Kofse, auch fanden sie die gefesselten Kameraden vor. Ritter Harbert ließ alle frei machen und rief: „Jetzt besteigt die Kofse, je einer von euch reitet neben einem meiner Krieger, die die Zügel führen. Wer versucht vom Pferde zu gleiten oder zu entkommen, den mache ich nieder!“ Schweigend ritt die Schar dem Waldausgang zu. Die Sonne sank, und als sie das freie Land erreichten, war es dunkel, die aufgeregten Knaben wußten nicht, in welcher Richtung sie ritten. Unaufhaltfam ging es weiter. Als der Morgen dämmerte, hielt man. Ritter Harbert stieg vom Pferde, trat auf das Roß zu, auf dem Russian saß, hob ihn herunter, versetzte dem Überraschten einige tüchtige Hiebe, daß er jämmerlich zu schreien anhub, und rief: „So, du junger Strolch, lohnt man in Deutschland dem Verräter. Jetzt lauf, Bürschchen, denn

deinesgleichen können wir nicht brauchen!“ Damit überließ er den Heulenden seinem Schickal und ließ den anderen Knaben eine Erfrischung reichen. Als man weiterritt, bemerkte der Ritter neben seinem Roß, auf welchem vor ihm Ylo saß, ein kleines Pferdchen munter daher traben. Ylo erkannte den treuen Ymar, und Thränen stürzten ihm aus den Augen. Harbert, der diese Bewegung richtig deutete, sagte: „Das ist dein Roß, junger Held, du magst es besteigen.“ Und Ylo fühlte sich wie in der Heimat, als er auf Ymars Rücken weiter ritt.

Viertes Kapitel.

Gift wider Gift.

Auf dem Dünastrom schaukelten die Schiffe, die Bischof Albert und die Seinen nach Deutschland bringen sollten. Noch hatten die Pilger dieselben nicht bestiegen. Nur die Mannschaft und einige Kaufleute waren auf den Verdeckten beschäftigt. Erstere säuberten die Fahrzeuge, insbesondere das, auf welchem der Bischof zu reisen pflegte. Da wurden die Masten und Raen auf ihre Seetüchtigkeit geprüft, die Planken gecheuert, die Segel ausgebessert; das prächtige Purpurzelt, in dem Albert sich bei gutem Wetter Tag und Nacht aufhielt, wurde mit neuen Kissen versehen, und der Proviantmeister handelte mit eingeborenen und fremden Kaufleuten, um alle reichlich mit Speise und Trank für die Fahrt zu versorgen. Er kaufte so viel gedörrte Fische, so viel vom ländlichen Käse, Met und Honig, daß ein alter Handelsmann fragte, ob er sämtliche Liven mitzunehmen gedächte, oder ob man beabsichtige ein Jahr und länger auf dem Meere zu bleiben, oder ob er die Eswaren zur Bechwerung der Schiffe benutzen wollte, um sie nachher in Deutschland mit Vorteil zu verkaufen. Der Proviantmeister antwortete schmunzelnd: „Fürsorge ist

besser als Fürwitz, will euch das umsonst wieder zurückbringen, was ich zuviel der guten Dinge mitführe“, und handelte ruhig weiter. Mittlerweile waren die deutschen Pilger, die der Zimmerarbeit kundig waren, damit beschäftigt gewesen am Fluß ein Haus zu bauen, oder vielmehr einen Zeltjaal. Die Wände waren aus Tannen- und Birkenstämmen leicht gefügt, und als Dach war weiße Leinwand drüber gespannt. Die Eingangsthür war niedrig und ließ sich durch zwei mächtige Querbalken von außen und von innen verriegeln. Man konnte keinerlei Fenster oder Pforten wahrnehmen. Es wurden lange Tafeln hineingezimmert mit festen Bänken zu beiden Seiten. Weiße Leinentischtücher und schwellende Polster verhüllten die rohen Planken. Auf den Tischen standen in kunstvollen Haltern Wachskerzen und mächtige Pokale aus Silber und Krystall. Auch zimmerne Teller funkelten darauf, und Bischof Albert nickte zufrieden, als er den Raum durchschritt und sorgsam prüfte, ob alles zum Empfang seiner Gäste, der Livensfürsten, vorbereitet war. Er hatte zu dieser Besichtigung die Nacht vor dem Feste wählen müssen, denn erst am späten Abend konnte man ihm melden, daß der Bau vollendet war; so hatte er auch nur wenige aus seinem Gefolge um sich, einige Ritter, Priester und Knechte. Der Zimmermann und Graf Konrad von Dortmund führten den Herrn und zeigten ihm die getroffenen Vorbereitungen zum Gastmahl. „Ich zweifle nicht, ehrwürdiger Vater“, sagte Konrad von Dortmund, „daß der Anblick der glänzenden Tafeln im Schmucke des Silbers, der Kerzen und Blumen, die purpurnen Sammpolster, der schwere Baldachin über Eurem Sitze, dahinter der violette Seidenvorhang, hier der schwellende Teppich des Orients, end-

lich die Schilde und Fahnen, mit denen die Wände so geschickt verziert sind, einen eben solchen, die Sinne verwirrenden Eindruck auf die Wilden dieses Landes machen werden, wie weiland die üppige Pracht der Römer auf uns Germanen. Nehmt noch dazu die Überraschung, wenn sie uns in unseren Rüstungen und Euch und Euer Gefolge in der reichen Tracht Eures Standes sehen, und zuletzt die guten Weine aus Euren Fässern und die trefflichen Bissen unseres Küchenmeisters, und ich wollte wetten, selbst unser grimmigster Feind, Acko von Holm, wird sich in Euren Willen fügen.“ „Ich wollte“, erwiderte Albert seufzend, „was wir vorhaben, wäre nicht nötig, aber ich sehe kein anderes Mittel zu unserer Rettung. Übrigens“, fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, „seid Ihr vorbereitet, mich in die Geheimnisse dieses Hauses einzuweißen?“ „Ja, ehrwürdiger Vater“, antwortete Konrad und fügte laut hinzu: „Ich bitte Eure Ehrwürdigkeit, das Gefolge gütigst zu entlassen und mir noch einige Minuten in Angelegenheiten des Schwertbrüderordens zu gewähren.“ Bischof Albert winkte, und bald standen er und sein Begleiter im Dämmerlicht einiger Kerzen allein im Gemach. Konrad führte Albert zum erhöhten Sitz an der Kurzseite des Saales, die zum Flusse hin lag und bat ihn sich zu setzen. „Ehrwürdiger Vater“, hub er an, „Ihr seht hier vor Euch diesen kleinen Tisch, es ist der einzige, der zierlich und fein gearbeitet scheint und dessen Platte aus Erz geschmiedet ist. Darauf sind künstliche Verzierungen zu sehen, und hier in der rechten Ecke in erhabener Arbeit ein Eberkopf. Ich bitte Euch nun, schlagt wie im heftigen Zorn auf denselben und nehmt die Wirkung wahr.“ Der Bischof that, wie der Ritter ihn bat, und alsbald ver-

nahm man im Freien ein Geräusch, als würde mit einem Schwert gegen einen Schild geschlagen, zugleich spürte Albert hinter sich einen Luftzug. Als er sich umblickte, war der violette Vorhang von unsichtbaren Händen emporgezogen, und er sah in den sternbedeckten Nachthimmel. Vor der großen Thoröffnung, die hinter seinem Sessel entstanden war, hoben und senkten sich leise die Wellen des Dünaströmes, und auf demselben lag hart vor der auseinander geschobenen Wand des Saales ein wohlbemanntes großes Boot, dahinter ein zweites und noch ein drittes. Die Leute auf ihnen trugen Fackeln, Wurfgeschosse, Brander und Lanzen. „Und nun, Herr Bischof“, sagte Konrad triumphierend, „seht, was aus den Wänden rechts und links von Euch herein leuchtet!“ Albert folgte wiederum seiner Weisung, da hatten sich zwischen den Fahnen und Schilden hinter den langen Bänken der Tafeln Lücken in nicht zu großer Höhe vom Fußboden aufgethan, und durch dieselben sahen gepanzerte Krieger mit Fackeln und Lanzen herein. „Wenn dieser Anblick noch nicht genügt, die Livenfürsten zur Vernunft zu bringen, nachdem ihr versucht habt, sie durch die Gewalt Eurer Rede einzuschüchtern, so schlägt nochmals auf den Oberkopf“, erklärte Konrad, „und auf dieses Zeichen wird in die stummen Gestalten Leben kommen. Sie werden sofort im Saale sein, und andere werden folgen, sie werden mit Feuer und Schwert drohend die Liven umringen. Sollten diese einen Widerstand versuchen, so werden sie gefangen genommen. Wir sind in der Übermacht, dort halten die Boote, um sie aufzunehmen und auf Eure Schiffe zu führen. Das letzte Boot besteigt Ihr mit den Euren, während wir Ritter und Krieger draußen noch die Gegend

durchsuchen, um auf einen etwa noch versteckten Heiden zu fahnden. Wir ziehen dann zur Landungsstelle, besteigen die Schiffe und warten ab, was die Livenstämme, ihrer Führer beraubt, unternehmen. In zwei Tagen, unserer Berechnung nach, trifft Harbert von Yburg mit den Knaben aus Treiden ein. So hätten wir die alte und junge Brut in Händen, und ich wollte wetten, sie fügen sich in unsere Bedingungen.“ Graf Konrad gab ein Zeichen, sofort nahmen die Wände der Halle ihre vorherige Gestalt an, und man hätte glauben können einen nächtlichen Spuk gesehen zu haben. „Ihr habt alles klüglich eronnen und ausgeführt“, sagte Albert, „ich aber hoffe mit Bestimmtheit, daß es unseren Freunden Kaupo und Azzo gelingen wird die übrigen Fürsten zu dem Vertrage zu bewegen. Ich denke, die Krieger werden nur als Schreckmittel gebraucht werden, und wir werden uns mit einer scharfen Bewachung der hier eingesperrten Auführer begnügen können, bis die Söhne derselben als Geiseln auf unseren Schiffen sind, und wir mit ihnen die Heimreise antreten können. Ich hoffe, es werden diese Liven ein Einsehen haben und unsere Zurückbleibenden unangefochten lassen.“ „Ich wollte“, entgegnete Konrad, „wir hätten alle Livenweiber mit in der Halle, die werden sich nicht an die Schwüre und Verträge ihrer Männer kehren. Wehe dem Deutschen, der es nach unserer Abreise wagt, hausierend oder predigend von Gehöft zu Gehöft allein durchs Land zu ziehen! Unsere Burghewohner und die in Scharen Reisenden werden sie ungeschoren lassen, aber der einzelne Mann ist des Todes gewiß.“ „Ich habe“, sagte Albert, „an die Händler und deutschen Kaufleute eine Warnung erlassen, die Priester aber werden ihres Amtes walten;

sie stehen im Schutze der heiligen Mutter Gottes. Jetzt wollen auch wir die nächtliche Ruhe suchen, deren wir zur Stärkung für den kommenden Festtag so sehr bedürfen. Ihr könnt mit Eurem Werke wohl zufrieden sein, Graf Konrad, und ich verspreche Euch, Eure Idee von der Gründung eines Ritterordens hier im Livenlande ebenso treulich im Auge zu behalten und nach meiner Rückkehr auszuführen, wie Ihr heute meine Pläne erfüllt habt.“ Am nächsten Tage langten sechzig Livenfürsten wohl bewaffnet mit ihren Knechten und Rossen am Rigebach an. Graf Konrad von Dortmund und viele andere vornehme Pilger empfingen die Gäste so freundlich, daß die theils besorgten, theils verlegenen oder finsternen Mienen der Ankömmlinge sich aufklärten, und Acko von Holm raunte Azzo zu: „Nun sieh doch den deutschen Hund, den Konrad von Dortmund, sonst so stolz wie ein Wiedehopf und heute so freundlich und süß wie geschmolzenes Gänsefett. Wenn sein Herz nur nicht schwarz wäre wie eine Schnecke! Ich wollte, wir hätten es, alle machen können wie der schlaue Dabrel, den das Fieber am Ritt verhindert hat.“ „Ach was“, entgegnete Azzo, „fangt keine Grillen. Wenn wir so klug wie Thara und so stark wie Kalew sind, was sollen uns die da anthun? Genießt den Tag und seid heiter wie die Sonne!“ — Vor dem Festhause stieg man ab, und da die zur Begrüßung anwesenden Deutschen ohne Waffen und Rüstung erschienen waren, so legten Kaupo und Azzo die ihren ab; die anderen Genossen folgten dem Beispiel; die Knechte, geleitet von denen des Bischofs, ritten mit den Herrenrossen langsam dem Walde zu. Dort hieß man sie sich lagern und reichte ihnen saftigen Elenbraten und soviel Met, der nach deutscher Art schwerer gebraut war,

daß einer dem anderen zurief: „Trink nur, wie ein trockener Sandhaufe, so gut hat man es nicht alle Tage!“ —

Als die Liven aus dem hellen Sonnenschein in die Halle traten, waren sie schier geblendet von der feierlichen Pracht, die sie umging. Die unzähligen Wachskerzen verbreiteten magisches Licht, wie die meisten von ihnen, gewohnt an den trüben Bergelschein, es noch nicht gesehen hatten. Es funkelten die Kannen, Krüge und Teller und rauchende Schüsseln luden zum Schmaus ein, weiche Kissen zum Ausruhen nach dem langen Ritt. Die größte Pracht aber schien vom erhöhten Sitz des Bischofs auszugehen. Hier saß Albert, umgeben von seinen Geistlichen und vielen Rittern. Zierliche Pagen mit wehenden Federn an den kleinen Mützen, in reichen Sammet und Atlas gekleidet, harrten des Winkes ihres Herrn, und an mächtigen Fässern hantierten Kellermeister; vor den großen Braten standen die Küchenmeister, um die saftigen Stücke zu zerteilen. Als der letzte Livenfürst eingetreten war, erhob sich der Bischof, die Deutschen sanken auf die Kniee, und betäubt, verwirrt von der ungewohnten Umgebung, folgten die Heiden; selbst Acko von Holm, der erbitterteste Gegner der Christen, kniete neben Kaupo und empfing den Segen Alberts. Darauf hieß dieser sie freundlich willkommen und forderte sie auf, ihre Plätze einzunehmen. Die Pagen wiesen den Fremden ihre Sitze an, die also angeordnet waren, daß zwischen zwei Deutschen ein Live saß. Als bald kreisten die Schüsseln und der Bischof ergriff den mächtigen Pokal, den ihm Graf Konrad ehrerbietig reichte, berührte ihn mit den Lippen und rief: „Vielliebe Freunde und Genossen, ich heiße Euch willkommen. Schon stehen meine Schiffe bereit, um mich in

die Heimat zu bringen. Ich habe Euch, Ihr Livenfürsten, herberufen, weil Ihr die natürlichen Beschützer dieses der heiligen Mutter Gottes geweihten Landes seid. Wenn wir uns zusammen der leiblichen Nahrung erfreut haben, wollen wir gemeinsam das Heil unserer Seelen bedenken und mit einander ratschlagen, wie wir am besten bis zu meiner Rückkehr, wo ich hoffe ein großes Heer streitbarer Männer herzuführen, alle Christen gegen die Einfälle und Tücke der umwohnenden Heiden schützen können. Ich hoffe auf Eure Treue, die ich bei vielen schon erprobt habe, wie ich ganz besonders froh bin am heutigen Tage einen Eurer ersten Anführer, meinen Freund Kaupo, zu begrüßen. Heil Dir, Kaupo, Ymants Sohn, Du wackrer Held!" Da stimmten alle Christen und Liven laut in den Ruf ein, und Graf Konrad trug selbst den Pokal Kaupo zu, der also aufs höchste geehrt ward, da er dem Bischof zunächst vor allen deutschen Rittern daraus zu trinken sollte. Kaupo erwiderte: „Hochehrwürdiger Vater, also beschämt durch Eure Güte, die mein Herz erfreut, wie der erste Sonnenstrahl die Erde, kann ich nicht gewandt antworten, denn meine Zunge ist ungelent, aber mein Arm, der ist geübter, und hier schwöre ich Euch: derselbe soll in Eurem Dienste stehen jetzt, bei Eurer Abwesenheit und bei Eurer Rückkehr, und meinen letzten Tropfen Blut weihe ich der vielliebten heiligen Mutter Gottes und ihren Kindern hier, den christlichen Pilgern, Rittern und Deutschen!" Da erhob sich ein großer Lärm, die Deutschen riefen Dank und Gottes Segen. Graf Konrad schüttelte Kaupo die Hand, und alle edlen und vornehmen Ritter thaten ein gleiches. Die Genossen jedoch waren nicht so erbaut, und Acko raunte dem dicken Vie-

waldus zu: „Beim Thara, eine offene Sprache. Wenn das Kaupos Antwort ist auf unsere Bitte, sich am geplanten Aufstand zu beteiligen, so ist es schlimm mit uns bestellt, dann müssen wir nicht nur deutsches Blut, sondern auch livisches vergießen!“ „D“, entgegnete Biewaldus, der Speise und Trank so wacker zugesprochen hatte, daß sein feistes Gesicht glänzte, „laß ihn reden, Brüdern, wer kann Worte so genau nehmen, die mit solchem Wein gewürzt sind. Laßt die Zeit des Kampfes anbrechen, und der Kaupo wird sein Fleisch und Blut nicht verlassen, vertraut auf ihn, der kommt wie der Hammer auf den Kopf des Nagels. Und was für ein Weib der Kaupo hat! Cia, von den beiden kann man wohl sagen: der Herr frisch wie ein Ochse, die Frau hübsch wie eine Erdbeere. Stoßt an, Frau Dagerute und ihren Kindern Heil!“ Darauf that Acko Bescheid. Immer eifriger reichten die Bagen den feurigen Trank, immer lauter und munterer wurden die Gäste, immer tiefer sank draußen die Sonne; sie vergoldete die Spitzen der Schiffe, sie leuchtete wie Blut auf dem spiegelblanken Wasser, und vorsichtig tauchten die Ruderer von vier stark bemannten Booten ihre Riemen in das flüssige Gold. Geräuschlos näherten sie sich dem Festhause. Hinten im Walde schnarchten die livischen Knechte, übermannt vom Trunke, und des Bischofs Leute trieben ihren Scherz mit den Gesellen. Sie rollten sie hin und her, sie überdeckten sie mit Moos und Tannenzweigen, daß nur die Köpfe heraus ragten. Dann banden sie die fremden Rosse los und jagten sie fort, und die hungrigen, geängsteten Tiere flohen wiehernd tiefer ins Dickicht hinein. Als der letzte Sonnenstrahl verglimmt war und sich ein unsicheres Dämmerlicht verbreitete, ließ

man die Schläfer allein im Walde, und mit den Livewaffen und ihren eigenen versehen, zog die Schar der bischöflichen Knechte und Krieger zum Saal, sie umstellten sorgsam das Gebäude und standen regungslos, wie unheimliche Geister der Nacht, dem Lärm lauschend, der von innen zu ihnen heraus klang. Den Livenfürsten ging es nicht besser wie ihren Knechten; die deutschen Ritter sprachen vertraulich mit ihnen, aber nur wenige wie Kaupo und Aeko konnten Rede und Antwort stehen. Auf Aeko hatte der feurige Wein einen schlimmen Einfluß ausgeübt; je mehr er dem Rebensaft zusprach, um so heftiger wurde sein Haß gegen die fremden Eindringlinge, die, ohne ihnen, den Herrschern des Landes, Tribut zu zahlen oder Geschenke darzubieten, ihre mitgebrachten Schätze für sich behielten, als die zum Alleinbesitz dieser Gestade Bestimmten auftraten und sie, die wahren Herren, unterdrückten. Azzo dagegen und der dicke Biewaldus strahlten vor Behagen und schlossen mit jedem, der dessen beehrte, Freundschaft. Es mochte gegen die zwölfte Stunde sein, als Graf Konrad mit seinem gefüllten Glase sich an Aekos Seite niederließ und mit gedämpfter Stimme anfang: „Ich sehe Euch an, edler Fürst, wie sehr Euch das laute Getriebe zuwider ist, aber wir Deutschen sind nun so, wir hinterlassen gerne ein frohes Andenken. Ich hoffe, Ihr werdet auch unser gern Euch erinnern und Euch auf unsere Rückkehr freuen. Wir haben daheim so manchen Freund, der uns begleiten wird. Dann wollen wir Christen, zu denen Ihr auch gehört, dieses schöne Land teilen und seine Einwohner zum wahren Glauben bringen.“ Unwirsch erwiderte Aeko, innerlich bebend vor Zorn: „Eure freundlichen Worte freuen mich nicht, Herr Graf. Den tiefen Sinn derselben

vernehme ich wohl, doch klingt er mir nicht freudig ums Herz. Meinem Räte nach thätet Ihr besser heim zu segeln und auf eigenem Boden Eure Lämmer zu weiden. Wir sind, sollte ich meinen, recht gut allein fertig geworden, besonders mit dem Herrschen. Ich bin kein gelehrter Herr, wie Euer Herr Bischof dort, und kein reicher, wie Ihr einer seid, aber ich verstehe so manches, auch die Sprache des Waldes; sagt da ein altes Wort: des Bären Fell soll man nicht teilen, ehe man es hat. Das solltet Ihr Euch merken, Graf Wiedehopf von Dortmund!" Da lachten seine Genossen unbändig und einer rief: „Ja, ja, deutsches Gräslein, besteiget Eure Schiffe, so lange das Meer glatt vor Euch liegt wie eine Milchschüssel. Die Zeiten könnten sich ändern und so mancher Sturmvogel mit seinem spitzen Schnabel Euch verletzen, daß Euch zu Mute werden könnte wie dem Strömpling in der Räucherhütte!" Konrad erwiderte: „Bei uns zu Lande lauschen nur Weiber und Hexen auf das Raunen der Unken und Kröten, wir Männer zertreten solches Gewürm, wenn es uns zu nahe kommt. Mir scheint, ich spreche hier nicht zu Freunden. Vernehmt auch meine Warnung, Fürst Acko von Holm. In den Wäldern des Livenlandes vernimmt der einsame Wanderer nicht nur das Brummen des Bären, so manchem, der lauscht, dringen livische Laute ans Ohr, und so er sie zu deuten weiß, kann er hören, wie die edelsten Anführer des Landes, die uns Deutschen den Frieden geschworen haben, sich beraten, um nach unsrer Abreise heimtückisch auf das Häuflein der Zurückbleibenden zu fahren und sie zu morden. Dann gedenken jene edlen Helden die heilige Christentaufe im rot gefärbten Wasser der Ströme abzuspülen und, wie zu des seligen

Bischofs Meinhard Zeiten, den Priestern und Rittern des deutschen Landes frech und höhrend zu begegnen, die es wagen sollten, wieder dies Gestade zu betreten!" Mit diesen Worten stand Graf Konrad auf und trat an den Sitz des Bischofs. Biewaldus, der neben Acko saß, aber nicht auf das Gespräch gelauscht hatte, wandte sich seinem Nachbar zu und rief: „Bei Tharapita, Acko, wie seht Ihr aus! Euer Gesicht ist so bleich wie Birkenrinde!" Der also Angeredete beugte sich ihm zu und zischte: „Schweigt, altes Faß, wollt Thara, wir wären nicht hier! Wir sind verraten; laßt uns versuchen sacht den Eingang zu erreichen, um draußen uns zu waffnen und unsere Knechte zu rufen.“ In diesem Augenblick rief der Bischof, und trotz des Lärmes drang seine Stimme bis zum entferntesten Platz, so daß alsbald eine beängstigende Stille dem Getöse folgte. Er sagte: „Ihr Herren und Livensfürsten! Die Zeit des Aufbruchs naht. Ich scheid' schweren Herzens. Ich ziehe heim, um mit einem Kriegsheer wiederzukehren. Dieses Land habe ich der heiligen Mutter Gottes gelobt, und ihr werde ich es erobern. Schlimme Kunde von Euren Plänen, Ihr Fürsten, sind an mein Ohr gedrungen, und ich lasse nicht so sicher, wie ich gehofft habe, meine deutschen Brüder in Eurer Hut zurück. Obgleich ich Euch in der Lehre des Christentums unterwiesen und Euch getauft habe auf Euren Wunsch, geht Ihr doch umher wie die Wölfe in Schafskleidern. Mein Herz ist ergrimmt über Eure Tücke, und ich werde heute gleiches mit gleichem vergelten. Damit Ihr aber seht, daß ich auch jetzt noch gewillt bin, gütlich mit Euch zu unterhandeln, so hört meinen Vorschlag. Nicht länger traue ich Euren Schwüren und Friedensversprechungen,

zu oft habt Ihr sie gebrochen. Jetzt, während Ihr hier an meinem Gastmahl teil nehmt, trugt Ihr schwarzen Verrat im Herzen, wie sollte ich Euch meine zurückbleibenden Brüder anvertrauen? Nein, ich verlange andere Bürgschaft. Gebt uns Eure Söhne, dreißig an der Zahl, als Geiseln mit, wir wollen sie ritterlich erziehen und ihnen alles Gute anthun. Mißhandelt Ihr jedoch hier auch nur den geringsten Deutschen, so sterben in Deutschland Eure Kinder. Nehmt Ihr diesen Vorschlag nicht an, so werde ich Euch gefesselt mit mir führen, und ehe ich abreise, will ich Euer Land verwüsten und Eure Häuser zerstören, daß kein Stein auf dem andern bleibt. Entscheidet Euch!" Also war aufgesprungen, seine Hand umflammerte den schweren Behälter der Wachskerze. Er schrie: „Du Hund von einem Deutschen! Was! so denkst du uns zu fangen? Da, nimm meine Antwort! Ihr Livenfürsten, folgt mir, ergreift die Kerzenständer, wir brechen durch!“ Damit schleuderte er den Halter mit großer Kraft gegen den Bischof. Konrad von Dortmund jedoch fing ihn auf. Der Tumult wuchs, die Anführer der Heiden schrieen, liefen durcheinander und suchten den Ausgang, die Deutschen scharten sich um ihren Bischof, finster und drohend blickten sie auf die Feinde. Albert rief und wieder übertönte seine metallene Stimme den Lärm: „Seid nicht Thoren, Ihr Fürsten, weder Flucht noch Kampf kann Euch retten, Ihr seid des Todes, gebet nach! Du, Kaupo, der Besonnenste, übe Deinen Einfluß und rede den Sinnlosen zu!“ Da schrie Kaupo: „Haltet ein, Ihr Wütenden! Bischof Albert meint es gut mit uns, und willig bin ich bereit, meinen Sohn mit ihm ziehen zu lassen.“ Einige Männer traten auf seine Seite, aber

Acko antwortete: „Seht dort den Verräter, Ihr Fürsten, den Christenschmeichler, Land und Ehre erhofft er vom Deutschen, deshalb verkauft er seinen eigenen Knaben. Auf! Töten wir ihn zuerst und dann seine Freunde!“ Da drangen alle Heiden, die schweren Leuchter schwingend, unter furchtbarem Geschrei auf die Christen ein, der Bischof jedoch schlug dröhnend auf die Tischplatte. Plötzlich brach durch das Halbdunkel im Raum, denn die meisten Kerzen waren im Getümmel verlöscht, blendende Helle, dem Blitze gleich, der die Wolken zerreißt. Wohin die Blicke blickten, sahen sie Fackelschein, und von der roten Blut beleuchtet, gewappnete und gerüstete Krieger mit gezogenen Schwertern. Die Festhalle schien von unsichtbaren Händen niedergerissen, zerborsten. Hier, dort, überall schlangen sich durch offene Stellen Männer in den Raum, und hinter ihnen tauchten neue Gestalten auf. Der violette Vorhang im Rücken des Bischofsitzes war verschwunden. Das erste Morgendämmern zog da draußen über den Fluß, und auf demselben lagen ruhig, unbeweglich im unsicheren Licht, schauerlichen Drachen gleich Boote. In ihnen standen Krieger mit zum Wurf gehobenen Lanzen. Die Heiden gewahrten ihre Ohnmacht; die Christen sangen auf Alberts Wink mit kräftigen Stimmen „Kyrie Eleison“, und wie der Sang anschwellt drinnen im Saal und von draußen her, dachten die Blicke nicht anders, als daß sie es mit übernatürlichen Kräften zu thun hätten. Die meisten sanken auf die Kniee und flehten um ihr Leben. Albert sagte: „An Eurem Leben ist mir wenig gelegen, aber ich will Bürgschaft haben für meine zurückbleibenden Genossen; ich werde euch mitnehmen auf meine Schiffe und nach Deutschland führen! Dort werde ich dem großen Kaiser

und dem heiligen Vater erzählen, wie ihr allezeit tückisch und schlecht gegen uns gehandelt habt. Wir haben Euch das Christentum gepredigt und Euch getauft, wir haben Euch gelehrt, feste Häuser zu bauen gegen Eure Feinde, unsere Waffen haben wir Euch geschenkt, unsere Güter und Waren mit Euch getauscht, Recht gesprochen haben wir in diesem armen wüsten Lande und Eure Kranken gepflegt, und Ihr habt uns auf Schritt und Tritt verfolgt. Auf, meine Brüder, greift die Männer! Wer sich wehrt, wird niedergemacht. Die anderen führt zu den Schiffen, und heute, sobald die Sonne aufgeht, lichten wir die Anker.“ Die Deutschen rückten vor und trieben die Liven in eine Ecke des Raumes. Kaupo jedoch durchbrach ihre Reihen, er trat an des Bischofs Sitz und sprach: „Hohehrwürdiger Vater! Nicht billigen kann ich, was hier geschieht. Verdient haben wir Euren Zorn, und ich sehe wohl, daß Ihr Eurer und der Euren Sicherheit wegen also handeln mußtet. Jedoch sagt mir eins: warum glaubt Ihr, daß die Liven wiederum durch Verrat den Frieden mit Euch brechen wollten. Bei Eurem und meinem Gott schwöre ich, daß ich von solch' einem Plan nichts wußte. Ich hörte wohl manch' zorniges Wort über die Christen, aber ich hielt es für müßiges Weibergeschwätz. Welche Gewißheit habt Ihr, daß Ihr es rechtfertigen könnt, uns, Eure Gäste, zu überfallen?“ „Mein Sohn“, erwiderte Albert, „von deiner und so manches anderen Unschuld bin ich überzeugt, aber daß nicht nur verräterische Pläne uns bedrohten, nein, daß vielmehr ein Tag von Euch festgesetzt worden ist, an dem Ihr das Wasser der Düna mit dem Blute der erschlagenen Christen rotfärben wolltet, das weiß ich. Auch unter Euch findet sich so mancher Judas, und du, Acko

von Holm, der du schäumst vor böser Arglist und Wut und Kaupo einen Verräter nennst, solltest stille sein. Dein Sohn hat uns die Absichten der Liven verraten. Nicht gezwungen durch uns, nein, wie ein ekles Getier der Nacht, erschien er hier am Rigebach vor mir und verkündete, er wolle mir gegen eine Summe Geldes und einige Rüstungen alle Eure Beschlüsse, die uns bedrohlich seien, mittheilen. Er und Dabrel sind die einzigen, die nicht mit Euch kamen, sie befinden sich auf des letzteren Burg, wo sie Eure Gefangennahme abwarten, um an Eurer Stelle das Regiment im Lande zu führen.“ Aeko wollte zornig antworten, aber die Rede des Bischofs hatte ihn so getroffen, daß er hinstürzte wie ein Baum, in den der Blitz gefahren ist. Alle seine Genossen wichen vom Bewußtlosen zurück, und einige riefen: „Den hat Tharapita gerichtet!“ Einige Mönche legten den sonst so wilden, jetzt stillen Mann auf einen Teppich und brachten ihn ins Freie. Kaupo rief: „Ihr Brüder, Ihr habt gesehen, Gott hat gerichtet und Eure bösen Anschläge vereitelt. Die meisten von Euch sind verführt und durch Blendwerk der Hölle betrogen worden. Schließet Frieden mit dem Herrn Bischof und fleht mit mir, daß er Euch nochmals verzeihen möge. Hochehrwürdiger Vater, laßt uns zurück hier im Lande und nehmt unsere Knaben mit Euch als Geiseln; sie seien ein Pfand dafür, daß wir treulich bis zu Eurer Rückkehr den Frieden halten werden und Eure Brüder hier beschützen wollen. Seht, so Ihr die alten Birkenstämme unserer Wälder verpflanzen wolltet in Eure Heimat, so würde es Euch wenig nützen, Ihr beraubtet das Land seiner Zierde, und das alte Holz würde nimmermehr gedeihen; so Ihr aber die jungen Schößlinge nehmt, so

werden sie zu Eurer und unserer Freude in christlicher Zucht und ritterlicher Erziehung heranwachsen, den Deutschen und uns Liven zum Nutzen!“ Da riefen die Heiden: „Ja, nehmt unsere Knaben als Geiseln und gebt uns frei!“ Albert erwiderte: „Damit Ihr unsere Milde seht und weil Kaupo, mein Freund, für Euch gesprochen hat, so will ich Eure Bitten erhören. Ein jeder von Euch trete vor und schwöre auf das Kreuz den Frieden. Wer von euch ihn bricht, der sei ehrlos und friedlos an Ehr und Gut, bis ich zurückkehre und ihn richten lassen werde mit der Schärfe des Schwertes; sein Knabe aber verfällt in Deutschland dem Tode. Auch bleibt Ihr hier in Haft, bis Eure Söhne zur Stelle sind und meine Schiffe sie aufgenommen haben. Tretet einzeln heran zu mir!“ Die deutschen Krieger und Ritter mit den Fackeln, Schwertern und Lanzen bildeten eine Gasse, und jeder Livenfürst ging durch diese Reihe drohender Gestalten und leistete dem Bischof den Eid. Dann schlossen sich die Wände des Raumes, Albert und die Seinen bestiegen die Boote, die Livenhäuptlinge blieben allein zurück, aber sie wagten keinen Fluchtversuch, denn sie wußten wohl, daß sie unter scharfer Bewachung standen. Acko von Holm wurde von den Mönchen gepflegt, bis er so weit geheilt war, daß er nach Hause reisen konnte; er wurde dann gegen sein ritterliches Wort, die Burg nicht zu verlassen, nach Holm gesandt. Als die livischen Knechte im Walde ihren Rausch ausgeschlafen hatten und merkten, wie die Sachen standen, sahen sie sich nicht erst nach ihren Herren um, sondern verschwanden und gingen den Spuren ihrer Rosse nach.

Fünftes Kapitel.

Vater und Sohn.

Die Sonnenstrahlen funkelten in den Tautropfen des köstlichsten Frühlingsmorgens, als Ritter Harbert mit den Knaben auf die Zeltstadt am Riegebach zuritt. Die Reise war langsam von statten gegangen, denn theils, um die Gefangenen zu schonen, theils um jedes Aufsehen zu vermeiden, hatte man während der Tageshitze im Walde gelagert, auch in der Nacht wurden einige Stunden geruht, und so hatten die Livenhäuptlinge mehrere Tage Zeit über ihre Lage nachzudenken, ehe ihnen die Ankunft ihrer Söhne gemeldet wurde. Es war ein Maitag, wie man ihn so warm, so blütenreich selten im Norden antrifft. Der Kuckuck ließ unzählige Male seinen Ruf erschallen; der Specht hämmerte an den Tannenstämmen; hin und wieder, wenn die Reiter an die einsamsten Stellen im Dickicht gelangten, fuhr ein balzender Auerhahn erschrocken auf und umkreiste zornig die Eindringlinge. Dann zog sich Nlos Herz in Sorge zusammen. Er dachte an die Stunden, die er mit seinem Vater auf der Jagd zugebracht, wie er stolz seinen ersten Auerhahn der Mutter in die Hände gelegt, wie der Vater ihn in seiner ruhigen Weise

mit dem Leben und Treiben dieser Ureinwohner der heimischen Wälder bekannt gemacht hatte. Ob er die Eltern wiedersehen würde? War der Plan der heidnischen Liven verraten worden, so schwebte auch Kaupos Leben in Gefahr, denn wie der falsche Aeko von Holm würde auch er beim Bischof im Verdacht stehen, sich am Mordanschlag gegen die Deutschen beteiligt zu haben. Ritter Harbert hatte ihm versichert, Kaupo erwarte ihn am Rigebach, aber warum sollte er dem trauen? Wem konnte man überhaupt Glauben schenken? Sein Spielfkamerad Russian hatte ihn und die Genossen verraten; die Götter seiner Mutter, an die er auch sein Herz gehängt, hatten ihn verlassen, oder sollten sie ihn strafen wollen, weil er ein kindisch Spiel mit ihnen getrieben hatte? Wenn Thara, der ewige Urbegründer und Erhalter, solch' kleinlichem Gefühl der Rache nachgab, ach! dann war er nicht besser als Russian; dann war er kein Gott. Wer aber sollte dann Gott sein? Jener Gekreuzigte, von dem der Vater oft sprach, zu dem er betete, wie Dagerute zu Thara? Würde der ihn nicht auch im Augenblick der Gefahr in Zorn und Erbitterung für ein Versehen von sich stoßen? Nein, dachte der Knabe, mögen Götter und Menschen gleich falsch sein, ich will treu bleiben, ein Live, nach Glauben, Sitten und Sprache! Wie zum Schwur hob er das Haupt zum Himmel, und die Bläue desselben, die würzige Luft, vielleicht auch das Bewußtsein, obgleich ein Gefangener, doch frei zu sein in seinen heiligsten Gefühlen und Beschlüssen, stimmten ihn fröhlicher. Er wandte sich Viezo zu und fragte: „Woran denkst Du?“ „An das Wiedersehen mit meinem Vater“, antwortete dieser, „und noch mehr fast an das mit Kaupo. Ich fühle es,

er wird uns diese sonderlichen Vorfälle mit wenigen Worten erklären und, was er uns thun heißt, wird gut und recht sein. Weißt Du, Mo, was ich soeben vernahm? Ritter Harbert erzählte es einem anderen Begleiter. Bischof Albert hat von Acko von Holm und Dabrel's Plänen erfahren und zwar durch des ersteren Sohn, den schmähhlichen Nunnus. Dieser und Dabrel trachten längst nach der Herrschaft, und Nunnus ist stets mit Acko im Streit gewesen, weil letzterer ihm sein mütterliches Erbteil vorenthielt. Da ist er zu Albert gegangen und hat sich die Herrschaft am Rigeback und von Holm, Dabrel aber Kaupos Länder mit der Burg Cubbesele ausbedingen wollen. Albert jedoch hat ihm drei Goldstücke versprochen, wenn er ohne Rückhalt alles erzählen wollte, was er wüßte, andernfalls jedoch so viele Stockschläge, als die Anzahl der fremden Ländereien, nach denen ihn gelüftete. Nunnus hat sich verstockt gestellt, da haben ihn die Deutschen ohne weiteres niedergeworfen, und nach den ersten drei Hieben hat er alles bekant. Bischof Albert hat ihm die versprochenen Goldstücke gegeben und ihn festgehalten, bis die Häuptlinge am Rigeback angelangt waren, dann haben sie ihn laufen lassen wie dort am Waldesrand den Russian. Die Schmach! Wegen dreier Goldgulden hat des reichen Acko Sohn seinen Vater und sein Land verraten!" „Thara gebe, daß ich noch einmal mit ihm abrechnen dürfte! Wenn ich sein und Russians falsche Köpfe auf meiner Lanze der Mutter bringen könnte, so wollte ich gern mein Leben lassen!" rief Mo. „Sei stille, Mo“, antwortete Viezo, „die Rache ist mein, spricht der Herr.“ „Das eben ist es, weswegen

ich kein Christ bin und keiner werden kann. Wie kannst Du an einen Gekreuzigten glauben, der tot ist und der also spricht und Dir verbietet, Dich an Deinem schlimmsten Feinde zu rächen? Darum bin ich auch dessen gewiß, daß Bischof Albert wie seine Vorgänger Meinhard und Berthold nichts in unserem Lande und unter uns ausrichten können. Wir Liven sind zu stolz und unabhängig, um ihre Demut, von der ich behauptete, sie sieht der blassen Furcht verzweifelt ähnlich, uns zu eigen zu machen. So weit Dein Auge reicht, nein, viel weiter, vom Meer bis an die Grenze der Russen wird Ihara Sieger bleiben, der Helden erweckt, aber keine Träumer und Väter in weichen Gewändern.“ Biezo lächelte leise: „Helden, etwa wie Ruffian, Acko und Munnus? Zeige mir solche unter den demütigen deutschen Christen, Olo.“ Olo wandte sich hastig dem Sprecher zu, aber Ritter Harbert wies auf ein kleines Bächlein und rief: „Wir nahen unserem Ziele, da rieselt die Rige, und von jenem Hügel dort kann man den breiten Königsstrom, die Düna, erblicken. Wer scharf anschauen kann, der sieht dort, wo der Himmel die Erde berührt, einen glänzenden Streifen, einer Wolke gleich, es ist das Meer. Heiho, wie freue ich mich auf den salzigen Seewind, wenn er unsere Segel blähen wird zur lustigen Heimfahrt ins alte Deutsche Reich, wo man anderes zu thun hat, als sich mit alten und jungen Heiden herumzuschlagen!“ „Wollte, Ihr wäret gar nicht hierher gekommen! Ihr in Eurem Deutschland, wir hier, das wäre ein richtigerer Stand der Dinge geblieben“, knurrte Olo. „Was verstehst Du davon, junges Hähnchen?“, lachte der Ritter gutmütig. „Wie soll Dein dicker Livenhädel etwas von Christenpflichten, von Ritterehre und

dem Dienste der heiligen Mutter Gottes wissen? Nun aber laßt uns die weißen Punkte dort im Fluge erreichen, es ist Bischof Alberts Zeltstadt und mich verlangt nach den Meinen!“ Im wildesten Galopp stürmte der Ritter mit seinen Knechten und Gefangenen auf die Ansiedelung zu. Ohne der Zurufe, Fragen und Begrüßungen zu achten, die ihm entgegenschallten, hielt er erst vor Alberts Zelt. Hier stand ein alter Diener, dem warf er die Zügel des Rosses zu und fragte: „Nun Alderus, alles in Ordnung?“ „Jawohl, Herr, unser hochehrwürdiger Herr Bischof erwartet Euch, ich soll Euch sogleich zu ihm führen.“ Harbert verschwand im Zelt. Schüchtern und ängstlich saßen die Knaben auf ihren Pferden, und so manchem waren die Backen vor Furcht so weiß wie die Stämme der großen Birken, die vor dem Zelte standen. Nach einigen Minuten trat Harbert von Yburg an der Seite eines hochgewachsenen Mannes heraus. Derselbe schien vor den Augen der Knaben zu wachsen; denn während er gebückt sein Zelt verließ, und sein auf die Brust gebeugtes Haupt das eines Denkers und Träumers zu sein schien, richtete er sich plötzlich auf, als er die Schar gewahrte. Seine Augen blickten scharf wie Stahl auf die Knaben, und im Aussehen des Mannes schien jenen eine wunderbare Veränderung wie durch Zauberei vorgegangen; statt des Mönches stand ein Rector vor ihnen. Albert sprach: „Steigt ab, ihr Livenöhne! Alderus, weise ihnen ihre Lagerstätten. Ihr beide jedoch, Viezo, Azos Sprößling, und Glo, Kaupos Sohn, folgt mir in mein Zelt, ich selbst will Euch Euren Vätern zuführen.“ Er schritt ihnen voran in das Zelt. Drinnen kniete Viezo nieder und sprach: „Ich bitte um Euren Segen, heiliger

Vater, denn ich bin ein Christ.“ Bischof Albert blickte wohlgefällig auf den Jüngling, segnete ihn und fragte: „Wer hat Dich getauft, mein Sohn?“ „Theodorich von Treiden, er hat mich unterwiesen und mir so viel Deutsch beigebracht, daß ich heilige Sprüche lesen kann.“ „Das ist recht von Dir, Viezo. Wer das Wort Gottes lesen wollte, täglich und stündlich, der würde ein gar frommer Christ werden. Aus Dir kann noch ein wahrer Streiter Gottes hervorgehen. Aber wie steht es mit Dir, Kaupos Sohn? Solltest Du kein Christ sein, wie Dein Vater?“ Olo stand mit finsterem Antlitz neben seinem Freunde. Auch ihm hatte die kraftvolle Persönlichkeit Alberts imponiert, aber ihn ärgerte Viezos Benehmen. In seinem Zorn warf er innerlich dem andern Scheinheiligkeit vor, daß er sich vor dem Deutschen, der sie und die Hauptlinge heimtückisch gefangen hatte, so demüthigte. Mochte er immerhin vor dem gekreuzigten Gotte knien, aber warum vor diesem stolzen Manne, dem Unterjocher ihres Stammes? Deshalb blickte er trozig auf und erwiderte, obwohl der deutschen Sprache mächtig, auf Livisch: „Nicht alle, deutscher Mann, sind so gelenkig wie dort mein Kamerad, weder in den Knien, noch mit der Zunge; wenn meine Rede Dir nicht wohlgefällt wie Viezos Wesen, so halte es dem zu gute, daß ich mich nicht freiwillig vor Dir beuge, sondern vor Dir stehe als Dein Gefangener, der antworten muß, wenn Du es verlangst. Mein Vater hat mich vom selben Theodorich taufen lassen, aber was hilft solche Taufe, vollzogen am schwachen, unselbständigen Kinde? Als ich größer ward, hat Kaupo mich in der Christenlehre unterwiesen, aber wenn er verreiste, was öfter geschah, als seinem Hause und Gute nützlich war

— denn Ihr, Herr, bedurftet oft seiner — trat Dagerute, meine Mutter, an seine Stelle, die lehrte mich die Iwengötter zu ehren. Jetzt, wo ich dem Mannesalter nahekomme und nach eigener Erkenntnis handeln werde, bekenne ich mich zu Tharapita und den anderen herrlichen Göttern, voll Kraft und Wahrheit, und was in meiner Kraft steht, will ich allezeit thun, um im Kampfe gegen den Gekreuzigten meinen heimischen Göttern zum Siege zu verhelfen.“ Er hätte noch mehr gesprochen, denn es war ihm wie eine Erlösung, seiner Erbitterung Worte zu leihen, auch dünkte es ihn groß und mutig noch in der Gefangenschaft den Feind, wenn auch nur mit Reden, zu bekriegen, aber Alberts Blick ruhte einen Moment flammend auf ihm, und er mußte die Augen nieder schlagen und verstummen. „Ihr seid ein fecker Knabe“, sagte der Bischof, „vom Mannesalter noch weit entfernt, denn ein Mann weiß seine Zunge zu hüten, wie sein Schwert. Nur eines sei Dir auf Dein kindisches Gerede geantwortet: weder dieser Knabe“ — er fuhr freundlich über den gesenkten Kopf Viezo's, den Mlo's Zorn erschreckte und den die verächtliche Art, wie sein Busenfreund von ihm sprach, empörte — „noch irgend ein anderer Christ kniet vor mir, sondern eben vor dem Gekreuzigten, dessen Macht auch Du demüthig einstens erkennen mögest zu Deinem Heil. Folge mir, Viezo; Du, Mlo, erwarte hier Deinen Vater!“ Nach einigen Minuten trat Kaupo in das Zelt. Die Begebenheiten der letzten Zeit hatten tiefe Gramesfurchen in das sonst so frische Männergesicht gegraben, und durch des Fürsten dunkles Haar zogen sich breite Silberstreifen. Mlo hatte nicht an ein Wiedersehen mit seinem Vater glauben wollen. Als er ihn jetzt vor sich

sah und mit einem Blick die Veränderungen an ihm wahrnahm, brach sein Troß zusammen. Laut aufschluchzend warf er sich Raupo in die Arme. Dieser ließ sich auf einen Sessel nieder und nahm seinen Sohn zwischen die Kniee, wie er oft mit ihm, als er ein kleines Kind war, gethan hatte; er strich ihm das Haar zurück, streichelte ihm die Wangen und beruhigte ihn mit großer Zartheit, ohne zu sprechen; denn auch ihm kamen die Worte schwer aus dem bewegten Herzen. Da er sah, wie erschöpft und müde Nlo vom Ritt zu sein schien, zog er einen Schemel für ihn herbei und gab ihm einen Schluck Met aus einem kleinen verschließbaren Trinkhorn, das er stets bei sich trug. Dann forschte er nach Dagerute und Tio. Erst als Nlo über deren Befinden berichtet und sich dabei ein wenig beruhigt hatte, fragte er ihn über die Reise aus und wie sie zu derselben gezwungen worden waren. Als Nlo schwieg, sagte Raupo: „Dein Zorn gegen die Deutschen und gegen den Bischof ist ein ungerechter, mein Sohn, nicht sie und nicht er tragen die Schuld an diesen Vorfällen, sondern Acko von Holm, Dabrel und noch so mancher andere.“ „Wie, Vater!“ rief Nlo, „wollt Ihr die beschuldigen, die zur Verteidigung ihrer heiligsten Güter nach allen Mitteln greifen? Was bezweckte der Plan, die Deutschen zu ermorden, anderes als unser Land und unsere Götter von dieser Plage zu befreien? Nur das Gewürm von Nummus und Ruffian hat uns in diese unwürdige Lage gebracht und die Hänkesucht der Fremden, die den Frieden brachen!“ „Still, Nlo! Was weißt Du von diesen Dingen? Nur so viel, als Du von Dabrels Weib vernommen, und glaube mir, die Quelle ist eine unreine. Nicht die Deutschen haben zu ver-

schiedenen Malen den Frieden verlegt, sondern wir Liven. Damals als Bischof Albert hier landete und alle Fehde abgeschworen war, wer hat ihn und die Seinen auf dem Wege nach Holm überfallen? Acko, der soeben sich aus freien Stücken hat taufen lassen. Und welches Unrecht haben uns diese Mönche gethan? Sie kommen ohne Waffen, getrieben von großer Liebe, um den armen, verblendeten Heiden das guadenreiche Christentum zu bringen. Die Ritter aber, die Kaufleute, was bringen sie uns anderes als die Schätze ihres Landes? Sieh unsere Häuser, unsere Felder, unsere Gewerke, wie sie waren und wie sie jetzt sind, seitdem überall deutsche Lehrer uns geholfen haben. Deine Mutter Dagerute näht mit Nadeln und kann kaum im Frühling und im Herbst den deutschen Händler erwarten, um sein Garn, seine Waren zu erstehen, die ihr unentbehrlich sind. Wir Männer kämpfen mit den Waffen der Ritter und bemühen uns, ihre Wurfgeschosse nachzuahmen. Wenn wir also anerkennen, daß wir vieles von den Deutschen lernen können, wie sollten wir nicht auch prüfend fragen, ob nicht ihr Gott, der ihnen Liebe, Sanftmut und Todesfreudigkeit in die Herzen giebt, der einzige wahre Schöpfer des Himmels und der Erde ist? Ich weiß“, fuhr er fort, als er sah, wie Nlo unwillig entgegen wollte, „Du bist kein Christ, obgleich ich Dich taufen ließ, aber Du bist zu jung, um zu urteilen. Nun sieh, ich verlange jetzt von Dir, daß Du Dich fassen und in das Unvermeidliche fügen sollst wie ein Mann. Uns ist die Wahl gestellt worden, ob wir als Gefangene mit nach Deutschland ziehen oder dem Bischof unsere Söhne als Geiseln mitgeben

wollten. Letzteres ist von uns beschlossen worden.“ „Vater“, schrie Nlo und warf sich verzweifelt vor Kaupo auf den Fußboden, „töte mich hier, gleich, bringe mich Thara als Opfer, denn ich weiß, mein freventliches Spiel hat ihn erzürnt, aber schicke mich nicht mit unseren Feinden fort von hier, von Cubbesele, der Mutter und Dir!“ „Thörichter Knabe, Du willst unmögliche Dinge verrichten, um dem Livenlande zu nützen, aber Dich selbst zum Opfer bringen, das vermagst Du nicht. Was nützt Thara Dein Tod? Wenn Thara Dein Gott ist, muß er sich nicht weit eher verfühnen lassen, wenn Du Dein Land und die Besten, Edelsten Deines Volkes in Freiheit erhältst dadurch, daß Du willig den einzig richtigen Weg beschreitest? Wie viel kannst Du in Zukunft dem Livenland nützen, wenn Du dort draußen Sitte und Sprache der Deutschen kennen lernst! Ich aber lasse Dich, obwohl traurigen Herzens, nicht ungern ziehen, denn die Vorteile, die Dir das Land dort über dem Meer bietet, kann ich Dir hier nicht verschaffen, und wenn Du als echter Ritter wiederkehrst, dann magst Du selbst entscheiden, wem Du Dich zuwendest, ob Dabrel und Acko, oder mir und dem Bischof.“ „Vater“, rief Nlo, „die Livenfürsten verkaufen ihre Söhne! Es kommt aber die Zeit, wo diese zurückkehren werden als Männer, als Rächer. Nicht für oder gegen Dabrel werde ich streiten, sondern für die Freiheit und die durch Euren heutigen Beschluß verloren gegangene Ehre meines Stammes!“ Zornig wandte sich Nlo vom Vater ab, dessen beschwichtigende Worte ungehört an ihm vorüberzogen. Endlich erhob sich Kaupo und sprach kummervoll: „Knabe, Knabe!

Seit wann ist der Sohn dem Vater zum Richter gesetzt? Und welcher Livengott hat den Jungen und Unmündigen solch' scharfes Urtheil über die Ältesten gestattet? Komme zum Bischof, die Zeit wird Dein Lehrmeister sein."

Sechstes Kapitel.

Die von Tiesenhufen.

Im Holsteinschen, im Waldgau Holtjaten, lag auf einem hohen Hügel die Burg, in der Engelbert von Tiesenhufen mit seiner Frau, Bischof Alberts Schwester, und seinen Kindern hauste. Am Ostersonntag im April des Jahres 1201 stieß der Wächter auf dem Wartturm ins Horn und verkündete den Bewohnern der Burg durch eine fröhliche Fanfare, daß der Burgherr mit seinen Getreuen den Waldpfad herauf, seinem Hause sich näherte. Als bald wurde es überall lebendig, im inneren und äußeren Hof, unter der Linde am Brunnen und in der Kemenate. Hier, aus dem Wohnhause der Frauen, schritt die Herrin, gefolgt von ihren Kindern und Mägden, dem Pallas, dem Herrenhause, zu. Sie betrat den großen Eßsaal. „Ama! Gertruta!“ rief sie ihren beiden Töchtern zu, die im Alter von zwölf und fünfzehn Jahren standen, „da kommt der Vater um so viel früher zurück, als wir ihn zu erwarten hofften. Helfet den Mägden die Speisen zurichten und saget den Knappen, sie möchten sich mit dem Hertragen derselben beeilen, während ich die Weine dem Kellermeister übergebe.“ Es geschah alles pünktlich und

schnell, wie Frau Margareta anordnete, denn sie verstand es mit ruhiger, sicherer Bestimmtheit Gehorsam zu fordern und zu erlangen. Frau von Tiefenhufen war eine große, vornehme Erscheinung, deren Haus sich stets in musterhaftem Zustande befand, und die die große Kunst verstand, jedes zur rechten Zeit zu thun und ohne Hast mit allen Verrichtungen fertig zu werden. Ihre Züge hatten viel Ähnlichkeit mit denen ihres Bruders Albert, doch blickten ihre blauen Augen sanfter in die Welt, und die hohe Stirn war beschattet von krausem, goldblondem Haar, das unter der Frauenhaube widerspenstig hervorquoll; der fein geschnittene Mund jedoch zeigte, zumal wenn er geschlossen war, und kein Lächeln ihn umspielte, denselben fast harten, festen Ausdruck wie beim Bischof im Livenlande. Sie schritt auch jetzt ruhig und gemessen in den Weinkeller, wählte verschiedene Sorten des edlen Getränkes, hielt die Flaschen sorgfältig prüfend gegen das Tageslicht und übergab sie dem Knappen, der ihr gefolgt war. Dann warf sie noch einen Blick in die Küche, wo die Mägde sich tummelten und an Spießen saftige Fleischstücke braten, nickte zufrieden und winkte ihren Töchtern. Von ihnen gefolgt, trat sie aus der Burg, gerade als raffelnd die Zugbrücke niedergelassen wurde; auch die Fallthür, die den Durchgang verschloß, öffnete sich, aber die Reiter mußten noch einer Windung im Wege folgen, ehe man sie vom inneren Burghof aus durch die geöffneten Pforten erblicken konnte. Frau Margareta schritt über den Hof an der Linde und dem Brunnen vorbei und erstieg einige Stufen, die zur Wehr führten. Die Wehr war ein zum Burghof zu offener Gang längs der Höhe der inneren Mauer; in dieser waren Schießcharten angebracht, durch

welche man den sich windenden Weg und das Waldthal zu Füßen der Burg überfah. Die Burgfrau spähte hinab. Im Frühlingswinde bewegte sich unten das grüne Wipfelmeer der Tannen, während die Laubbäume ihr Gezweige erst mit den braunen schwellenden Knospen geschmückt hatten, und die Sonne schimmerte auf den schneeigen Weidenkätzchen, die wie Perlen glänzten. Nur der Kuckucksruf oder der Finkenschlag unterbrach die Stille dort unten, denn die Burg Tiefenhus lag weit ab von jeglicher menschlicher Behausung, mitten im Herzen Holsteins, dem alten Waldgau der Holtjaten, und da dem Herrn von Tiefenhusen der Forst gehörte, so weit das Auge reichte, hieß man ihn auch den Waldkönig. Jetzt gewahrte Frau Margareta die Reiter, an ihrer Spitze ihren Gatten, neben ihm seinen Sohn Hans. Die Mutter und ihre Töchter ließen ihre Tüchlein wehen, und der Vater grüßte mit der Hand, während Hans seine Kappe schwenkte. Gertruda, die zwölfjährige, krausköpfige Kleine mit den zierlichen Gliedern und raschen anmutigen Bewegungen, deren Blick falkenscharf in die Weite reichte, stieß die große, blonde Schwester Anna an und rief: „Wer mag der Edelknabe sein, der dort neben Hans reitet, während der Vater voran sprengt? Es ist keiner von den uns bekannten Schulkameraden des Bruders, aber ein Dienender ist er auch nicht, denn er hält sich fern vom Troß. Anna beugte sich vor, der Wind fuhr in ihr langes, blondes Haar, das ihr Gesicht wie goldige Wolken umspielte. Die ernstesten blauen Augen sahen spähend auf den Fremden hinab, der ihrer bei der letzten Biegung des Pfades gewahr wurde und sie verwundert anstarrte. Sie erschien wie ein liebliches Bild, eingerahmt von dem grauen Gemäuer. Jetzt

bemerkte sie den Blick des Knaben und zog den Kopf zurück; Gertruta jedoch, die den Vorgang beobachtet hatte, lachte hell auf und rief: „Merkst Du! Es muß ein Fremder sein, und meines Dafürhaltens ist es ein Wilder. Warum schwenkt er nicht nach höfischer Sitte den Hut, oder verneigt sich ritterlich beim Anblick einer Holden? Er ist ein Menschenfresser, Anna, und Du magst der heiligen Jungfrau danken, daß seine Augen Dich nicht verschlungen haben.“ „Schwätz nicht so kindisch“, rief die Mutter, „sie reiten über die Brücke, sie sind da!“ Frau Margareta stieg von der Wehr herunter, während ihr Gatte sich vom Pferde schwang. Der Ritter Tiefenhufen überragte um Kopfeslänge die meisten Herren seiner Umgebung. Er erschien gewöhnlichen Sterblichen wie einer jener Riesen aus altersgrauer Zeit, denen es ein Kleines gewesen wäre, die Welt aus den Fugen zu reißen. Sein ernstes Gesicht hellte sich beim Anblick der Frauen auf, und er begrüßte sie lächelnd. Als er jedoch später, nach dem Mahle, mit Frau Magareta in seiner Lieblingslaube saß, blickte er gegen seine Gewohnheit schweigsam und düster hinab auf die Waldeinsamkeit unter ihm. Die Burg Tiefenhufen hatte mehrere solche tiefe Fensternischen, in denen feste, mit Schnitzereien versehene Bänke zum Ruhen, zum Plaudern und zum Genuß der herrlichen Fernsicht einluden. Wie der Ritter Engelbert von Tiefenhufen seine Lieblingslaube nach der Heimkehr von mühseligem Ritt aufsuchte, so hatten auch seine Kinder sich einige von ihnen erwählt. In denen hatten sie, als sie klein waren, unter den Augen der Mutter gespielt, und doch so weit ab, daß sie die Gespräche der Eltern nicht hören konnten. Hier saßen sie als Heranwachsende mit

ihren Genossen. Meist waren die Söhne, Buben und Knappen, beisammen, aber zuweilen gesellten sich auch die Schwestern dazu, dann gab es viel Scherz und fröhliches Lachen, das oft dem Vater einen munteren Zursatz entlockte. Heute ging es in der „Spazienlaube“, wie Herr Engelbert den Fensterplatz seiner Kinder nannte, still her. Anna hatte schon bei Tisch zuweilen forschend den Vater angeblickt, und Gertruta schmolte, weil er ihr kein Tüchlein, nicht mal eine Brezel mitgebracht hatte, wie er sonst stets that, auch schüchterte sie der fremde Knabe ein. Hans hatte ihn Olo, des Kaupo Sohn, aus dem Livenlande, genannt, also war er wirklich, wie sie scherzend gesagt hatte, ein Wilder aus jenem Lande, von dem jetzt so viel Aufsehens gemacht wurde, wo ihr Odm Bischof Albert hingezogen war und von wo her bald wieder ein Besuch auf der Burg erwartet wurde, Graf Konrad von Dortmund. Gertruta blickte verstohlen ihren Gast an, der saß, recht wie ein unhöflicher Wilder, von den Schwestern abgewandt an der breiten Fensteröffnung; er hatte den Kopf in den Händen vergraben und starrte hinunter; Bruder Hans jedoch, müde vom langen Ritt und vom ungewohnten Genuß des Bechers Wein, den ihm der Vater gegönnt hatte, weil ihm und seinem Schulkameraden soeben die Würde der Schildknappen erteilt worden war, hatte sich's auf der breiten Bank neben Anna bequem gemacht und schlief. In der elterlichen Laube legte Frau Margareta die kunstvolle Altardecke, an der sie arbeitete, nieder, füllte ihrem Mann den Becher und sagte: „Du kommst nicht zufrieden zurück, Engelbert, sprich, was ist geschehen? Hast Du den Herzog gesprochen, wie steht es mit den Dänen?“ Der Ritter leerte hastig seinen Becher, und seine Stimme

klang grollend, als er antwortete: „Es ist nichts mit dem Herzog Adolf, er reißt nicht heran. Was er sich vornimmt, ist gut, aber ihm fehlt Umsicht und Ausdauer. Leichtfertige Junker geben ihm schlechten Rat, und weil er Glück gehabt hat und in den Besitz von Ditmarschen gelangt ist, meint er, König Waldemar und seine Dänen würden nicht mehr wagen, ihn anzugreifen. Jeder, nur unser Herzog nicht, sieht die Rüstungen und Anstalten, die der alte Fuchs, der Waldemar, trifft, und über kurz oder lang wird Adolf dran glauben müssen, und Holstein verliert seine Freiheit. Aber ich beuge mich nicht dem Dänenjoch! Bin schon zu alt und steif für meinen Herzog, denn der hat mich nicht allzu höflich von sich gewiesen, als ich ihm von der Dänengefahr sprach. Einem Waldemar unterthan sein, das kann ich nicht.“ „Aber Engelbert“, erwiderte Frau Margareta, „was soll der Widerstand des Einzelnen? Außerdem sind wir Herzog Adolf zu keinerlei Dank verpflichtet. Unaufhörlich nimmt er die Kraft der Ritter in Anspruch, um sie nach geleistetem Kriegsdienst ohne Dank ziehen zu lassen. Waldemar ist ein gewaltiger Herrscher. Gedenke, wie mein Bruder ihn den König des Nordens nennt. Unter Waldemars Schutz wagen sich die Schiffe hinaus aufs Meer und kehren mit Schätzen beladen zurück; zürnt der Dänenkönig, so stockt Handel und Verkehr. Der deutsche Kaiser aber kann nicht gegen ihn aufkommen, er wird Herzog Adolf gegen Waldemar nicht beistehen, geschweige denn einem seiner Lehnsleute, selbst wenn es unter ihnen der mächtigste und bekannteste, der Waldkönig, ist!“ „Schweige, Frau Margareta“, sagte der Burgherr, „aus Dir spricht Dein Bruder. Bischof Albert ist mir ein lieber Schwager, von dessen

Klugheit ich große Stücke halte, aber gerade in diesem Punkt verstehst Du ihn falsch. Weshalb, meinst Du, ist er fortgezogen von seiner gesicherten Bremer Domherrnpfründe in die wüste Ferne am Dünaström, in den Kampf mit den halsstarrigen Liven, von denen Dir dies finstere Bürschchen dort, Olo, Kaupos Sohn, einer von den nach Bremen entsandten Geiseln, ein getreues Abbild ist? Etwa der heiligen Mutter Gottes zu Ehren? Nun ja, er hat das Land dort ihr, der Vielheiligen, geweiht. Ich aber sage Dir, Bischof Albert weiß, das es hier im Lande heißt: biegen oder brechen, sich beugen vor Waldemar oder untergehen im nutzlosen Kampf gegen ihn, und deshalb, Margareta, trieb es ihn fort von der Heimat. Du schüttelst das Haupt, ich habe Recht, mein Kind. König Waldemar ist groß und klug, aber in Deinem Bruder hat er seinen Meister gefunden. Siehst Du, Margareta, Dein Bruder steht bei mir deshalb so hoch in Ehren, weil er ein deutscher Mann ist, aus voller Überzeugung und festem Bewußtsein deutsch und, um das zu bleiben, zieht er fort vom bequemen Bischofsitz, seinen mächtigen Verwandten hin zu jenen halsstarrigen Azzos, Olos und Kaupos. Und er zieht nicht vergeblich hin, wie seine Vorgänger dort, Meinhard und Berthold, denn er hat einen Blick, der in die Nähe und Ferne reicht. In Bremen hat er beobachtet, wie holländische Bauern dort eingewandert sind. Die halten fest an der Sprache, den Bräuchen ihres Landes und bringen ihrem neuen Wohnort viel Nutzen, so wird Bischof Albert dort an der Düna eine Kolonie gründen, die ein Bollwerk für deutsche Sitten, Religion und unsern Handel werden wird. Du willst sagen, daß Dein Bruder selbst große Stücke auf Waldemar hält

und mit ihm freundschaftlich verkehrt? Er achtet in ihm den Feind und, wie jeder groß angelegte Mensch, kämpft er lieber gegen Ebenbürtige. Glaube mir, die Gründung jenes festen Platzes zwischen Düna und Rigebach, dessen Plan er uns durch Graf Konrad von Dortmund schicken wird, ist der erste Spatenstich zum Grabe der dänischen Größe. Wenn der deutsche Mönch, der deutsche Ritter, der deutsche Kaufmann und Handwerker den Verkehr dort vermittelt zwischen dem fernen Osten und dem Westen, dann ist für uns die Zeit des Dänenjoches vorüber. Und deshalb, Frau Margareta, treibt es auch mich fort aus meinem Waldkönigtum ins Livenland. Albert braucht Männer, wohlan! Wenn er mich ruft, ich bin bereit, aber nicht ich allein, Ihr müßt es auch sein, Du, mein Weib, und unsere Kinder. Wir wollen alle dort am großen Werk mit Hand anlegen und im Kampfe mit den wilden Einwohnern und der rauhen Natur des Livenlandes sollen meine Kinder sich ihres Deutschtums froh bewußt werden und unsere Art und Weise fortpflanzen!“ Der Burgherr war heiß geworden vor Eifer, er sah seine Frau mit leuchtenden Augen an und blickte hinüber zu seinen Kindern. In der Spatenlaube war es mittlerweile auch lebhafter geworden. Da es Gertruta durchaus nicht gelingen wollte, mit dem fremden Wilden ein Gespräch anzuknüpfen, kauerte sie sich auf das Fensterbrett und sang ein Lied zu Ehren der Jungfrau, das Anna gedichtet und mit einer selbst erfundenen Melodie versehen hatte. Lieblich zogen die Töne der klaren, hohen Stimme ins Land hinaus, aber jählings wurde die Kleine unterbrochen, denn Flo, der schweigsame Gast, stieß plötzlich ein lautes, höhnisches Lachen aus. Hans fuhr aus seinem Schummer

auf, Gertruta sprang erschrocken von ihrem Sitz herab und flüchtete zu Anna, und diese sah den Knaben streng an und fragte ernst: „Was lachst Du so unfreundlich, Olo, Kaupos Sohn? Willst Du Gertruta kränken, so verlegt Du unritterlich die Gastfreundschaft meines Vaters; kränkt Dich aber das Lied, so wisse, daß es der heiligen Mutter Gottes gilt, und daß Dein Lachen sie beleidigt. Du aber bist doch, wie wir, ein Christ und solltest darnach trachten, ihr wohlzugefallen. Antworte, denn ich frage Dich, was bedeutete Dein Lachen?“ Olo wollte mürrisch schweigen, aber Annas große, ernste Augen sahen ihn so forschend an, daß er unwillkürlich ihren Blick erwidern mußte, und als er erst in den Bann dieser Augen geriet, trieb ihn ein unbestimmtes Etwas, sich zu verteidigen. Er antwortete in ziemlich geläufigem Deutsch, das, je lebhafter er wurde, desto unverständlicher klang, weil er manchen Buchstaben scharf betont hervorstieß, so das R und das G: „Du willst wissen, warum ich lachte, als ich das Lied Deiner Schwester hörte? Weil ich diesen sanften Singsang satt habe; bis dahin satt habe, sage ich Dir. Fast ein Jahr bin ich in dieser Weihrauchluft gewesen. Eingezwängt in den Schulmauern, habe ich morgens und abends das Loblied der Mutter Gottes gehört und Männer ein Räucherfaß schwenken, das Haupt zur Erde senken und sich bekreuzigen sehen. Wie ich mich da sehnte nach Luft, nach der salzigen Sturmluft des Meeres, oder der harzdustenden Luft des Waldes, oder nach dem Atmen der nassen Erde an Frühlingsabenden, wie dem heutigen; wo der Birke die Knospen springen, und sie darüber Freudenthränen vergießt, wo der Kuckuck uns verkündet, wie lange wir leben werden, und die Sonne

feurig die Erde berührt und den Himmel färbt wie eben jetzt! Endlich sehe ich hier ein Stücklein des Waldes wieder, ich atme Waldesduft, und vor meinen Augen erwuchs mein Land und meines Vaters Burg. Ich sah meine Spielgenossen, meine Schwester Tio und meine Mutter und hörte ihren Abendgesang — da — plötzlich tönt wieder in mein Ohr jenes widerwärtige Ave Maria!“ Er schlug heftig mit der Faust auf den Tisch, daß Gertruda ängstlich Anna umschlang. Anna aber fragte mit leidig, denn sie fühlte, wie das Heimweh den fremden Knaben gepackt hatte: „Was sangen denn Deine Mutter und Deine Schwester Tio und Deine Genossen, Olo?“ Da rief dieser: „Ich sing' es Dir vor!“ Mit rauher Stimme fing er in livischer Sprache eine wilde Weise an, die den Zuhörern eintönig vorkam, denn nur das eine Wort „Thara“ konnte Anna verstehen. Olo aber war wie berauscht von der vertrauten Melodie. Immer lauter und leidenschaftlicher sang er, dann plötzlich wieder leise, tief gurgelnd, zischend, fast erstickt vor innerer Erregung und Wut. Olo war aufgesprungen, seine Augen blitzten, seine Wangen röteten sich, er zog bei den letzten Worten sein kurzes Schwert und schlug zum Schluß dreimal klirrend damit auf die Scheide; dann schwieg er. „Wir können Dein Lied nicht verstehen“, nahm Anna wieder das Wort, „sage uns seinen Inhalt.“ „Das thue ich nicht gerne, aber meine deutschen Lehrer sagten mir: ‚sei höflich gegen jedermann‘, nur denkt daran, daß Ihr den Inhalt hören wolltet, auf Euren, nicht meinen Wunsch hin vernehmt ihn!“ Er wandte sich Anna zu und sagte zuerst stockend, dann fließender und lebhafter: „So sang meine Mutter Dagerute, so sang Tio, meine Schwester,

so sangen die Genossen: „Thara, Thara, großer Thara, sieh hernieder auf Dein Volk. Laß das Schwert den Livenfürsten, Thara schwing es selbst für sie. Thara, Thara, übe Rache, Rache an dem deutschen Bischof, treib' sie aus dem Livenlande. Thara, laß der Düna Strom ihre Leiber von uns wälzen, laß die Wogen blutig schäumen, voll vom Blut der deutschen Mönche. Thara, Thara, hör' mein Flehen! Dreimal Fluch den Christen- hunden!“ Wieder schlug Ylo wild mit dem Schwert auf die Scheide, aber ebenso plötzlich wurde es ihm ent- rissen. Hans hatte zuerst schlastrunken zugehört. Er war an das sonderbare Wesen seines Genossen in der Bremer Klosterschule gewöhnt, hatte auch schon mehrfach jenes merkwürdige livische Lied gehört, ohne über dessen Be- deutung weiter nachzugrübeln. Er war überhaupt nicht zum Grübeln und Forschen angelegt. Stets ruhig und gelassen, machte er seine Schulzeit durch, und es hielt schwer, den „Steinhanjen“, so nannten ihn neckend die Kameraden, in Zorn zu bringen. Als er jedoch Ylos deutscher Übertragung des Gesanges lauschte, stieg in ihm der Grimm auf, daß dieser fremde Fürstensohn, dieser Gefangene es wagte, hier im Hause seinen Ohm und dessen tapfere Krieger zu beleidigen. Er bezwang seinen Unmut, Annas bittendem Blick nachgebend, aber zuletzt fuhr er wütend auf seinen Gast los, entriß ihm das Schwert, und das Spazennest erdröhnte von den Hieben der beiden Knaben. Hans schlug wild, gleichviel wohin er traf, Ylo aber, der freidebleich und äußerlich ruhig vor ihm stand, suchte sich mit kaltblütiger Überlegung empfindliche Stellen an seinem Feinde aus, und jeder seiner Schläge saß, so daß Hans immer wütender auf

ihn eindrang. In diesem Augenblick trat der Ritter Engelbert heran. Mit jeder Hand packte er einen der Streiter und schleuderte sie wüthig rechts und links auf die Bänke, wobei er rief: „Na, das muß man sagen, Ihr fangt mir gut an, als Knappen Euren Pflichten zu leben. Am ersten Tage dem Bubentum entronnen, benehmt Ihr Euch wie siebenjährige Stifte. Was, übt Ihr Ritterpflichten? Du, Hans, verlegt die Gastfreundschaft, und von Dir, Nlo, ist es beleidigend, meinen Schwager und uns Deutsche zu schmähen. Gleich würgt Euren Zorn herunter. Wollt Ihr Euch prügeln, so thut es geziemend im Freien und nicht unritterlich in Gegenwart der Frauen.“ Hans' Zorn legte sich, er schämte sich seiner Heftigkeit, Nlo starrte Anna an und rief: „Die hat's gewollt, sie befahl mir zu singen“, und fast höhniisch klangen seine nächsten Worte: „Der Lide gehorcht dem Deutschen, der Ritter einer Holden, so ist mir's gelehrt worden!“ Unmutig schaute Engelbert auf Nlo; Anna trat vor, berührte ihres Vaters Arm und sagte mit ihrer leisen, weichen Stimme: „Er hat Recht, Vater, ich bat ihn, uns ein Lied seiner Heimat, nach der er sich sehnt, zu singen und, weil ich die ldiischen Worte nicht verstand, ersuchte ich ihn, sie zu verdeutschen. Er hat uns nicht kränken wollen, denn nicht er hat die grausamen Worte erfunden, er sang mir, wie er es zu Hause gehört hat. Er versteht es nicht besser, der Armste! Hans, zeige Nlo, dem Sohn des edlen Kaupo, der ein Christ und ein Freund vom Ohm Albert ist, was sich dem Gaste gegenüber schießt. Du hattest Deine Pflicht vergessen, kein Ritter erhebt die Hand gegen seinen Gast! Gertruta, komm! Schon zu lange weilten wir bei den wilden Knaben, es ist spät,

komm zur Ruhe!“ Wie eine Königin erteilte Anna ihre Befehle, sie neigte das Haupt, blickte Olo nochmals mitleidig an, küßte ihrem Vater die Hand und verließ mit Gertruta den Raum. Olo stieg das Blut heiß in die Wange, es empörte seinen Stolz, daß sie ihn mitleidig entschuldigte, aber er wagte nicht, ihr zu widerstehen. Als Hans ihm die Hand hinreichte, schlug er ein. Hans hob ihm das Schwert auf und reichte es ihm, aber Olo griff nicht darnach, er ließ es zu Boden fallen; dann bückte er sich rasch und hob es selber auf, dabei sagte er entschuldigend: „Meine Mutter hat mir dies Schwert geschenkt, es wäre gegen die livische Sitte, wollte ich die Waffe, die Du mir entrißt, aus Deiner Hand empfangen, dann wäre ich Dein Lehnsmann oder Dein Gefangener; ich weiß nicht, wie Ihr Deutschen hierüber denkt, meine Mutter sagte mir einstmal: ‚So Du die Gebräuche der Fremde nicht kennst, handle nach den heimischen.‘“ „Nun gut“, sagte der Burgherr, „diese Entschuldigung mag gelten. Während Ihr Kampfhähne Euch zu Bett begeben, soll Hans Dich unterweisen in dem, was hier zu Lande die höfische Sitte erheischt; denn nicht immer, Olo, Kaupos Sohn, wird Dich eine Schutzheilige, wie unsere Anna, schirmen, wenn Dein greulicher heidnischer Unfug und Dein störrischer Sinn Dich in Verlegenheit gebracht haben.“ Die Knaben zogen ab, und Frau Margareta, die mit den Töchtern den Raum verlassen hatte, trat zu ihrem Gemahl und bemerkte sorgenvoll: „Da hast Du eine Probe von dem, was uns dort in der Fremde täglich widerfahren wird. Hier sitzt Du in Ruhe unter Deiner Sippe; ob Du Herzog Adolf oder König Waldemar huldigst, ist eigentlich gleich; keiner von ihnen wird Dir in Deinem

Holtfaten Gesetze vorschreiben. Dort aber wirst Du bei jedem Schritt auf den Haß und den Widerstand dieser braunen, finsternen Heiden stoßen. Und wer sagt Dir, daß Du immer Sieger sein wirst? Denke Dir die Burg dort umringt von den Liven, und wir ihrer Rache preisgegeben; denke an uns Frauen in ihren Händen. O, Engelbert, bleibe hier!“ „Sei ruhig, Frau Margareta“, tröstete der Ritter, „heute oder morgen wollen wir nicht das Schiff betreten, das uns zur Düna bringt. Wenn Albert am Rigebach feste Mauern erbaut hat, in deren Schutz ich meine Kleinodien sicher geborgen weiß; erst wenn ich selbst dort eine so feste Burg errichtet habe wie diese hier und sie mit treuen, erprobten Kriegern bemannt habe, erst dann werde ich es wagen, Euch dorthin ins Livenland zu führen. Dieser Flo aber ist ein schlimmes Böcklein. Bischof Albert hätte ihn unter meine Faust geben sollen, ich hätte ihm die Mucken ausgetrieben, aber in der Klosterschule zu Bremen ist ihm zu viel Zeit zum Grübeln gelassen.“

Siebentes Kapitel.

Brenlicher Spuk in der Klosterschule zu Bremen.

Der nächste Tag war der Ostersonntag. Zur Frühmette waren nur die Burghewohner in der kleinen Kapelle versammelt gewesen. Das Glöcklein hatte zwar einladend in den sonnigen Frühlingmorgen hinunter ins Thal geklungen, aber die verstreut liegenden Köhlerhütten und einzelne Waldgehöfte, die meilenweit die einzigen Behausungen waren und deren Einwohner zur kleinen Burgkapelle eingepfarrt waren, konnten so früh keine Kirchgänger entsenden, selbst nicht am Ostersonntag. Wenn sie unten das Läuten zur Frühmette hörten, so machten sich die Leute auf den Weg, um rechtzeitig zum Hauptgottesdienst um zehn oben auf der Burg Tiefenhufen anzulangen. Eben trat die Familie aus der Kapelle auf den Hof hinaus, als vom Turm der Wächter ins Horn stieß. Er meldete einen Gast, und wenige Augenblicke darauf ritt Graf Konrad von Dortmund über die Brücke. Der Burgherr und seine Frau begrüßten ihn, den Boten Bischof Alberts, freudig. Graf Konrad war überrascht, die Kinderschar seines alten Waffengenossen zu sehen. Als er fortzog,

hatte Hans auf dem Arm des Vaters geessen, Anna noch in der Wiege gelegen. Er zupfte Gertruta lachend am krausen Haar, indem er rief: „Von dieser kleinen Holden hatte ich überhaupt keine Ahnung. Was meinst Du, Trudchen, willst mit ins Livenland?“ „Wenn Ihr mich auf Euer herrliches Roß setzt, und ich dürfte darauf hinarbeiten, hätte ich nichts dagegen, Herr Ritter“, erwiderte Gertruta, denn sie war eine leidenschaftliche Pferdeliebhaberin. „Na, dazu würden selbst Friggas Kräfte nicht reichen, der Weg ist weit, Kleine, und geht übers Meer, auch ist das Land rauh für solche quecksilbrige Geschöpfchen. Aber wenn Du es gern haben möchtest, will ich Dir ein feines weißes Kößlein hersenden, das trägt den Namen Nanna und ist nicht so stürmisch wie meine Frigga.“ Gertruta errötete vor Freude und klatschte ausgelassen in die Hände. Ein Pferd zu besitzen, wie Anna, war schon längst ihr Traum gewesen, aber der Vater meinte, sie sei noch zu klein, man könnte nicht ein wildes Fohlen zum Herrn über ein anderes wildes Fohlen setzen. Jetzt umarmte die Kleine stürmisch den Vater und bat um seine Einwilligung zur Entgegennahme des Geschenkes, und als dieselbe lächelnd gewährt wurde, war Gertruta strahlend vor Glück. In ihrer Freude wurde sie selbst gegen Nlo zutraulich, dem sie seit der wilden Stunde im Spazennest schon aus dem Wege gegangen war. Als die Großen, zu denen sich auch Anna und Hans zählten, nach dem Mittag in des Vaters Fensternische, seiner Lieblingslaube, sich niedergelassen hatten und gar ernste Gespräche führten, saß Gertruta den einsamen, im Spazennest hockenden Nlo bei der Hand und rief: „Komm, ich will Dir im Stall die Krippe zeigen, aus der meine Nanna fressen

soll.“ Ylo gefiel die Kleine, sie erinnerte ihn an Tio, auch erschien sie ihm plötzlich ein gutes Werkzeug für einen Plan, den er unaufhörlich, wachend und träumend mit sich herum trug. So antwortete er freundlich: „Ja Gertruta, ich komme. Wenn Dein Kößlein erst hier ist, will ich Dir das Reiten anzeigen wie meiner Schwester Tio; die ist so alt wie Du, aber sie reitet schon lange besser als viele Knaben. Nun mußt Du mir aber einen Gefallen thun. Wenn wir im Stall gewesen sind und wieder zu den anderen in die Laube zurückkehren, mußt Du mir langsam sagen, was der fremde Ritter von meiner Heimat erzählt. Paß recht genau auf, ich kann es schwer verstehen, er spricht gar zu rasch, und doch möchte ich gerne wissen, ob er Nachricht von meinem Vater hat.“

„Warum fragst Du ihn denn nicht selbst?“, forschte Gertruta. „Uns ist im Kloster gelehrt worden zu schweigen und nie einen Höherstehenden anzureden, es sei denn, daß der zu sprechen befiehlt.“ „Ach Unsinn“, rief Gertruta lachend, „Du bist doch kein Mönch, willst auch keiner werden, sondern Ylo, der Fürstensohn. Da darfst Du es schon wagen, den Ohm Konrad nach deinen Eltern zu fragen, aber ich will es gerne für Dich thun und Dir alles erklären, was Du nicht verstehen kannst. Laß uns aber ins Spazennest gehen, ich kann des Ohms Stimme dort gut hören, und man kann doch dazwischen einmal sich rühren und lachen. Bei den Großen muß man zu stille halten. Deine Reitstunden wirst Du mir wohl aber erst in den Sommertagen geben können, denn die Osterferien sind bald vorbei. Ich hörte, wie der Vater den Grafen Konrad bat, Hans und Dich auf seiner Rückkehr nach Bremen in Schutz zu nehmen, da Ihr auch denselben Weg

hättet, und der Ritter verläßt uns übermorgen.“ „Das ist gut!“ rief Nlo mit blitzenden Augen. Als er sah, daß Gertruta sich verlegt abwandte, sagte er einlenkend: „Du mußt nicht glauben, ich sei ungern bei Euch gewesen, in Bremen jedoch bin ich dem Meer und damit dem Livenlande näher als hier und vernehme des öfteren Nachrichten von dort.“ „Dein Vater Kaupo kann Dir doch gewiß oft Botschaft senden“, meinte Gertruta. „Ja“, erwiderte Nlo, „allmonatlich kommt der übliche Brief, den mir der Herr Abt überreicht, aber erst, nachdem er das Siegel gelöst und den Inhalt überflogen hat. Da machen die Briefe keine Freude. Deshalb lob ich mir die Nachrichten, die mir meine Mutter zukommen läßt, die malt keine Buchstaben auf das steife Pergament, die ermahnt mich nicht zur Ausdauer, zum Gehorsam, und doch erfahre ich mehr von meiner Verwandtschaft, wenn sie mir einen Gürtel schickt oder ein selbstgesponnenes Gewand, als durch sechs Briefe meines Vaters.“ „Dein Herr Vater ist ein großer Fürst und ein guter Christ“, rief Gertruta, „mein Vater rühmt ihn oft, und ich möchte ihn wohl sehen, ihn, Tio, deine Schwester, und das ganze Livenland, das der Ohm Albert der lieben Mutter Gottes geweiht hat. Doch komm ins Spazennest!“ Als die beiden sich's auf der breiten Bank am Fenster bequem gemacht hatten, hörten sie die tiefe Stimme des Ritters Tiefenhufen, er sagte: „Also so weit ist mein Schwager Albert, den Grundriß der Stadt am Dünastrom hat er gezeichnet, und bereits in diesem Sommer soll die feierliche Einweihung des Stadtgebietes geschehen, damit zum Winter hin bereits Mauern und Gräben die zurückbleibenden Deutschen vor feindseligen Angriffen schützen. Ich erkenne den klugen Sinn und den

scharfen Verstand des Schwagers an der trefflichen Wahl des Platzes. Hier schützt die Düna, dort der Riegebach, und die übrigen Seiten werden Mauern umgeben. Wenn erst deutsche Bürger sich in der neuen Stadt niedergelassen haben, ihr Gewerbe betreiben und der Kaufmann seine verlockenden Waren ausstellt, dann werden die ingrimmigen Feinde, die Urbewohner des Landes, auch lieber mit dem Säckel in der Hand in Riga erscheinen, als mit dem Schwert. Ich sehe dort ein fröhliches, gedeihliches Leben tagen, und für unser einen wird es Zeit, sich dort eine Heimat zu gründen.“ „Ihr seid zuversichtlich“, erwiderte Graf Konrad, „aber bis zum fröhlichen Leben muß noch viel Wasser die Düna hinab laufen, und durch Jahrhunderte wird im Livenlande nicht Elle und Säckel, sondern nur das Schwert regieren. Ich kenne die Völker, die beugen sich nicht. Wenn sie's thun, so ist es eitel Falschheit, darum sollten wir Ritter mehr zusammen halten. Der Sündenerlaß für die, welche zum Streite für die Mutter Gottes ins Marienland ziehen, ist eine gute Verheißung. Meines Erachtens jedoch wäre nebenbei eine weltliche Verheißung sehr nützlich. Viele Ritter nähmen das weiße Kreuz, wenn sie wüßten, ein Teil des erkämpften Landes bliebe ihnen zu eigen. Euer Schwager ist ein schlauer Herr, er will keine zweite Macht im Lande dulden neben der seinen. Aber es hilft ihm nichts, sein Hinauschieben und Zögern, er muß den Schwertbrüderorden im Livenlande gründen.“ — „Puh!“ stöhnte Trute im Spazennest, „ist das aber langweilig! Verstehst du, was der Ritter sagt? Ich kann dir wohl seine Worte wiedergeben, aber ihren Sinn begreife ich nicht.“ Olo lachte, aber es klang ingrimmig und seine Augen funkelten schadenfroh:

„Was das heißt, Gertruta? Paß auf, ich erzähl dir's. Der Wolf und der Fuchs stritten sich, wem von beiden der Wald gehören sollte. Sie kämpften mit einander und bissen sich, daß die Felllappen flogen. Dann schlossen sie Waffenstillstand und besprachen sich mit süßen Worten. Aber immer wieder brach der Streit los um den Wald, in den sie eben erst gezogen waren, und in dem sie mit-leidslos das heimische Wild zerrissen. Wie sie wieder einmal auf einer Waldwiese hin und her zankten, erzitterte plötzlich der Boden, da stürzten von allen Seiten die Tiere des Waldes herbei, an ihrer Spitze der Bär und das Elentier. Die überfielen des Wolfes und des Fuchses Sippe und ruhten nicht eher, als bis alle die frechen Eindringlinge getötet, und der Wald von ihnen befreit war.“ „Ach Ilo, du sprichst gerade so unverständlich wie der Ohm Konrad, nur eins weiß ich, dort wird eine Stadt gegründet. Wie gründet man eine Stadt, Ilo? Das möchte ich gern sehen!“ „Ich werde es sehen“, murmelte Ilo. Dann kamen die Großen ins Spazennest. Nach zwei Tagen ritt Graf Konrad, unter seinem Schutze auch Hans und Ilo gen Bremen. Beim Abschiede hatten die Bewohner der Burg sich bemüht auch Ilo gutes und liebes zu erweisen. Der Hausherr schenkte ihm ein prächtiges Waidmannsmesser in schön gearbeiteter Hornschale. Frau Margareta packte sein Känzlel mit so viel Leckerbissen voll, daß seine Wäsche und sonstige Sachen in einen Sack gesteckt und neben dem Sattel befestigt werden mußten. Gertruta hatte ihm ein Band mit Goldperlen gestickt, an das er das neue Messer hängen sollte, und Anna drückte ihm beim Abschied ein kleines versiegeltes Päckchen in die Hand und sagte: „Öffnet es jetzt nicht, sondern in spä-

teren Zeiten, wenn Ihr wieder im Vivenlande seid!“ Mlo freute sich über so viel Güte, zugleich jedoch beschlich ihn das beschämende Gefühl, dieselbe nicht annähernd verdient zu haben. Im Kreise der Burghewohner hatte er mehr denn je ein unfreundliches Wesen zur Schau getragen. Er war mißtrauisch und dachte stets an die Worte seiner Mutter, die lauteten: „Traue keinem Menschen in der Fremde. Alle bösen Reden können Dir nichts anhaben, und vor den honigsüßen hüte Dich erst recht. So jemand Dir gutes thut, denke, wie Du es einst mit bösem vergelten könntest, denn du empfängst die Wohlthat von Deinem Feinde, der sie dir nur erweist, um sich zu nützen!“ Solchen Gedanken hing Mlo nach, als er der Stadt Bremen zuritt.

In der Klosterschule herrschte lebhaftes Treiben, denn die Schüler sammelten sich wieder nach den Feiertagen. Mlo begrüßte Viezo, der mit einem anderen Kameraden bei dessen Eltern in Lübeck gewesen war. Viezo sah frisch und gesund aus. Das deutsche Leben mit den Schulgenossen bekam ihm. Er war groß und breitschultrig geworden und verstand es, sich frei zu bewegen. Der deutschen Sprache war er vollständig mächtig und genoß das Lernen, die neue Welt, die sich ihm aufthat, mit frischem Mut und offenem Sinn. Er war sehr beliebt unter den Genossen und wäre ganz glücklich gewesen, wenn ihm nicht sein Freund Mlo zu schaffen gemacht hätte. Auch jetzt beim Wiedersehen, und wo sie sich in der heimischen Sprache über ihre Erlebnisse unterhielten, verlor Mlos Gesicht nicht den finsternen Zug. Der Ingrimme über seine Gefangenschaft, wie er es nannte, erfüllte seine Seele. Mlo lebte in offener Fehde mit allen Schulgenossen und in stiller

Rebellion gegen seine Lehrer. Mürrisch und verstockt hatte er nur den einen Gedanken, dem verhassten Zwang zu entinnen und seine Mutter wieder zu sehen. Gegen den Vater trug er einen heftigen Groll im Herzen, denn hatte ihn der nicht feige als Geißel Albert übergeben? Diese finsternen Gedanken machten den Knaben elend. Er verlor nach und nach seine Lebhaftigkeit, seinen überschäumenden Jugendmut und saß apatisch unter der lustigen Knabenschar, von allen gemieden, den Lehrern ein unangenehmer Schüler. Trotzdem gaben sich die Klosterbrüder Mühe, sein finsternes Wesen zu mildern, ja der Herr Abt stellte es gerade den jungen jähzornigen Lehrern als ein besonders gottgefälliges Werk hin, an diesem störrischen Gefellen christliche Geduld zu üben. So war Mo nie sich selbst überlassen, aber er fühlte sich nicht glücklich bei dieser steten Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten, er empfand sie meist als eine Überwachung seiner Freiheit; oft empfand er auch unklar, daß die guten Geistlichen trotz ihrer Geduldsübungen, trotz ihrer Gelehrsamkeit den Hauptsatz der Pädagogik vergaßen, das Gebot nämlich: „Verseze dich an seine Stelle“, und ferner das andere: „Liebe ihn wie dich selbst.“ Sie waren milde, nachsichtig, geduldig um ihrer selbst willen, wie konnten ihre Bemühungen das Herz des einsamen, fremden Knaben treffen? Als Mo einige Tage nach seiner Rückkehr in die Zelle seines Hauptlehrers befohlen wurde und dort eine längere wohlgesetzte Rede über sein ungebührliches Betragen anhörte, die mit den Worten schloß: „Also gehe in dich, mein Sohn, und bessere dich“, erinnerte er sich plötzlich der Worte Anna von Tiefenhufens. Mit sanfter, mitleidiger Stimme hatte sie gerufen: „Der arme Knabe, er versteht es nicht besser!“

und hatte ihn mit ihren großen Augen so traurig angesehen, daß er diesen Blick noch jetzt im Herzen spürte. In der Einsamkeit der Bönitzzelle. — ihm war ein Tag Einzelhaft zubüßet worden, eine Strafe, die ihm der größte Genuß seines Schullebens war, — grübelte er über Anna nach. Sie war anders als alle Frauen, die er kannte, anders als seine Mutter, als Dio, anders als Frau Margareta von Tiefenhufen oder die kleine Gertruda. Ach was! Sie war eine Deutsche, eine Christin und gehörte zu seinen Feinden. Aber er dachte doch fortgesetzt an sie, und sein finsternes Gesicht bekam einen weichen guten Ausdruck. Er schlief ein und träumte von Anna von Tiefenhufen.

Es herrschte große Unruhe im Schlaßaal Nr. 1 der Klosterschule. Die neunte Stunde hatte geschlagen, der dienstthuende Klosterbruder hatte die Kerze ausgelöscht. Er hatte den letzten Gruß gesprochen: „Gelobt sei Jesus Christ!“ und die Knaben hatten geantwortet: „In Ewigkeit, Amen!“ wie an jedem Abend, und nun mußte die Stunde des Schweigens beginnen, in der kein Wort geredet werden durfte, bis der Schlaf sich auf die jugendliche Schar der zwanzig Schlafgenossen senkte. Aber kaum waren die Schritte des Bruders verhallt, da rührte sich's in allen Ecken. Überall lugten Knabentköpfe hervor, wurden Gestalten sichtbar, die von einem Bett zum andern schlichen. Sie strebten alle unhörbaren Schrittes dem Bette in der Mitte des Saales zu. Hier stand ein Lager dem einzigen Fenster des Raumes gegenüber. Dieses Fenster, oder vielmehr eine Luke befand sich hoch oben im Dach, denn der Schlaßaal war früher der wohlgewölbte Klosterboden gewesen. Vor dem Fenster stand ein großer

Tragebalken, und auf diesen hefteten sich die Blicke der Knaben. Einer stieß den anderen, und ein kleiner, dicker Bube fragte mit zitternder Stimme den längsten Knaben, den Inhaber des Bettes, der ausgerichtet in demselben saß: „Ist es denn möglich, Wilfried, Ihr selbst saht ihn, gradwegß am Tragebalken hinan klimmen und durch die Luke hindurchfahren?“ „Gewiß und wahrhaftig! Ich sah ihn eine ganze Woche, Abend für Abend. Ich will meine Seele verwetten, wenn das nicht ein Geist war, aber wenn ihr Geduld habt und eine Stunde warten wollt, so könnt ihr selbst sehen und hören!“ „Was, zu hören giebt es auch was?“ rief ein anderer, „ich für mein Teil bildete mir ein, Geister seien lautlos.“ „Na“, entgegnete Wilfried, „wer zuletzt lacht, lacht am besten; wollen sehen, du Spötter, wie du nach einer Stunde dreinschauen wirst! Habe selber genug gelitten in diesen acht Tagen, und wenn ich bisher schwieg, so geschah es aus Furcht vor dem schrecklichen Geist, der mich jedesmal mit gar fürchterlichen Geberden bedrohte, ehe er dort hinaus entschwand. Aber länger ertrage ich's nicht, und deshalb habe ich euch alles mitgeteilt, damit ihr mir helft. Einer gegen einen Geist, das ist zu ungleich, aber ich denke unser zwanzig können wagen, es mit ihm aufzunehmen!“ „Höre Wilfried“, ließ sich Viezos Stimme vernehmen, „schwache nicht so unklar, sondern erzähle kurz, was, wie und wo du das alles gesehen hast!“ „Ja, was, wie und wo?“ riefen alle so leise wie möglich. „Nun gut! Ihr wißt, ich schlafe fest. Neulich jedoch mußte ich vielfach niesen und erwachte. Der Mond schien gerade durchs Fenster oben auf meine Nase. Ich wollte mich zur Seite wenden, da trat plötzlich etwas Dunkles vor den Mond, wie ich glaubte, eine Wolke, und

blinzelte nur noch so hin. Ja, da standen mir die Haare zu Berge, und mit einem Ruck richtete ich mich auf. Angeklammert an den Dachbalken, ein Fuß schon aufs Fenstergeßims gestellt, in feurige Wolken gehüllt, schwebte ein Geist. Wie ich mich rührte, sah er mich mit funkelnden, glühenden Augen an, aus denen schossen Blitze auf mich herab, die mich lähmten. Als ich wieder zur Besinnung kam, war alles verschwunden, nur der Mond hing wieder rund und glänzend vor dem Fenster. Ich dachte so lange nach über dies Ereignis, bis ich einschlief, und am nächsten Morgen meinte ich, geträumt zu haben. Aber jede Nacht seither erlebte ich dasselbe. Wollte ich es euch am Tage mitteilen, gleich sah ich des Geistes lodernde Blicke und seine drohende Hand, und in Angstschweiß gebadet schwieg ich. Aber das halte ich nicht mehr aus, und wenn ihr mir heute nicht helft, teile ich morgen die Geschichte dem Herrn Abt mit!“ „Nicht so eilig, Wilfried“, sagte Viezo, „laß uns jetzt mal warten und den Geist betrachten, jeder gehe in sein Bett, oder wenn ihr dazu keinen Mut habt, sucht zu zweien euer Lager auf und beobachtet das Fenster. Ich aber, Wilfried, schlage dir vor, tausche mit mir und laß mich hier von deinem Bett aus den Dachbalken beobachten.“ Die Jungen thaten leise, wie Viezo anordnete, und in nächtlicher Stille und Ruhe unter mancherlei Stoßgebet und Herzklopfen wachten die zwanzig Knaben eine Stunde und noch eine. Viele wurden schläfrig, mancher mißtraute dem dicken Wilfried, der sich wohl eins seiner beliebten Späßchen erlaubt haben mochte. Kurz, gegen Mitternacht gab es mehr Schlafende als Wächter im Raum. Da, als von der Klosterkirche die Uhr langsam zwölf Schläge ertönen ließ, richtete Viezo

sich horchend auf, und alsbald wurde es in allen Betten lebendig. Es war keine Mondnacht, Wolken bedeckten den Himmel, und Finsternis erfüllte den Saal. Viezo's scharfes Gehör vernahm ein leichtes, schleichendes Geräusch. Dort am Dachbalken kletterte etwas pfeilgeschwind hinauf, jetzt schwang sich's aufs Fenster Sims, es war eine menschenähnliche Gestalt. Da rief Viezo mit donnernder Stimme: „Halt!“ und heulend vor Angst und Aufregung fielen neunzehn gellende Knabenstimmen ein. Im Nu sprangen sie aus den Betten. Einige versuchten in wilder Flucht schreiend trotz der Dunkelheit die Thür zu erreichen, die Beherzteren scharten sich um Viezo, der mit ihnen auf den Deckbalken zustürzte. Die Gestalt war bereits im Begriff durch die Luke zu entschwinden, aber Viezo sprang und erhaschte den Zipfel des faltigen Gewandes. Den hielt er fest und zerrte dran. Die Gestalt schien hin und her zu schwanken. Mit einem verzweifelten Ruck jedoch befreite sie sich aus Viezo's Griff, indem sie das Gewand fallen ließ. Dann leuchtete plötzlich eine Flamme auf, ein brennender Gegenstand wurde unter die Knaben geschleudert, die unter lautem Geschrei auseinander sprangen. Im selben Augenblick war die Gestalt draußen im Dunkel verschwunden. Am Fußboden stieg eine helle Flamme auf, und Viezo, der die Absicht gehabt hatte, am Dachbalken hinan zu klimmen, um der Erscheinung nachzuforschen, mußte als einziger, der nicht die Selbstbeherrschung verloren hatte, dran denken, das Feuer zu löschen. Mittlerweile stürzten die Mönche mit Kerzen herbei, man ergriff die Wasserkrüge und goß ihren Inhalt auf die Flammen, die bald erloschen. Man entdeckte, daß der brennende Gegenstand ein Pechfranz war. Aber nicht nur das pech-

getränkte Stroh war verbrannt, sondern auch das Gewand des Geistes. Nur Viezo hielt ein Stück Stoff in der Hand und starrte darauf hin. Das war livisches Gewebe, er erkannte das Hauszeichen seines Stammes, kunstvoll eingestickt. Kein Zweifel, der Geist war ein Live gewesen, und kein anderer als Nlo, das wußte Viezo mit Bestimmtheit. Ein scharfes Verhör begann, aber ehe nur einigermaßen Klarheit in die Sache gekommen war, brach der Morgen an, und Viezo wurde zum Abt gerufen. Dieser teilte ihm mit, Nlo sei verschwunden, und er, der Abt, hielt ihn für die unheimliche Geistererscheinung; was Viezo darüber zu sagen vermöchte. „Ehrwürdiger Vater, Nlo ist es gewesen. Dieses Stoffstück, das mir vom Gewande des Gespenstes in der Hand blieb, ist von Nlos Mutter gesponnen und gestickt worden, die Zeichen unseres Hauses könnt Ihr darauf sehen. Was aber Nlo mit diesem Streich oder seinem Entweichen bezweckt, weiß ich nicht.“ Der Abt blickte in das ehrliche, traurige Gesicht seines Zöglings, er glaubte seinen Worten. Nachdenklich schritt er im Gemach auf und ab, dann schellte er, stehen bleibend. Ein dienender Bruder trat ein, der Abt fragte: „Wann sind die Schiffe mit den Rittern, Erzbischof Albert und den Kaufleuten fertig zur Abfahrt nach dem Livenslande?“ „Herr“, erwiderte der Bruder, „sie sind bereits heute seit vier Uhr morgens unter Segel gegangen.“ Da wandte sich der Abt zu Viezo und sagte: „Und mit ihnen ist Nlo, Kaupos Sohn, entwichen.“

Achtes Kapitel.

Ulo sieht seine Mutter wieder.

Es war wieder Mai, aber schon befand man sich in den letzten Tagen des Monats, als die Schiffe aus Bremen die Düna hinauf fuhren und am Rigebach anlangten. Am Ufer drängten sich die Deutschen, welche den Winter im Livenlande verbracht hatten und begrüßten mit frohem Zuruf die Landenden. Bischof Albert und Graf Konrad von Dortmund betraten als erste das Land. Beide sahen froh aus, denn ihre Werbefahrt ins deutsche Reich war wohl geglückt. Sie brachten tüchtige Kriegsmänner, Handwerker, Kaufleute und Geistliche mit, und Bischof Albert konnte seinen Plan verwirklichen; am Dünaufer sollte die Stadt erbaut werden. Als die Herren das Schiff verlassen hatten, wurden viele Gerätschaften, Waffen, Stoffballen ausgeladen. Endlich rollte man die großen Fässer ans Land, in denen die Tischweine des Erzbischofs sich befanden. Unter den hierbei beschäftigten Leuten war ein Live. Er war von Kaupos Leuten und hatte inständig um die Erlaubnis gebeten, im Herbst mit Albert nach Deutschland ziehen zu dürfen, und da er anständig war, auch etwas deutsch verstand, wurde er in die Schar der

Diener eingereicht. Er überragte alle um Kopfeslänge und wußte sich durch seine derben Fäuste in Respekt zu setzen, andererseits war er gutmütig und sah es gern, wenn er den Troß durch sein falsches Deutsch zum Lachen brachte. Er machte sich bei den Fässern zu schaffen und der Kellermeister rief ihm zu: „Na, Wane, wollt Ihr den Inhalt kosten, oder wollt Ihr ein Faß ans Land schleppen?“ „Warum nicht, Väterchen?“ erwiderte der Live mit breitem Grinsen, „ich kann zwei Fässer tragen, ohne zu keuchen wie dort Eure Gehilfen Hans und Görg, die doch nur die Fässer rollen, und was das Trinken betrifft, so hätte ich nichts dagegen; mir ist gerade danach zu Sinn, ich wollte, ich dürfte trinken wie ein eingetrockneter Sandhaufen.“ Der Kellermeister hatte noch schnell Weinprobe gehalten und war gut gelaunt, er rief lachend: „Höre, Wane, du ruhmrediger, suche Dir unter den Fässern eines aus, und so Du es auf Deiner Schulter von hier bis ins feste Haus des Bischofs trägst, sollst Du es zu eigen erhalten, so wahr ich Martinus Seebold heiße!“ „Topp, Kellermeister!“ schrie Wane, „ich will Euer dickes, rotes Gesicht bleich werden sehen wie Birkenrinde, wenn Ihr mir den guten Wein überlassen müßt und dann noch obendrein Eurem Erzbischof Bericht erstatten sollt über den Verbleib des edlen Tropfens. Welches Faß, Alter, soll's sein?“ „Seht einer den schlauen Liven“, spottete der Kellermeister, dem der letzte Trunk an Bord zu Kopf gestiegen war, „er sucht mir bange zu machen. Woll'n sehen, wem das Antlitz bleich wird wie Birkenrinde, mir aus Furcht, oder Euch unter der Last des Weines. Mir kann's gleich sein, welches Faß Ihr zu schleppen versuchen wollt. Merkt wohl, ich sage versuchen, denn daß es Euch

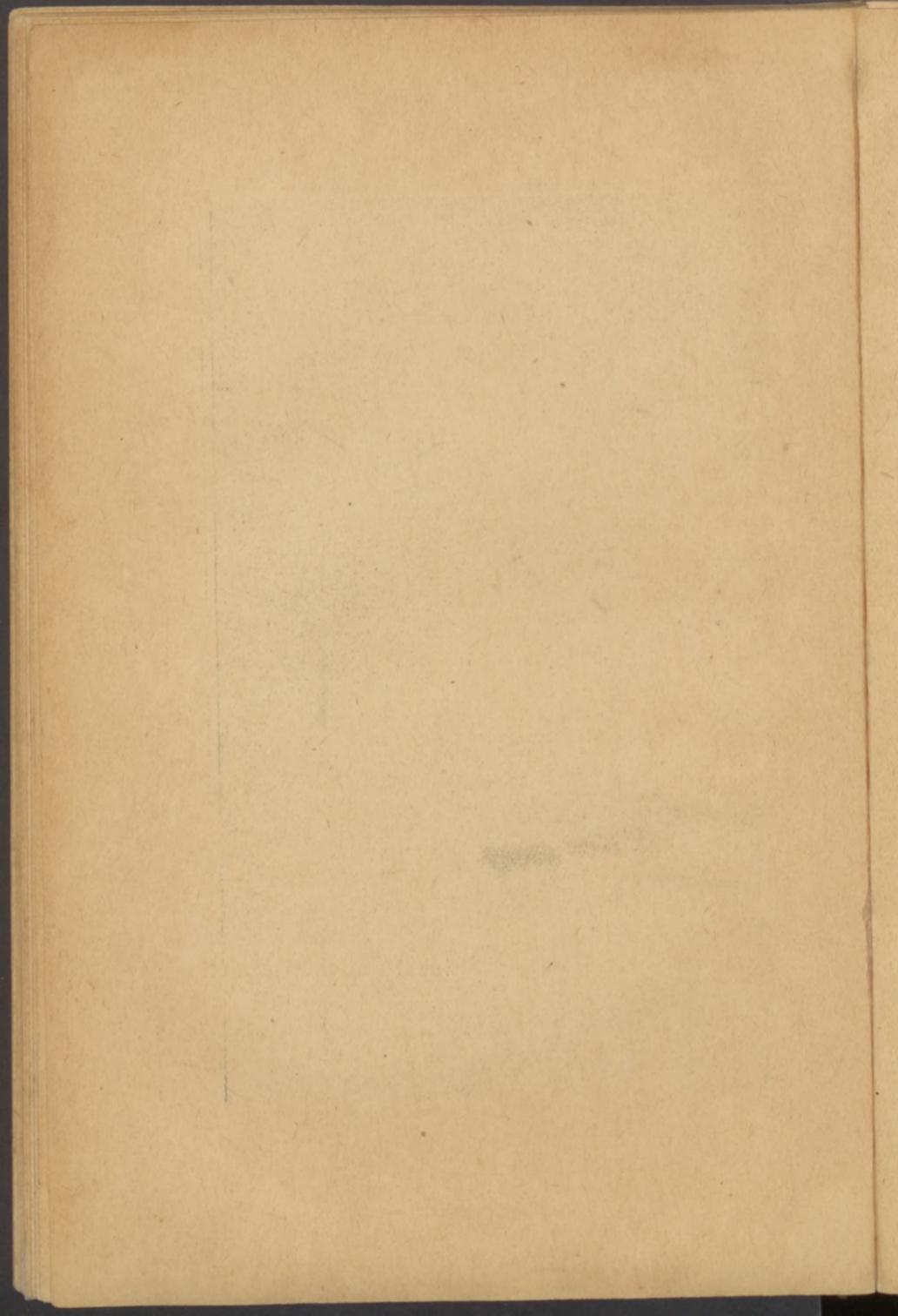
gelingen würde, eine der Tonnen von hier bis in des Bischofs Keller zu tragen, das glaubt kein Mensch bei Vernunft, Ihr müßtet denn mit dem Bösen im Bunde stehen.“ „Nicht mit Eurem bösen oder guten Gott, wohl aber mit meinem Thara. Platz dort, ihr Leute!“ Während der Worte des Kellermeisters war Wane prüfend von Faß zu Faß getreten. Jetzt erfaßte er eines der größten, hob es so vorsichtig an, als gälte es ein Menschenleben, und legte es sich so leicht und sicher auf den Kopf, auf den er seine Schaffelmütze gestülpt hatte, als wäre es eine Hand voll Federn. Während er die Planke überschritt, die das Schiff mit dem Ufer verband, hielt er das Faß mit den Händen fest, dann jedoch schritt er aufrecht und stolz, seine Last frei balancierend, durch die staunende Menge, die hinter und neben ihm in Jubelrufe ausbrach. Bischof Albert hörte den Lärm, denn er stand noch vor dem Eingange ins feste Haus, in welchem vor seiner Abreise jenes bedeutungsvolle Mahl mit den Livenhäuptlingen stattgefunden hatte und in welchem er jetzt Wohnung zu nehmen gedachte. Er wandte sich um, und als er den kraftvollen Burschen leichten Schrittes mit der ungeheueren Tonne daher kommen sah, die sonst zwei bis drei Leute nur mit Mühe ins Rollen brachten, fragte er erstaunt nach dem Namen des kühnen Trägers. Von allen Seiten wurde ihm die Geschichte erzählt, und manch' schadenfroher Blick traf den Martinus Seebold, der mit schlotternden Knien und schlohweißem Gesicht vor dem Meister erschien. „Herr“, stieß er hervor, „es kann nicht mit rechten Dingen zugehen; der Kerl darf doch nicht die Wette gewinnen.“ „Halt! Meister Martinus“, erwiderte Albert, „ein Mann, ein Wort! Dank Eurem Rausch habt Ihr

fremdes Gut verwettet, denn der Wein ist mein. Wie oft habe ich Euch zur Mäßigkeit ermahnt! Wenn jemand Eure Thorheit büßen muß, so seid Ihr es, und ich sollte Euch als ungetreuen Knecht entlassen. Weil aber unsere Seefahrt eine so ausnehmend gute gewesen ist, weil der Bursche dort ein so erfreulicher Anblick von Kraft und Geschicklichkeit ist, und weil wir alle durch den Verlust dieser einen Tonne zur Mäßigkeit ermahnt werden, besonders Ihr, Martinus Seebold, so will ich Euer Wort einlösen.“ Er winkte Wane und rief mit weithin vernehmbarer Stimme: „Ich, Bischof Albert, schenke Dir, dem Liven, diese Tonne Wein. Geh' und trinke sie zur Feier unsrer Wiedertehr mit Deinen Volksgenossen aus, und sage allen, daß ich jeden einladen lasse, mehr vom süßen Wein zu trinken, wenn er kommen will, die Einweihung der neuen Stadt mitzumachen, die ich hier an der mir von Euren Fürsten abgetretenen Stelle bauen will!“ Da erhoben sich von allen Seiten brausende Zurufe. Wane legte dankend die Hand aufs Herz, kehrte um, schritt dem Flusse zu und ließ seine Last vorsichtig in eins der Livenboote gleiten. Dann ergriff er ein langes Ruder, stieß ab und fuhr am Ufer entlang unter dichtem Weidengebüsch dahin, bis er den Blicken der am Ufer Stehenden entschwand. Er ruderte, so stark er konnte, wohl noch eine Viertelstunde, bis der Wald am Ufer dichter wurde. Endlich fuhr er mit dem Boot auf den Sand. Er sprang hinaus und stieß einen leisen Pfiff aus. Da zeigten sich, aus dem Walde tretend, vier Burschen. Sie kamen eilends näher und halfen behutsam das Faß aus dem Boote heben, dann stellten sie es sorgfältig unter eine Tanne. Wane holte ein Stemmeisen hervor. Anstatt jedoch irgend ein

Gefäß zum Auffangen des Weines zu beschaffen, und ohne mit dem Werkzeug, das er dem einen Burschen aus der Hand genommen hatte, das Spundloch zu berühren, stemmte er nur vorsichtig an dem obersten Reifen umher. Er schob ihn in die Höhe, und in dem Augenblick faßten die zwei Eiben den Deckel. Im nächsten Moment fielen die Tonnenbohlen auseinander, und dem Faß entsprang nicht das kostbare Raß, sondern Ilo, Kaupos Sohn. Er sah entsetzlich elend aus und taumelte, als sei er nicht Herr seiner Glieder. Die livischen Knechte warfen sich vor ihm auf die Kniee und bemühten sich, seine Hände oder einen Zipfel seines Gewandes zu küssen. Ilo jedoch fuhr mit der Hand über die Augen und wäre zu Boden gestürzt, hätte Wane ihn nicht aufgefangen. Der winkte den anderen und sagte auf livisch: „Hat nichts zu sagen, der wird sich schon erholen, wenn die Treidener Luft ihn umweht. Rasch fort mit ihm! Wir sind den deutschen Hunden zu nahe. Habt ihr die Trage, wie abgemacht?“ „Jawohl, Bruderherz, hier!“ Sie wiesen auf eine aus Zweigen geflochtene Bahre, auf der durch Felle ein erträgliches Lager hergestellt worden war. Sie legten den bestimmungslosen Ilo auf dieselbe und umhüllten ihn mit einer kunstvoll gewebten Decke seiner Mutter. Während zwei Knechte ihn trugen, und je einer vor und hinter dem Zuge spähend daherschritt, ging Wane an der Seite der Trage und feuchtete mit starkem Wein Ilos Schläfen, versuchte auch, ihm einige Tropfen einzuslößen. Als die Träger zum dritten mal sich ablösten, war die Nacht angebrochen, und Wane stieß wieder einen leisen Pfiff aus. Sie waren erst dem Laufe der Düna hinauf gefolgt, dann hatten sie sich nordwärts gewandt und befanden sich jetzt

am großen Jägelsee. Auf Wanes Pfiff hin legte ein Boot geräuschlos an. Ilo wurde hinein gehoben, drei Männer folgten, zwei jedoch blieben am Ufer und beschäftigten sich damit, sich so gut es ging, zur Nachtwache anzuschicken. Das Boot glitt einer kleinen, dicht mit Gestrüpp bewachsenen Insel zu. Sie war so klein, daß sie vom Ufer aus den Blicken wie ein mit Weiden und Birken bewachsener grüner Morastflecken erschien. Viel mehr war sie auch thatsächlich nicht. Aber auf dem trügerischen Boden waren große Stämme eingerammt worden, mit anderen hatte man eine Art Fußboden hergestellt, und auf diesem rohen Unterbau erhob sich eine mit Birkenrinde verkleidete Hütte, die vom Ufer des Sees nicht sichtbar war. Hier saß an jenem Abend Frau Dagerute. Sie hatte ein Lager bereitet, und auf einem Kasten standen Schüsseln mit kaltem Fleisch, auch ein Krug Meth und einer mit Milch. Sie lauerte am Eingang und horchte gespannt hinaus. Frau Dagerute hatte sich in diesem einen Jahr ebenso unvortheilhaft verändert wie ihr Sohn. Der Groll über den mißglückten Aufstand ihres Stammes gegen die verhassten Christen, die Wut, daß ihr ihr Liebling Ilo entrisen worden war, entrisen, wie sie sich eingeredet hatte, durch die Feigheit Raupos, ihres Gemahls, fraßen an ihrer Lebenskraft. Früher eine große, stolze Erscheinung mit schönen Gesichtszügen, war sie in kurzer Zeit zusammengefallen, fast wie eine Greisin. Ihr früher rabenschwarzes Haar trug die Farbe des Schnees, und in ihrem bleichen, welken Gesicht leuchteten die großen braunen Augen in unheimlicher Glut. Als sie die leisen Ruderschläge hörte, eilte sie an die Landungsstelle, und als sie Wane erblickte, der in seinen Armen den scheinbar leblosen Ilo behutsam





ans Land trug, stieß sie einen lauten Schrei aus und stürzte auf den Burschen los, als wollte sie ihm den Sohn entreißen. Wane rief: „Seid ruhig, Herrin, daß Eure Stimme nicht allerhand Nachtvögel herbeilocke. Ylo lebt und wird bald zu sich kommen, dann werden wir Euch unsere Erlebnisse mittheilen. Aber laßt uns in die Hütte eilen, und ihr zwei“, rief er den Ruderern zu, „bleibt hier an der Schwelle als Wachen. Tollkühn war es von Euch, Herrin, uns bis hierher, so nah dem deutschen Lager, entgegen zu kommen, und mit dem ersten Hahnen schrei müssen wir morgen weiter, damit ich Euch im Treiden-schen Gebiete weiß; denn ehe zwei Tage um sind, muß ich mich am Rigebach sehen lassen, damit, falls irgendwie Ylos Flucht bekannt wird, keiner durch meine Abwesenheit Argwohn schöpft.“ Als Ylo in der Hütte auf dem Lager ruhte, und seine Mutter sein Haupt auf ihrem Schoß gebettet hatte und ihn immer wieder herzte und küßte, kehrte ihm das Bewußtsein wieder. Er sah erstaunt um sich, dann umfaßte er mit einem leidenschaftlichen Freudenruf den Hals seiner Mutter und weinte und schluchzte unaufhaltjam. Die Thränen schienen ihm wohl zu thun, denn als er ruhiger geworden war, lag ein glücklicher Ausdruck auf seinem Gesicht, und sein strahlender Blick warf einen verklärenden Schimmer in Frau Dagerutes Augen, so daß sie so friedlich und mild ansah, wie an jenem Morgen, an dem Ylo mit seinen Rameraden zum lustigen Kriegsspiel ausgezogen war und nicht wieder heimkehrte. Als Ylo sich durch Speise und Trank gekräftigt hatte, fing er an, von Wane unterstützt, zu erzählen. „Ach, Mutter, seit ich die Botschaft, eingestickt in den mir übersandten Gürtel mit den geheimen

Zeichen, die du mich gelehrt hatteſt, laß, du habeſt Wane zu meiner Rettung ausgeſchickt, da hätte ich faſt in Gegenwart des deutſchen Abtes, der mir ſelbſt deine Gaben brachte, laut gejubelt. Aber wenn ſonſt auch nichts oder wenig, eines habe ich in der Kloſterſchule zu Bremen gelernt, Beherrſchung, Verſtellung und Schweigen. Tag und Nacht ſann ich, wie ich Wane ſprechen könnte. Als ich zur Zeit des Tharafeſtes mit dem Grafen Konrad von Dortmund und Hans von Tiefenhuſen, bei dem ich die deutſchen Oſterferien verbracht hatte, in Bremen einritt, ſah ich unerwartet Wane vor mir. Er erkannte mich ſofort und folgte uns bis in den Kloſterhof. Als ich des Abends im Bett lag, hörte ich wiederholt ſeinen Pfiff. Es dauerte lange, bis ich entdeckte, von wo der kam. Ich ſchlich in den zweiten Schlaſſaal, da ertönte das Zeichen wieder, dies mal über mir. Ich kletterte am Dachbalken hinan, und richtig, dort oben auf dem Dach hockte Wane. Ich ſtieg durch die Luke zu ihm, und wir beſprachen uns.“

„Ja“, fiel hier der junge Live ein, „als ich ſo die Fäſſer anſah, die der Biſchof mitzunehmen gedachte, wie breit ſie waren und etliche mannshoch, da kam mir der Plan. Ich nahm des Knaben No Maß und ruhte nicht eher, bis ich einen Meiſter fand, der mir die Tonne fertigte. Ich trug des Biſchofs Gewand, und der Meiſter war ſtolz einen Auftrag von dem vornehmen Herrn zu erhalten. Ich wurde vertraut mit dem Kellermeiſter Herrn Alberts und half ihm die Weinfäſſer mit Zeichen und Zahlen verſehen, wie das üblich iſt. Er vertraute mir zuweilen die Schlüſſel, und als es an das Verladen der Weine ging, die das Schiff an den Rigebach bringen ſollte, da war der dicke Alte ſehr zufrieden, daß ich an ſeiner Statt die ſchmale

Weiter hinab kletterte und im Schiffsraum unten die Tonnen
 schichten ließ. Im verstecktesten Winkel, so recht zur Mitte
 des Schiffes hin, wo die Wellenstöße gemildert sind, ließ
 ich mein Faß niedersetzen. Ich rückte es so, daß hinter
 ihm noch ein Raum frei blieb, vom schmalen Hauptgang
 zwischen den Fässern aus nicht sichtbar. Hierher schleppte
 ich allerhand Dinge, Decken und auch Lebensmittel und
 mehrere Kannen vom stärksten Wein. Jeden Abend aber
 kletterte ich über die Klostermauer auf das Dach und theilte
 Mo mit, was ich über die Abfahrt der Schiffe erfahren
 hatte. Der Herr Bischof jedoch änderte von Tag zu Tag
 die Reise, und wir zitterten bei dem Gedanken, es könne
 ein plötzlicher Befehl zum Segeln kommen, und ich würde
 Mo nicht benachrichtigen können. Wir dachten dran, ihn
 auf alle Fälle gleich im Faß zu verbergen, aber der Plan
 mußte verworfen werden. Denn wenn Mors Fehlen in
 der Klosterschule entdeckt wurde, wo anders würde man
 ihn suchen als auf dem Schiffe, das sich zur Fahrt an
 die Düna bereitete. Nun hätte ich mich wohl unterfangen,
 Eures Sohn vor den blöden Augen des Kellermeisters zu
 verbergen, aber Bischof Alberts scharfer Blick reicht weiter,
 und um seine Geißel, Raupos Sohn, wieder zu erlangen,
 wäre Seine Ehrwürden sicher selbst in jede Schiffsecke
 geklettert. Unterdeß wachte jede Nacht ein Schulgenosse
 Mors auf, und nur weil der Burjche so ein Angsthertz be-
 saß und außerdem eine große Gabe Dummheit, gelang es
 Eurem Sohn, ihn durch maßlose Furcht im Zaum zu
 halten. So schleppten sich die Tage hin wie am Strick.
 Endlich, am Abend vor unsrer Abreise erfuhr ich, daß
 wir bei Tagesanbruch segeln sollten. Ich also wieder zur
 Klostermauer. Wie ich mich eben hinaufschwingen will,

denke ich bei mir: Halt! Erst sicher auf alle Fälle. Laufe zurück zum Hafen, sammle Stroh, dreh ein feines Kränzlein, tauch' es in Pech und verfeh' mich mit Feuerzeug. So, nun konnte als letztes Mittelchen ein Feuer die Klosterleute von unserem jungen Herrn abziehen. Alles ging so glatt wie die Abende zuvor, nur hatten wir kein Mondlicht, sondern schwarze Nacht. Schon steht Nlo auf dem Dachfenstersims, schon reiche ich ihm die Hand, da schreit unten im Saal jemand „halt!“, und gellend schreien alle Knaben es nach. Na! Da wußte ich, was es geschlagen hatte. Ich schnell mein Kränzlein in Brand gebracht, da sehe ich, wie Nlo, am Gewande von unten gezerrt, schwankt. Mit einer Hand packe ich ihn und reiße so stark, daß die Schulterspange des Gewandes springt, daselbe fällt hinab, und Nlo wird frei. Ich drücke ihm den Kranz in die Hand und rufe: „Schleudere!“ Habt Ihr nicht gesehen! Wie der Nlo den Brandstoff hinunter warf! Er kam wie der Hammer auf den Nagel und fiel mitten unter die Jungen, die auseinander stoben. Wir aber liefen zu den Schiffen. Ich hatte ein Bötlein bereit liegen, in dem ruderten wir lautlos an das Schiff heran. Gerade an einer Stelle, wo keine Wachen standen, hatte ich ein Tau befestigt, an dem kletterte ich zuerst, dann Nlo hinauf; ich zog daselbe ein und führte ihn die Leiter hinab ins Weinlager. In seinem Winkel hinter der Tonne, teils in derselben hat Guer Sohn die Wochen der Seereise verbracht. Was Wunder, daß er elend wurde! Nun könnt Ihr ihn füttern, wie ich dort unten.“ „Er hat treu für mich gesorgt, Mutter“, rief Nlo. „Er redete dem Kellermeister ein, es seien riesige livische Matten zwischen den Tonnen. Der alte Mann fürchtete sich entsetzlich vor den

Tieren und bestellte Wane zum Wächter für sich und die Tonnen. Da schlief Wane manche Nacht bei mir, und verzürzte mir manche Stunde des Tages, und wie fein hat er mich im Faß an Land geschleppt vor den Augen des Bischofs, ja mit seiner Erlaubnis! Er ist ein Held und ein Schlaupopf, und wir müssen ihn reich belohnen, Mutter!"

„Mit nichten“, rief der Live, „werdet stark und seid unser junger Held und Anführer im Kampfe gegen die deutschen Hunde, und ich bin stolz und froh mit meinen Händen meinem Fürsten zu dienen!“ Er ließ sich bei diesen Worten huldigend auf ein Knie nieder. Ylo jedoch zog sein Schwert, versetzte dem treuen Mann mit der flachen Klinge einen Schlag und rief: „So schlage ich dich zum Ritter, trage das Wappen, das du dir selber erwählt hast, stehe auf als Ritter Wane von Tonnenburg. Für die Burg werde ich sorgen, der Knabe Ylo, Kaupos Sohn, gab dir den Ritterschlag und versprach dir ein eignes Schloß, lasse mir Zeit, und Ylo, der Mann und der Fürst, wird dir sein Wort lösen.“

Neuntes Kapitel.

Die Gründung Rigas.

Da wo der Rising oder Rigebach einen Halbkreis bildet und sich in die Düna ergießt, die ihrerseits des Baches Wellen, mit ihren stolzen Bogen vereint, dem Meere zuführt, sammelten sich im Hochsommer 1201 die Deutschen des Livenlandes. Scharen von Liven zogen herbei, denn sie wagten es nicht Bischof Alberts Ladung zur Gründung der Stadt außer acht zu lassen. Bischof Albert sei mit großer Streitmacht gekommen, hieß es, auch hatte er die zwölf Geißeln im deutschen Reich gelassen; da mußte man wohl Frieden halten. Viele kamen ingrimmig, andere aus Neugier, aber sie kamen, geschmückt mit ihren Abzeichen, in ihren bunten Trachten, und Albert war zufrieden, als er ihre unterwürfigen Grüße empfing. Waren schon die Liven im Festgewande erschienen, so prangten die Deutschen in noch viel größerer Pracht. Die Ritter tummelten ihre Rosse in so glänzenden Rüstungen, daß ein einfaches livisches Knechtlein meinte, es seien viel hundert Sonnen zur Erde herabgestiegen. Die Bagen in farbiger Seide, nickende Straußenfedern auf dem fecken Barett, eilten von Zelt zu Zelt. Im Hause des Erz-

bischofs versammelte sich die Geistlichkeit in ihren prächtigen Gewändern. Chorknaben ziehen herbei, sie singen Kirchenweisen vor dem Altare des Bischofs, und als dieser erscheint, sinkt die Schar auf die Kniee. Der oberste Geistliche erteilt ihnen den Segen. Auf dem Platz vor Alberts Haus ist eine hohe Stange errichtet, an der hängen die Glocken des künftigen Domes, Bischof Albert giebt ein Zeichen. Zum erstenmal ertönt hier zwischen Bach, Fluß und Meer das feierliche Geläute. In andächtiger Stille lauschen die Christen, manches Auge feuchtet sich. Selbst die Heiden stehen in ehrerbietigem Staunen. Die Glocken tönen, sie verkünden dem Lande Religion, Bildung, Deutschtum. Der tiefblaue Sommerhimmel wölbt sich über der im vollen Schmuck des heißen Sommers stehenden Erde, und die Bogen der Düna nehmen das Geläute auf und rauschen es dem Meere zu: „Deutsches Gebiet! Deutsches Gebet!“ Jetzt treten die Chorknaben vor. Sie tragen Heiligenbilder. Voran das rosenbekränzte Bild der heiligen Mutter Gottes, der dies Gebiet geweiht ist: das Livenland ein Marienland. Es folgen die Bilder der heiligen Apostel Petrus und Paulus. Die Knaben halten Kerzen, sie schwingen die Räuchergefäße und singen die Kirchenweisen. Es folgen die Geistlichen, die Mönche vom Prämonstratenserorden. Unter einem Purpurbaldachin schreitet Albert daher, ein Fürst, ein Held, ein Sieger! Hinter ihm wandelt seine Geistlichkeit, dahinter die Ritter, Kaufleute, die Knappen. So schreitet der Zug, ein glänzendes Bild, an den staunenden Liven vorbei. Die Kirchenbanner wehen, und an den Stellen, wo die künftigen Kirchen sich erheben sollen, werden sie eingepflanzt. Der Bischof besprengt den Boden mit Weihwasser, die Chorknaben singen. So

gelangt man auf einen geebneten Platz, dem späteren Markt. Hier bleibt Albert stehen. Mit lauter Stimme verliest er eine Gründungsurkunde; er verkündet der lauschenden Menge die Gesetze, die hier herrschen werden. Dann wird das Pergament zusammengefaltet und in eine Kapsel gethan. Weiter geht der Zug, bis er wieder hält. Hier steht ein geschmückter ausgehöhlter mächtiger Granitblock. Albert legt die Kapsel in den Stein. Zwei Maurer mit Kelle und Mörtel treten vor und vermauern dieselbe. Der Stein schwebt, auf zwei Balken liegend, über einer Grube. Bischof Albert ergreift die Kelle, thut mit ihr drei Schläge auf den Granit und ruft: „Im Namen des dreieinigen Gottes, zu seiner und der heiligen Jungfrau Maria Ehre weihe ich Dich als Grund- und Eckstein der künftigen Kirche, die den Namen St. Petri führen wird. Heiliger Petrus, du Schlüsselträger des Himmels, hüte alle Zeit die Schlüssel zu dieser unserer Gründung, daß sie unter Deinem Schutze gedeihe und bestehe für alle Zeiten. Du, Stein, aber fahre in die Tiefe, damit du den Grund legest zu den festen Mauern, die sich hier erheben werden und deren Spitze gen Himmel ragen soll, ein Simbild unseres Glaubens und unseres Hoffens. Zeuch hin!“ Alle Häupter entblößten sich, das Geläute verstummte, Arbeiter wanden die Balken unter dem Stein fort. Polternd stürzte er hinab. Da braussten Jubelrufe der Deutschen durch die Luft, da jauchzten viele Liven mit, da ertönte mächtiger, voller denn je das Glockengeläute, da warfen zuerst die Chorknaben Blumen auf den Stein unter Gesang, dann warf jeder Blüten nach, bis daß sich über dem schwarzen Granit ein leuchtender Hügel wölbte. Und Riga, die Stadt am Rigebach und am Dünastrom, war gegründet.

Behntes Kapitel.

III.

In Raupos Burg herrschte nach langer Zeit Freude. Die Herrin, Frau Dagerute, hatte den Liebling, den Sohn und Erben heimgebracht, und die ganze Sippe kam, sie zu beglückwünschen und den jungen Helden über seine Erlebnisse im deutschen Lande und seine Flucht aus Bremen auszufragen. Mo bekam so viel Schmeicheleien, so viel Lobreden zu hören, daß seine frohe Zuversicht täglich wuchs. Als aber sogar das Waldweib, Tharas begünstigte Prophetin, eine stolze, finstere Greisin, vor ihm in die Kniee gesunken war und einen entzückten Hymnus über den jungen Helden, den Retter, angestimmt hatte, da stand es in seinem Herzen fest, daß er von seines Volkes Göttern und von den Liven selbst dazu berufen sei, das Land von den Deutschen zu befreien. Noch galt es, wieder in der heimatlichen Luft zu erstarken, dann aber wollte er mit ganzer Kraft unter der Leitung seines Ohms Dabrel das Kriegshandwerk erlernen. Bis zu seiner Volljährigkeit, die mit dem achtzehnten Lebensjahr erreicht war, mußte er sich gedulden; denn er wußte zu gut, daß seine Stammesgenossen sich nur der Führung eines Mannes, nicht der

des Knaben überlassen würden. Bis dahin jedoch, so schwur er, wollte er keinen Tag unbenutzt lassen. Er wollte mit allen Livenhäuptlingen bekannt werden, um genau beurtheilen zu können, an welcher Stelle jeder einzelne am besten zum Wohl des Vaterlandes zu benutzen sei. Er wollte Wälder, Wiesen und Felder durchstreifen, um überall hin die kürzesten heimlichsten Pfade aufzuspüren. Er wollte schließlich seine erworbenen deutschen Sprachkenntnisse verwerten, um livische Knaben in ihr zu unterrichten; denn zum Spionieren bedurfte man die verhassten Laute. Alle seine Pläne besprach er mit seiner Mutter. Sie lebte auf und verzüngte sich, seit sie Mo bei sich hatte. Er war ihr nicht mehr ein Knabe, ein Sohn, sie vergaß den Altersunterschied und sah in ihm den gleichgesinnten Genossen, das Werkzeug ihrer Pläne, den Fürsten und Häuptling ihres Stammes. Von ihrem Mann hatte sie sich abgewandt, denn sie wollte, sie durfte keinen Umgang haben mit einem feigen Abtrünnigen. Schon längst hatte sie die Burg, in der Kaupo sie als Herrin zurückgelassen, seinem Todfeinde Dabrel übergeben. Derselbe hielt sie und seine eigene unter starker Mannschaft. Kaupo wollte nicht Krieg führen gegen seine Verwandten, gegen seine Frau und sein Kind. Er, der starke Mann, zitterte bei dem Gedanken, daß ein Wurfgeschloß Tio, sein Täubchen, treffen könnte. Frau Dagerute wußte, daß sie schon durch das Mädchen Kaupo gegenüber im Vorteil gewesen war, und was konnte er ihr jetzt anhaben, wo der Sohn und Erbe mit ihr im Bunde stand? Außerdem lebte in ihr wieder die Hoffnung auf, durch die Flucht Mos Uneinigkeit zwischen dem Bischof und Kaupo zu säen. Der Livenhäuptling würde in Alberts Augen als Meineidiger

erscheinen; denn wie konnte der Deutsche annehmen, daß Ilos Befreiung ohne des Vaters Willen und Zuthun geschehen sei? Sie würde nicht abgeneigt sein, Kaupo wieder die Thore der Burg zu öffnen, aber er müßte als Keuzmütiger kommen und mit dem Bluteide beschwören, daß er den alten Göttern und den Iiven treu bleiben wollte. So träumte Frau Dagerute von Sieg und Rache und trieb ihren Sohn durch anspornende Worte, durch zündende Reden, zugleich durch schmeichlerische Unterwerfung unter seinen Willen zu immer höher fliegenden Plänen.

Mit einem Jubelruf war ihm Tio bei seiner Rückkehr um den Hals gefallen, und Ilo hatte erstaunt bemerkt, wie groß und verständig die Dreizehnjährige geworden war. Nur die roten Backen vermifste er, auch sahen die fröhlichen Kinderaugen seiner Schwester jetzt ernst, fast traurig in die Welt. Ilo war jedoch an jenem ersten Abend zu sehr damit beschäftigt, dem Ohm Dabrel seine Flucht zu erzählen, um nach den Ursachen dieses ihres veränderten Aussehens zu forschen. Nach einigen Tagen fiel es ihm auf, daß Tio ihn oft prüfend, ernst und traurig betrachtete. Er beobachtete sie genauer und war erstaunt, was das Kind im Hause, in den Ställen unter den Mägden leistete. Frau Dagerute kümmerte sich nur um die Streiter, die in immer neuen Scharen von den benachbarten Burgen und Ansiedelungen anlangten. Sie saß mit ihnen an der Männertafel und wußte mit klugen, zündenden Worten auf sie einzureden. Sie nahm ihnen den Eidschwur ab, sobald Dabrels Befehl ertönte, gewaffnet hier auf Kaupos Burg zu erscheinen und den Zug gegen die Christen zu beginnen. Tio, die Kleine, vertrat im Hauswesen ihre Mutter. Unermüdlich trippelte sie

durch die Gesindekammern, die Küche, ging in die Ställe und Katen. Wenn sie sich einmal, schüchtern um Rat fragend, an Frau Dagerute wandte, so wurde sie scheltend und barsch abgewiesen, und zu Ylo sagte die Mutter klagend: „Es ist ein Jammer, daß Deine Schwester weder nach Dir noch mir geschlagen ist, sondern ganz nach Deinem Vater. Immer ernst, fast vorwurfsvoll schaut sie mich an, anstatt mit anzugreifen und zu rüsten für die schwere, herrliche Zeit, die anbrechen wird, und in der auch wir Livenweiber teilnehmen werden am Kampf gegen die Unterdrücker. Da lob ich mir Deine Muhme Viezela, die tummelt sich im Harnisch auf dem feurigsten Roß ihres Vaters und trifft sicherer als mancher Kriegsknecht.“ Ylo beschloß mit seiner Schwester zu reden. Er liebte sie mehr als je zuvor; denn sie erschien ihm rührend in ihrer demüthigen Bemühung, für das häusliche Wohl aller zu sorgen. Als er daher hörte, wie eine Magd ihr eine ungeziemende, mürrische Antwort gab, geriet er in große Wut und verlangte die sofortige Verjagung der Dienenden vom Hof. Seine Mutter wollte gerade diese Dienerin nicht missen, und als er es dennoch durchsetzte, daß die Magd die Burg verließ, sah er, wie seine Mutter deshalb harte Worte zu Tio sprach, auch erblickte er bald darauf dieselbe Dienerin im Hause Dabrels. Das verdross ihn, und er beschloß, um sich diese Vorgänge erklären zu können, mit Tio zu reden. Er forderte sie auf, mit ihm in den Wald zu reiten, und bald trabten die Geschwister durch den sommergrünen Forst. Tio blieb jedoch scheu und zurückhaltend, und endlich, als sie sich zur Mittagssrast unter einen Baum lagerten, fragte er sie: „Sage mir, Tio, warum bist Du so verändert gegen

mich? Freut Dich meine Rückkehr nicht? Hast Du Dich nicht nach mir gesehnt?" „Ich habe mich Tag und Nacht nach Dir gesehnt, Ilo, mein Bruder, und als ich Dich endlich in der Halle erblickte, da war ich von Herzen froh und dankbar und glücklich. Aber Ilo, du kehrtest anders zurück, als ich mir dachte. Wo ist der Vater? Ich dachte mir, an seiner Seite würdest Du mit feierlichem Gefolge angesprengt kommen. Schon längst wollte ich Dich fragen: wo weilt der Vater? Kommt er bald? Warum nennst Du nie seinen Namen? Er ist es doch, der Dich mit des Bischofs Erlaubnis hat zurückkehren lassen, wenigstens erzählte mir so Biezela, die mir auch sagte, Deine Flucht sei ein abgemachtes Spiel zwischen dem Bischof und unserem Vater gewesen, der anderen Geiseln wegen.“ „Sagte sie Dir das, so hat sie gelogen!“ rief Ilo, „der Vater weiß ebenso wenig von meiner Flucht wie Bischof Albert. Dieselbe ist der Mutter Plan und mein Werk, wobei Wane, der Knecht, uns redlich geholfen hat.“ „O!“ rief Dio und sprang auf, „so ist denn meine Ahnung wahr. Ilo, was hast Du gethan! Du hast des Vaters Ehre schwer verletzt, Du hast das Wort gebrochen, das er für Dich gelobt hat. Du bist aus der Schar der Geiseln gebrochen, und jeder der anderen elf Knaben ist durch Deine Schuld der Ungnade der Deutschen verfallen, unter deren Gewalt sie doch durch den freien Willen unserer Fürsten gekommen waren.“ „Freien Willen! Dio, Du weißt nicht, was Du sagst. Sind wir Knaben etwa dem tückischen Ritter Harbert willig gefolgt, als er uns hier beim Spiel überfiel und fortschleppte? Und als Bischof Albert nach dem verdamnten Gelage im festen Hause am Riegebach den entwaffneten Liven unter dem

Schutze seiner vierfach überlegenen geharnischten Krieger die Wahl ließ: „Entweder Ihr oder Eure Knaben ziehen mit als Geiseln übers Meer!“ kann da von freiem Willen die Rede sein? Sie konnten sich nicht weigern. Freilich ich wäre lieber dort im Saal gestorben, als daß ich die Bedingungen des Bischofs angenommen hätte. Aber mein Vater war dazu zu weise. Wozu auch das Blut der Väter vergießen, wenn es ja nur galt, das kleine Opfer zu bringen und seine Kinder dem Feinde als Geiseln zu stellen! Solch' ein Wort! Wer darf das anerkennen! Und wenn dies Wort meinem Vater und all den livischen Vätern so heilig war, daß sie in diesem ganzen Jahr keine Schritte zu unserer Befreiung thaten, warum soll ich dazu verdammt sein, das feige Versprechen eines feigen Vaters zu halten?“ Er war in der Erregung aufgesprungen und stellte sich vor Tio hin. Sie schrie entsetzt auf bei seinen letzten leidenschaftlichen Worten, trat von ihm zurück und rief: „Olo, Olo! So sprichst Du von unserem herrlichen Vater, vom Fürsten Kaupo, dem Edlen, Weisen, Tapfern? Du versündigst Dich gegen Thara!“ „Thara ist auf meiner Seite. Hörtest Du nicht, wie seine Priesterin, das heilige Waldweib, mich in seinem Namen begrüßte?“ „Was sie sagte, hörte ich nicht, aber ich weiß, was wir beide von klein auf als Tharas erstes Gebot gelernt haben: „Der Vater hat Gewalt über seine Kinder, der Mann über sein Weib, der Herr über seinen Knecht“, und dem Vater zu gehorchen, haben wir an jedem Tharafest feierlich gelobt. Nicht er, der Fürst Kaupo, hat feige gehandelt, sondern Du. Du brachst ohne sein Wissen sein Wort, Du entzogst Dich seinem Willen durch feige Flucht.“ So rief Tio in wildem Schmerz, Olo aber stürzte sich

wutentbrannt auf sie und hob die Hand zum Schlage. Seine Schwester sah ihn mit ihren großen Augen stolz und traurig an, und der Blick erinnerte ihn an Anna von Tiefenhufen. Keine Miene in ihrem bleichen Gesicht verzog sich, als sie sagte: „Du bist Deiner selbst so wenig mächtig, Olo, daß Du Deine Hand erhebst gegen Deine Schwester, gegen eine Freie von fürstlichem Geschlecht. So weit ist es mit Dir gekommen, Olo, Kaupos Sohn! Thara, erbarme Dich seiner! Erbarme Dich unser! Was denkst Du nun weiter zu thun?“ fuhr sie ruhiger fort. Ihre Stimme klang rauh, alles Kindliche war aus dem strengen Gesicht der Kleinen gewichen, sie erschien Olo plötzlich gleichhalt, nein, älter als seine Mutter. Was bei Frau Dagerute Haß und Leidenschaft war, das prägte sich in den ihr so ähnlichen Zügen der Tochter als Gram und feste Entschlossenheit aus. Olo ließ beschämt den Arm sinken, und Tio fragte wieder: „Was wirst Du thun? Deine feige Flucht war Deine erste Heldenthats, dann hebst Du feige den Arm gegen ein wehrloses Mädchen, was kommt nun?“ „Schweig!“ brauste Olo auf. „Da Du Tharas Gebote kennst, so weißt Du auch seinen Befehl, daß das Weib sich stumm dem Willen des Mannes, dem des Familienhauptes unterzuordnen hat. Kaupo ist Christ geworden, er gehört zu dem Troß des Deutschen, er ist ausgeschieden aus seiner Sippe, aus seinem Volke. Was geht er uns an? Ich aber stehe vor Dir, nicht mehr ein Knabe, Dein Spielgefährte; wie Du über die Jahre hinaus gereift bist, so bin auch ich in diesem Jahre ein Mann geworden und rede mit Dir als Dein und unseres Stammes Fürst!“ „Ich erkenne Deine Macht nicht an, Olo, und habe Dir nur noch eines zu sagen:

entweder Du meldest dem Vater Deine Flucht, oder ich werde es thun.“ „So redest Du, Verräterin! Wollen abwarten, wer der stärkere ist, aber der Walddritt ist mir verleidet, komm heim, sag ich Dir!“ Er warf sich aufs Pferd, unbekümmert drum, wie Tio in den Sattel kommen oder ob sie ihm folgen würde. Aber sie war bald an seiner Seite, und schweigend in rasendem Galopp jagten die Geschwister der Burg zu. Erregt eilte Nlo in die Halle, wo er seine Mutter fand, während Tio in ihrer Kammer verschwand. Er erzählte mit zornbebender Stimme von der Unterredung mit seiner Schwester. Es war der erste Tadel, der ihn getroffen hatte, und in Wut und Zorn lehnte er sich desto mehr gegen ihn auf, je mehr er im Herzen spürte, daß er nicht unbegründet war, und je mehr er empfand, daß Anna von Tiefenhusen ebenso gesprochen hätte. Dieser Gedanke brachte ihn fast von Sinnen. Was ging die Christin Anna von Tiefenhusen ihn an? Aber er wollte mit ihr und ihrem Zauber fertig werden, jetzt gleich. Wütend zog er das versiegelte Päckchen hervor, das sie ihm beim Abschied geschenkt hatte, und schleuderte es mit voller Gewalt aus der Fensteröffnung ins Freie, dann wandte er sich ruhiger zur Mutter und fragte: „Was machen wir mit dem störrigen Dinge, der Tio?“ „Für die laß mich sorgen. Für ungezogene Kinder läßt Thara Birkenzweige wachsen“, antwortete Frau Dagerute, und ihre Nasenflügel bebten in verhaltener Erregung. Sie ergriff eines der kleinen Birkenbäumchen, mit denen auf ihr Geheiß zur Feier von Nlos Heimkehr die Halle geschmückt war, und ging in die Kaminat nebenan. Nlo hörte, wie die Zweige saufend durch die Luft flogen und dann einen leisen Klage laut. Dieser

Schmerzenston brachte ihn zur Besinnung. Er riß die Thür auf. Da stand Frau Dagerute. An den Haaren hatte sie Tio gepackt und schlug mit dem Bäumchen auf das Kind ein. Tio hatte die Hände vors Gesicht geschlagen, und obgleich sie vor Schmerz zusammenzuckte, war sie bemüht, ihre Klagelaute zu unterdrücken. Nlo fiel der Mutter in den Arm und rief: „Du wirst sie töten!“ Angstvoll stellte er sich zwischen die Erzürrte und seine Schwester. Tio schaute auf und sagte mit schmerzbebender Stimme: „Laß es, Nlo, ich fürchte nicht den Tod. Schlage zu, Mutter! Viel lieber will ich sterben als weiter leben und all das Schreckliche tragen, was ich in diesem Jahr erduldet habe!“ „Schweige!“ schrie Frau Dagerute, „und Du, Nlo, achte nicht auf ihre unsinnigen Worte.“ „Nein!“, rief das Kind außer sich, „ich kann's nicht länger ertragen zu schweigen, ich will sprechen, und dann will ich fort von hier, oder ich will sterben, sei es auch unter dem Beil, wie jener deutsche Krämer. Er kam hierher und bat um ein Nachtlager. Ich wies ihn ab, da trat die Mutter herzu und forderte ihn auf mit freundlichen Worten, zu bleiben. Ich freute mich dessen, und weil er weit gewandert war, boten Ohm Dabrel und sein Weib, die hier zu Gaste weilten, an, ihm ein Bad zu bereiten. Als aber der Fremde darin war, sah ich, wie der Ohm, seine Frau, und unsere Mutter hingingen. Sie rüttelten an der Thür, und als der Händler dieselbe, nach ihrem Begehr fragend, öffnete, zog mein Ohm ein Beil und schlug ihm das Haupt ab. Da sprang das Blut gräßlich hervor, meine Mutter und ihre Schwester fingen es in irdenen Gefäßen auf, und wenn die Liven kommen und hier ihren Eid ablegen, so werden sie mit dem Blute des Christen besprengt.

Ich kann es nicht mehr ertragen! Olo, bringe mich fort oder töte mich!“ Sie war in die Kniee gesunken. Frau Dagerute rief: „Sie ist mattherzig! Wir thaten recht damals! Denn der Händler konnte gar wohl ein verkleideter deutscher Spion sein. Ja, das ist wahrscheinlich, denn ausdrücklich hatte Bischof Albert bei seiner Abreise von hier die Zurückbleibenden davor gewarnt, sich in unsere Burgen zu wagen. Das wußten wir. Wenn es trotzdem einer wagte, so mußte er anderen Gewinn hoffen als den, der ihm durch den Verkauf seiner Nadeln und seines Garnes werden konnte. Wir erschlugen unseren Feind und verwandten sein Blut auf eine Thara wohlgefällige Weise.“ Olo sah, wie Tio erschauerte; er empfand tiefes Mitleid mit ihr; nein, sie war keine Helden- natur wie er und Dagerute. „Mutter“, sagte er, „was Ihr gethan habt, geschah in keiner kleinlichen Absicht. Aber Tio muß fort von hier. Sie könnte sterben, und dann, Mutter, hätten wir eine Blutschuld auf uns geladen. Höre, Tio, versprich, daß Du dem Vater nichts von meiner Flucht sagen willst, und morgen am Tage sollst Du die Reise zu ihm antreten.“ Da kam Leben in das bleiche Mädchen- gesicht, sie schüttelte das Haupt und rief: „Nein, nimmermehr! Wenn ich den Vater sehe, teile ich ihm alles mit und melde mich beim Bischof als Geisel, damit er sein verpfändetes Wort einlösen kann.“ Da wandte Olo sich zornig von ihr ab und zog seine Mutter mit sich fort in die Halle. Seit diesem Gespräch wurde Tio täglich bleicher. Sie schaffte nicht mehr im Hause, sie ging nicht in die Ställe. Still hockte sie am Fenster in ihrer Kammer und verweigerte wortlos Speise und Trank. Frau Dagerute bemühte sich nicht sonderlich

um sie, aber Nlo konnte dies stille Leiden nicht mit ansehen. Er trat eines Morgens auf Tio zu und sagte mitleidig: „Arme, kleine Tio, iß und trink, ich will alles thun, was du willst. Ich werde Dich zum Nigebach geleiten, und Du sollst mir nur Dein Wort geben, daß Du mir überlassen wirst, wann und wie ich dem Vater alles mitteile.“ Da fiel Tio dem Bruder schluchzend in die Arme. Die Aussicht auf die Reise stärkte sie mehr als die kräftigste Kost, und so konnte sie nach kurzer Zeit die Reise unternehmen. Frau Dagerute war über Nlos Tollkühnheit erschreckt und setzte alles dran, die Kinder bei sich zu behalten. Dabrel aber, dem das selbstbewußte Auftreten Nlos zu schaffen machte, der auch mit Reid sah, wie willig sich die Livenstämme von der klugen Mutter bereden ließen, ihren Sohn als Fürsten zu ehren, fürchtete für seine Führerstellung. Er versprach, den beiden zuverlässige Leute als Schutz mitzugeben. Er wies darauf hin, wie Bischof Albert mit dem Bau der Stadt beschäftigt sei. Kaupo würde vielleicht durch den Anblick des befreiten Sohnes für die livische Sache zurückgewonnen werden. Außerdem sollte am Nigebach die feierliche Grundsteinlegung der Stadt erfolgen. Wer sollte da unter der großen Schar der Liven und ihrer Knaben Nlo erkennen, von dessen Rückkehr niemand vor Ankunft des nächsten Bremer Schiffes in acht Wochen etwas erfahren haben konnte? So zogen die Geschwister zum Nigebach und langten am Tage der Grundsteinlegung dort an. In ehrfürchtiger Bewunderung lauschte Tio auf das Glockengeläute, den christlichen Gesang, die Worte Alberts, und als sie im Zuge ihren Vater erblickte, wäre sie in ihrer Herzensfreude fast auf ihn zugeeilt. Nlo zog sie zurück,

trat aber dabei selbst aus den hinteren Reihen der Zuschauer in die erste. Als der Grundstein in die Tiefe hinuntergelassen war und sich der brausende Jubel gelegt hatte, fühlte er plötzlich, wie jemand ihn scharf und prüfend ansah. Er hob die Augen und blickte in Bischof Alberts strenges Antlitz und las in dessen Augen, daß er erkannt war. Er wandte sich hastig um und stand vor seinem Vater. Ehe jedoch dieser seines maßlosen Erstauens Herr werden konnte, ehe der Page Alberts die ihm bezeichnete Gestalt Nlos im Gedränge erreichen konnte, wurde er vom Liven Alo gepackt, andere umgaben ihn, drängten ihn zu den Rossen, hoben ihn hinauf, und in der nächsten Sekunde waren sie auf den kleinen flinken Tieren den Blicken aller entschwunden, noch ehe die stauend in alle Pracht versunkene Tio die Abwesenheit des Bruders bemerkt hatte. Da wurde sie von Kaupo angeredet. Weinend und lachend fiel sie ihm in die Arme, in denen sich das arme Kind seit einem Jahr zum erstenmal sicher und geborgen fühlte. Der Vater führte sie in sein Zelt, und rückhaltlos erzählte sie ihm alles, denn da er selbst Nlo erkannt hatte, hielt sie sich nicht mehr an ihr Versprechen gebunden. Während sie noch mit einander redeten, trat ein Knecht herein und meldete einen Boten, der den Fürsten ersuchte, sofort beim Bischof zu erscheinen. „Er hat Nlo gesehen und erkannt, ich las es in seinen Augen, und seinen Blicken folgend gewahrte ich erst den Knaben. Wohin wird dieser unselige Streich führen? Wie soll Albert mir Glauben schenken? Er muß annehmen, ich wisse um Nlos Flucht, und wenn dem so wäre, so ist das Leben der anderen Geiseln in Gefahr.“ „Herr Vater“, bat Tio schüchtern, „nehmt mich mit zum,

Herrn Bischof!" Kaupo lächelte, aber wo sollte er das Kind lassen? Überall war die Gefahr vorhanden, daß sie entführt werden würde wie Nlo. So faßte er ihre Hand und betrat mit ihr Bischof Alberts Gemach. Es war, wie Kaupo gesagt hatte, und der Bischof nahm den Fürsten in ein regelrechtes Verhör. Endlich sagte er streng, und seine Stimme klang hart wie Eisen: „Kaupo, Fürst der Liven, ob Ihr Euer mir gegebenes Wort gebrochen, ob Euer Sohn mit oder ohne Euer Wissen jene Flucht ausgeführt hat, kann ich nicht sofort entscheiden. Bis eine genaue Prüfung der Sache möglich wird, seid Ihr mein Gefangener. Graf Konrad, nehmt dem Livenfürsten Kaupo das Schwert ab und führt ihn in das feste Gewahrsam dieses Hauses.“ Ehe jedoch Graf Konrad den Befehl vollführen konnte, trat Tio vor, kniete nieder, faltete die Hände und rief: „O, ehrwürdiger, großer Bischof, nicht also! Mein Vater Kaupo trägt keine Schuld an Nlos Flucht. Er war so entsetzt, als Ihr erzürnt waret, den Bruder zu erblicken. Unzählige Male hat Nlo in Treiden seine Flucht erzählt und immer wieder versichert, daß Kaupo nicht darum wußte. So Ihr aber eine Bürgerschaft verlangt für meine und meines Vaters Worte, den Ihr doch immer nur als Euren Freund befunden habt, so nehmt mich an als Geißel und laßt ihn, den Fürsten, frei!“ Da lachte der Bischof und rief erheitert: „Seit wann ist das Kriegsbrauch bei uns und Euch, daß Mägdelein und Frauen sich zur Lösung von Kriegern und Geißeln erbieten? Steh auf, Kleine! Und Ihr, Kaupo, behaltet Euer Schwert. Ich habe den Fall überlegt. So Ihr mir schwört, daß Ihr und Eure Tochter die Wahrheit geredet habt, und so Ihr verspricht nicht ohne mein

Wissen den Rigebach zu verlassen, sollt Ihr beide frei sein. Wenn aber in kurzer Zeit mein Schwager Tiefenhufen mit Weib und Kindern hierher kommt, um sich hier niederzulassen, dann soll Tio ihr Wort lösen, dann soll sie an ihres Bruders Statt dort als Geisel ins Haus. Sie soll deutsche Bildung und Christentum kennen lernen, und im fröhlichen Verkehr mit Altersgenossen soll ihr blaßes, altkluges, versorgtes Gesicht wieder den Ausdruck eines Kindes erhalten. Meine Schwester Margarete hat selbst zwei so feine Jüngferchen und weiß daher besser mit ihnen umzugehen als Frau Dagerute.“ Als Tio ihn erstaunt ansah, fügte er hinzu: „Ja, ja, Kind, ich erfahre alles, ich weiß auch von der Ermordung des Händlers in der Treidener Burg, und das Haus, auf dem eine Blutschuld lastet, ist kein passender Aufenthalt für ein so kleines, schwaches Mägdlein. Seid Ihr einverstanden mit meinem Plan, Raupo?“ „Mein gütiger Vater!“ rief dieser bewegt und wollte des Bischofs Hand küssen. Dieser jedoch umarmte ihn, nannte ihn seinen viellieben und treuen Bundesgenossen und Bruder in Christo und forderte ihn und Tio auf, das Bankett in seinem Hause, das zur Feier der Gründung Rigas stattfinden sollte, mitzumachen. So kam es, daß zum großen Staunen aller Ritter und Geistlichen an der langen Tafel zur rechten Hand des Bischofs die kleine Livenmaid saß, augenblicklich die einzige Holde am Rigebach.

Erstes Kapitel.

Freundschaft und Feindschaft.

Für Viezo, Azzos Sohn und Raupos Knecht, begann nach Nlos Flucht aus dem Kloster eine böse Zeit. Seine Kameraden nahmen es ihm übel, daß er öffentlich vom Abt als unerschrocken und besonnen gelobt worden war. Wie? Sollten sie, deutsche Fürsten- und Rittersöhne, von einer Livengeißel, einem Wilden Tapferkeit lernen? Der dicke Willfried konnte seine eigene Feigheit in jener Nacht nicht verschmerzen. Er machte geheimnisvolle Andeutungen, die zwar auf nichts sicheres schließen ließen, aber unter den Böglingen aussprenkten, daß Viezo und Nlo unter einer Decke gesteckt hätten. Der Plan zur Flucht sei von beiden eronnen worden, und nur zum Schein sei Viezo zurückgeblieben und habe den Entdecker des Spukes und den Helden gespielt, um seinem Genossen das Entkommen zu erleichtern. Willfried behauptete sogar, Viezo hätte im Schlaf dieses alles ausgeplaudert. Einer nach dem anderen zog sich vom jungen Liven zurück. Keiner jedoch sagte ihm den Grund. Der Abt, den Zorn Bischof Alberts fürchtend, denn er wußte wohl, wie viel Gewicht derselbe auf diese beiden Söhne der ersten Livenhaupt-

linge legte, berief seine Mönche zur geheimen Beratung. Man beschloß, Viezo Tag und Nacht zu beaufsichtigen. Man benutzte eine leichte Erkältung Viezos, um ihn aus dem gemeinsamen Schlaßsaal zu entfernen und ihn bei einem Bruder einzuquartieren. Der Husten und Schnupfen verging, aber das Lager des jungen Liven blieb in der Zelle des Mönches. Zum Glück war es der Lehrer, zu dem er am meisten Zutrauen hatte, und so wagte er ihn zu fragen, wann er zurück dürfe zu den Genossen. „Fühlst Du Dich nicht glücklich, mein Schlafgefelle?“ fragte lächelnd der junge Mönch. „Das ist es nicht“, erwiderte Viezo, „ich wohne gern in Eurer Zelle, hier ist es still, und vor dem Fenster sieht man grüne Bäume, auch lausche ich gern auf Eure Stimme, ehrwürdiger Vater. Wenn Ihr redet, werden die harten deutschen Laute weich und wohlklingend, und wenn ich Euch zuhöre, lerne ich in einer Viertelstunde so viel Neues und Schönes wie dort im Saal nie.“ „Nun, so gib Dich zufrieden, mein Sohn, wahrscheinlich hat gerade Deiner Bildung wegen der Abt also über Dich bestimmt.“ „Ich bin zufrieden hier und dankbar, denn Ihr seid gut und liebevoll gegen mich, aber meine Genossen meiden mich. Ich sehe kalte, abweisende, verlegene Gesichter, und ich werde behandelt wie ein Fremder und nicht, wie früher, als ihresgleichen.“ „Die jungen Laffen!“ rief der Lehrer, „ich werde ihnen Sitten lehren, gleich heute noch!“ Viezo hat jedoch davon Abstand zu nehmen. In einer Freistunde trat er auf einen Kameraden zu, der stets zu ihm gehalten hatte, und fragte: „Was ist's mit Dir, Egbert, warum läßt Du Dir nicht mehr die lateinischen Vokabeln abfragen?“ Der Knabe antwortete verlegen: „Nimm's nicht für ungut, Viezo, Du

kannst gewiß nichts dafür, und im Livenlande mögen andere Gesetze über Ehre und Mameswort herrschen, aber hier bei uns muß jeder Junker nach den letzten Vorfällen den Verkehr mit Dir einschränken. Ich war Dein Freund, und mir wird's schwer mich von Dir loszusagen, und deshalb sage ich Dir ehrlich die Gründe und rede nicht schlecht von Dir hinter Deinem Rücken, wie der dicke Willfried.“ „Ich weiß nicht, was ich gethan habe. Sage es mir!“ rief Wiezo. Kopfschüttelnd blickte Egbert in das bleiche Antlitz seines Kameraden, endlich erwiderte er: „Wiezo, Azzos Sohn, uns wurde gesagt, Du und Dein Better Nlo, Ihr seid die vornehmsten Fürstensöhne Eures Landes. Um endlich sich und den deutschen Pilgern den Frieden zu sichern, hätte Albert Euch als Geiseln hergeschickt. Eure Väter haben ihm das Wort gegeben, daß Ihr Euch willig hier der deutschen und ritterlichen Erziehung unterwerfen würdet, und Ihr, die Söhne, gabt Euren Vätern das Versprechen, gehorsam zu sein und keinen Fluchtversuch zu wagen. Nlo hat dies Wort gebrochen, er ist ausgelöscht aus der deutschen Ritterschaft. Von Dir aber hat Willfried erzählt, Du selbst habest im Schlaf ausgeplaudert, Du hättest Nlo dadurch zur Flucht geholfen, daß Du Dich als Entdecker des Spüses aufspieltest. Ich kann wohl verstehen, daß ein Landsmann dem anderen beisteht, aber doch nur, so lange seine Ehre nicht mit in Frage kommt. Seitdem Du das Wort gebrochen hast, das Dein Vater für dich gab, indem Du dem Better zur Flucht halfst; seitdem Du in jener nächtlichen Stunde ein freches Spiel mit Deinen Schulkameraden triebst, die Dich für einen Helden hielten, während Du ein Komödiant warst: seitdem, Wiezo, giltst Du unter

uns als ein Ehrlojer. Ich habe mich gegen Willfrieds Meinung gesträubt. Als aber der Herr Abt und alle Lehrer seine Partei ergriffen, nicht mit Worten, sondern durch die That, indem sie Dich Tag und Nacht nicht aus den Augen ließen und Dich bewachten, wie nie zuvor, seit dem Tage bin auch ich irre an Dir geworden.“ Wiezo war bleich geworden bis in die Lippen. Er ballte die Fäuste. Dann wandte er sich plötzlich wortlos ab und stürzte den langen Gang hinab, an dessen Ende die Räume des Abtes lagen. Vor dessen Thür traf er den Lehrer, der mit ihm die Zelle theilte. Mitleidig sah der junge Mönch in das entstellte Antlitz seines Schülers, er faßte ihn am Arm und zog den Widerstrebenden in eine der tiefen Fensternischen des Ganges. „Halt, Wiezo“, sagte er mit eindringlicher Stimme, „sieh dich vor und übe in dieser Stunde die erste und schwerste Mannespflicht, die Selbstüberwindung. Denke nicht durch Heftigkeit und Zorn dem Abte, Deinem Vorgesetzten, etwas abtrozen zu wollen.“ „Ich will Gerechtigkeit“, unterbrach ihn der Knabe, bebend vor Erregung, „ich fordere die Behandlung, die eines Fürstensohnes würdig ist, ich bin kein Gefangener, sondern eine Geißel. Es ist unrecht, es ist unedel und niedrig, den unsinnigen Behauptungen meiner Kameraden Vorschub zu leisten, indem man mich auf Schritt und Tritt bewachen läßt.“ „Thörichter Knabe“, sprach mahnend der Lehrer, „gedenke, daß Du keinerlei Ansprüche erheben darfst; durch Mlos Flucht seid Ihr anderen Livenjöhne nicht mehr Geiseln, sondern Gefangene. Ein Wort von Bischof Albert, und Euer Leben ist verwirkt!“ „Ich fordere keine Schonung“, rief Wiezo, „sondern Gerechtigkeit! Findet Bischof Albert, daß durch Mlos Flucht, an der keiner der anderen

Liven hier beteiligt gewesen ist, sein Vertrag mit den Fürsten meiner Heimat gebrochen worden ist, und verlangt er als Sühne unseren Tod, so werden wir zu sterben wissen. Laßt mich, ich muß zum Abt!“ „So will ich Dich melden. Viezo, glaube mir, suche Dich zu beherrschen, denke auch daran, daß Du in dieser Unterredung nicht Dich zeigen darfst als ein unreifer Knabe und aufständiger Schüler, du wirst dem Herrn Abt als Vertreter Deines Stammes gegenübertreten. Laß ihn erkennen, daß Christentum und Bildung Dir Selbstbeherrschung, Demut und Mäßigung ins Herz gepflanzt haben.“ „Ich bete zum Herrn“, erwiderte Viezo, „und ich ehre die Verkünder des Evangeliums, aber ich weiß, daß ich unschuldig bin, das weiß auch der Gott im Himmel, und das muß der Herr Abt mir glauben!“ Der Lehrer trat in das Gemach des Abtes und rief Viezo bald darauf herein, während er selbst mit einem mahnenden Blick auf seinen Zögling den Raum verließ. Im Armstuhl aus festem Eichenholz am Fenster des tiefen, gewölbten Raumes saß der Leiter des Klosters. Er hielt ein Buch in der Hand und blickte nachdenklich hinaus auf die Weser und die vielen weißen Segelschiffe, die meistens vor Anker lagen, während kleine Böte hin und her fuhren und den Verkehr zwischen den großen Schiffen und den Ufern vermittelten. Er winkte Viezo freundlich näher zu treten und fragte nach seinem Begehre. Des Mönches mahnende Worte waren an Viezos Ohr nicht bloß vorübergerauscht, er hatte sie vernommen und nach Fassung gerungen; jetzt stand er äußerlich in ruhiger, ehrfürchtiger Haltung vor dem Abt und erzählte mit leiser Stimme, was ihm Egbert mitgeteilt hatte. Zum Schluß jedoch wurde er erregter und

rief mit blitzenden Augen: „Helft mir, mein Vater, mich in den Augen meiner Genossen zu rechtfertigen, indem Ihr jene unwürdige Überwachung meiner Person aufhebt und meinen Worten Glauben schenkt. Ich bin unschuldig an Nlos Flucht, ja ich tadele dieselbe und kann sie nur durch das leidenschaftliche Heimweh meines Vatters und seinen Gang zu tollkühnen Streichen erklären! Was ein Feigling wie der dicke Willfried sagt, ist mir gleichgültig, ein paar Faustschläge von mir werden ihn zum Schweigen bringen; wenn aber meine Freunde, wie Egbert, sich von mir abwenden und mich für einen Ehrlosen halten, so thut das weh, und ich will und darf das nicht dulden; eines Liven Ehre steht ebenso hoch wie die des Deutschen, und mein Wort, das ich, der Live, gegeben habe, werde ich zu halten wissen wie jeder deutsche Ritter.“ „Halt, mein Sohn“, unterbrach ihn der Abt, „erinnere Dich an die Treubrücke Deiner Stammesgenossen. Wenn Du mir die Fürsten und Anführer der Liven aufzählst, die alle den Frieden mit den Deutschen beschworen haben, um ihn alsbald wieder zu brechen, so kennst Du und ich nur einen Liven, der stets sein Wort gehalten hat, und das ist Rauvo. Rauvos Sohn Nlo jedoch ist entflohen, und noch wissen wir nicht, ob diese Flucht ein tollkühner Plan des Jünglings war, oder ob wieder einmal ein Livenkomplott dahinter steckt. Wie sollten wir dazu kommen, Dir unbedingt Glauben zu schenken?“ „Herr Abt“, entgegnete Biezo, „als ich am Morgen nach Nlos Flucht vor Euch stand, da sagtet Ihr mir, Ihr seiet dessen sicher, daß ich nichts mit jener That zu thun gehabt, warum habt Ihr Eure Ansicht über mich geändert?“ „Ich glaube jetzt wie damals, daß Du nichts mit Nlos Flucht zu thun hattest.

Wie aber, wenn nächster Tage wieder ein Bote aus dem Eibenlande heimlich zu Dir kommt, wie wir jetzt erfahren haben, daß einer bei Nlo gewesen ist, und bringt Dir die Weisung Deines Vaters oder Deiner Mutter, zu fliehen und giebt die Mittel und Wege an, den Plan auszuführen, wie könntest Du da dem Gebote der Deinen widerstehen? Du würdest ihm folgen, ich aber bin verantwortlich für Euer Hiersein, und ich erwarte mit Sorgen die Rückkehr des Boten, der Bischof Albert Deines Vatters Flucht melden soll. Was wird er mir für Nachricht vom Bischof bringen?" „Mein Vater“, rief Viezo, „so Ihr mir bis hierher Glauben geschenkt habt, so vertraut mir auch ferner. Ich gebe Euch mein Wort und schwöre es Euch bei dem dreieinigen Gott, an den wir beide glauben, bei der gebenedeiten Jungfrau Maria und bei den lieben Heiligen, ich werde ohne Eure Erlaubnis nicht dieses Kloster verlassen und ohne Bischof Alberts Befehl nicht in meine Heimat zurückkehren!“ Der Knabe blickte flehend zum Abt empor, dieser sah ihm durchdringend in die ernstesten Augen, dann sagte er: „Viezo, ich glaube Deinem Wort. Du sollst frei mit Deinen Kameraden verkehren, wie in früherer Zeit, so lange, bis ich vom Nigebach her Nachricht erhalte; denn dann kann auch ich nur so handeln, wie mir vorgegeschrieben wird.“ Viezo küßte dem Abt die Hand, dann fragte er: „Wie ratet Ihr mir, mein Vater, soll ich meine Kameraden von meiner Unschuld überzeugen?“ Da lächelte der Abt und sagte: „Den Weg mußt Du selbst finden; wollte ich ihn Dir weisen, so würden die Knaben den Ratgeber wittern, ich hoffe zuversichtlich, Du wirst bald wieder ihre Achtung und Liebe genießen. Es sind wackere, wahrheitsliebende Burschen

unter ihnen, die wirst Du leicht überzeugen, und über gewisse feige, schwachherzige Kerle wirst Du wohl hinwegsehen können.“

Noch am selben Abend ruhte Viezo auf seinem gewohnten Lager im großen Schlaßaal. Scheinbar im tiefen Schlaf, lag er wie gewöhnlich unter den Kameraden, aber sein scharfes Gehör vernahm die erstaunten Ausrufe der Genossen, das Flüstern und Mutmaßen. Besonders lebhaft wurde Willfried mit Fragen bestürmt. Viezo hörte, wie Egbert auf Willfried zutrat und sagte: „Höre, Du ruhmrediges Großmaul, und schweige. Wir haben meines Erachtens Viezo, dem livischen Fürstensohn, unserem Kameraden, Unrecht gethan. Ich habe mich in dieser Zeit genau nach ihm umgesehen, ihn beobachtet und mit ihm gesprochen, daß er keineswegs ein Komödiant, ein Spion, ein Feiger und ein Ehrloser ist. Ich werde ihn morgen meines Verhaltens wegen um Verzeihung bitten, und so er sie mir gewährt, will ich sein Freund sein wie vor jener Spuknacht, in der er sich benahm wie ein Held unter Angsthasen. Du aber, Willfried, schweige. So Du das aber nicht thun willst, so wollen wir morgen im ehrlichen Kampf unsere Ansichten verfechten. Ich bin für Viezo. Wer folgt mir?“ Viele scharten sich um ihn, andere umgaben Willfried, dessen Mut wuchs, als er sich von Genossen umringt sah, und er antwortete höhnisch: „Mir kann es gleich sein, wie Du handelst. Verstehen kann ich es jedoch nicht, wie ein deutscher Edler sich erniedrigen und solch' einen hergelaufenen Hund, eine Geißel um Verzeihung bitten will. Wofür? Weil wir zum Schluß gekommen sind, daß er nicht der Tugendbold ist, für den er sich ausgiebt. Er soll uns seine Unschuld be-

weisen. Laßt uns ein Gericht bilden und durch Stimmenmehrheit bestimmen, ob wir ferner mit ihm als unseresgleichen verkehren dürfen oder nicht!" „Nein“, rief Egbert, „nicht durch Worte soll entschieden werden, sondern durch die Faust. Mit Deinen Worten, Willfried, hast Du unser Herz gegen Viezo vergiftet, nun stehe ein für dieselben. So Du kein Feigling bist, wirfst Du Dich morgen zur Vesperstunde auf dem Schulhof mir zum Zweikampf stellen!“ Da verneigte sich Willfried spottend und rief: „Du wirst mich treffen, edler Fechter für Liventücke und Livenfalschheit!“ Aber er war doch bleich geworden und blickte, wie es Viezo schien, unsicher auf seine Parteigenossen. Am anderen Tage zur Vesperstunde stand die Knabenschar in großer Erregung auf dem Schulplatz, der hinter dem Hauptgebäude des Klosters lag und sich bis zum Fluße hin ausdehnte. Der Anger, der zum Kloster gehörte, war, als die Schule eingerichtet wurde, zum Spielplatz erkoren worden, da die inneren Höfe zu eng und der Lärm der Knabenschar den Mönchen störend gewesen wären. Deshalb hatte man der hohen Klostermauer von rechts und links ein Stück hinzugefügt, so daß der Platz von drei Seiten umschlossen war und die vierte vom Fluß eine natürliche Grenze erhielt. Ein kleines Pfortchen führte vom inneren Hof hinaus, und vom Dachgeschoß des Hauptgebäudes konnte man die Knaben auf dem Platz überwachen, ohne von ihnen gesehen zu werden. Dort saß zur Zeit der Freistunden der dienstthuende Bruder und beobachtete die Spiele seiner Schüler. An diesem Tage drängten sich die Knaben um Willfried und Egbert. Letzterer rief: „Seid Ihr dessen gewiß, daß Viezo nicht hier ist? Haben wir uns hinter seinem Rücken gegen ihn ver-

schworen und allen bösen Worten über ihn Glauben geschenkt, ohne ihn zu seiner Verteidigung aufzufordern, so will ich auch jetzt ohne ihn, aber für ihn kämpfen, um meine Schuld ihm gegenüber wenigstens etwas zu vermindern. Heran, Willfried, zum Kampf!" Die Knaben bildeten einen Kreis um Willfried und Egbert, die auf einander losstürzten und unter dem Kampfschrei der Genossen mit einander rangen. Willfried war stärker und größer, aber er legte sich in der Absicht, sich hervorzuthun, zu heftig ins Zeug, während Egbert sich anfangs damit begnügte, die wütenden Angriffe seines Gegners zu parieren. Bald fühlte der Dicke seine Kräfte weichen, was Egbert sofort bemerkte und nun seinerseits zum Angriff überging. Nun rang Willfried wie ein Verzweifelter, sich mit allen Mitteln aus den feindlichen Armen Egberts zu befreien, der darauf ausging, ihn zu Boden zu werfen. In seiner Angst bediente er sich des verpönten, aber wirksamen Mittels, dem Feinde ein Bein zu stellen, wodurch dieser auch zu Fall gebracht wurde. Die erwählten Kampfrichter jedoch hatten das Manöver bemerkt und sprangen ein. Die auf der Erde sich wälzenden Kämpfer wurden getrennt, und den üblichen Gesetzen folgend, mußten sie sich nochmals zum Ringen stellen, nachdem Willfried von allen einstimmig verkündet worden war, daß fürder im zweiten Gange ein Beinsetzen seinerseits gleichbedeutend wäre mit seiner Niederlage, und daß kein edler und freier Genosse ihn dann noch jemals für kampffähig halten wollte.

Als jedoch die beiden erhitzten Knaben wieder auf einander losfahren wollten, trat plötzlich Biezo zwischen sie und rief: „Haltet ein, laß ab, Egbert! Ihr sollt nicht meinertwegen kämpfen. Ich bin gekommen, um mich Euch

freiwillig zu stellen und Euch hier zu fragen: warum beschuldigt Ihr mich des Verrates und des Treubruches? Gebt Antwort, damit ich mich rechtfertigen kann.“ Da schwiegen alle still, nur einzelne Stimmen murmelten: „Willfried sagte, Du habest gesagt — — — der Dicke meinte — — — u. s. w.“ Da rief Willfried, der sich erholt hatte und dessen Mut wiedergekehrt war: „Nicht Dir, Viezo, Livensfürstensohn, gebührt es, Dich hier einzudrängen, ungebeten, und unseren Kampf zu stören, uns kommt es zu, Dich zu richten, und nach dem, was Du im Schlaf gesprochen hast, bin ich überzeugt, daß Du ein Spießgeselle Nlos warst, daß Du ein Ehr! —!“ „Halt!“ rief Viezo, „sage das Wort nicht, es könnte Dich gereuen!“ „So! Drohen kann er auch noch, der elende Gefangene!“ schrie Willfried wütend. „Willst Du einem freien Edlen gebieten den Mund zu halten? Ein Ehrloser bist Du, ein Feigling, ein — —“ Weiter kam er nicht, denn Viezo hatte sich auf ihn geworfen, hielt ihn umklammert, hob ihn in die Höhe wie ein Kind und warf ihn so kräftig auf den Ager, daß er einen Moment betäubt liegen blieb. Die Genossen brachen in jubelnde Beifallrufe aus; denn längst schon bereuten sie ihr Betragen gegen Viezo, und Willfrieds rohe Worte hatten sie empört. Sie umringten Viezo, jeder wollte ihm die Hand schütteln. Willfried hatte sich erhoben; seiner nicht mehr mächtig vor Beschämung und Zorn, näherte er sich seinem Besieger. Dieser, der sein Herantreten falsch deutete, der glücklich und dankbar über den Ausgang der Angelegenheit nur an Ver söhnung dachte, streckte ihm freundlich die Hand entgegen und sagte gutmütig: „Laß es gut sein, Willfried, wir wollen Frieden schließen.“ Willfried jedoch warf sich

mit den Worten: „Stirb, livischer Hund!“ auf ihn und trieb das kurze, spitze Messer, das die Ritterjöhne zu tragen pflegten, ehe sie das Schwert erhielten, in Viezos linkes Schulterblatt, wo es stecken blieb. Lautlos sank dieser zu Boden, und ein roter Blutstreifen rieselte an dem Bewußtlosen herab. In starrem Entsetzen standen die Knaben da, bis Egbert vorsprang, neben dem Freunde niederkniete und mit heiserer Stimme rief: „Holt den dienstthuenden Bruder, sein Leben steht auf dem Spiel!“ Er zog mit einem kräftigen Ruck das Messer aus der Wunde, riß einen Streifen von seinem Kittel und bemühte sich, das Blut aufzuhalten. Nun kam Leben in die Gruppe; einige liefen jammernd, händeringend, kopflos hin und her, einige folgten Egberts Geheiß und eilten dem Kloster zu. Willfried, dessen Wutanfall plötzlich vergangen war, stand bleich und zitternd, Schweißtropfen auf der Stirn, neben seinem Opfer, bis eine Handbewegung Egberts ihn verschreckte, und er sich, unfähig länger aufrecht zu stehen, am Flußrande niederkauerte. Hier fuhr soeben ein Boot langsam vorbei, in dem zwei Ritter saßen. Der jüngere, der die Ruder führte, rief, als er die Gestalt erblickte: „Heda! Guter Gefelle, Ihr gehört zur Klosterichule, da könnt Ihr mir wohl melden, zu welcher Stunde mein Vater, der Ritter von Tiesenhusen, den Herrn Abt sprechen kann im Auftrage des Bischofs Albert von Livland. Gebt mir Antwort, so brauche ich meinen Kahn nicht zu verlassen, um mir beim Pfortner vorn Bescheid zu holen.“ Willfried erwiderte nicht, aber aufgeregte Knabenstimmen schwirrten ihm entgegen. Er hörte die Worte: „Mord, Totschlag!“ und allen Lärm übertönend rief Egbert verzweifelt: „Um Gottes willen Hilfe! Er verblutet!“ Der

Ritter trieb mit einigen Ruderschlägen den Kahn zum Ufer und sprang ans Land, seinem Gefährten überlassend zu folgen. Hans von Tiefenhusen, denn das war der junge Ritter, eilte der Gruppe auf dem Anger zu. Nach dem ersten Blick ergriff er schnell seine weißseidene Schärpe und bemühte sich die klaffende Wunde zu unterbinden. Im selben Augenblick eilte von der Klosterpforte ein Mönch herbei; wortlos bemühten sich der Ritter und der Mönch um den Verwundeten, bis es ihnen gelang, den Blutstrom zu hemmen; dann wandte sich der Mönch an die Knaben und fragte: „Was ist vorgefallen?“ Er erhielt keine Antwort; denn da alle zu gleicher Zeit antworteten, konnte er nichts verstehen, und außerdem rief Hans von Tiefenhusens kräftige Stimme dazwischen: „Spart die Untersuchung für später, ehrwürdiger Bruder. Hier thut dringende Hilfe not, schickt nach dem Medikus und schafft eine Bahre herbei, daß wir den Kranken hineinbringen, ehe die Wunde wieder zu bluten beginnt, der Verband ist unvollkommen und kann nicht lange halten.“ Er kniete nieder und bemühte sich Viezo's Kopf bequemer auf Egberts Schoß zu betten, während dieser ihm mit leiser Stimme den Vorfall erzählte: „Was?“ sagte Hans, „dies ist Viezo, des Livenfürsten Azzo Sohn? Gerade seinetwegen wollte mein Vater mit dem Herrn Abt Rücksprache nehmen. Auf Bischof Alberts Wunsch sollte er bei meinem Vater Knappe werden und mit ihm und mir in einigen Monden ins Livenland ziehen.“ „Schweigt, junger Mann“, erwiderte der Mönch, „dem Abte verkündet Eure Botschaft, so Ihr eine habt, nicht den Knaben. Hier kommt die Bahre, ich bitte Euch, faßt mit an; Ihr seid stärker und geschickter als diese.“ Vorsichtig wurde Viezo gebettet; dann griffen

die Knaben an, um den Kameraden ins Kloster zu tragen. Der Mönch hatte mit festem Griff Willfried am Arm gepackt, der ihm zitternd und schauernd, von allen mit Entsetzen gemieden, folgte. Da gesellte sich der zweite Ritter aus dem Rahu zu ihnen und trat zum Ritter Tiefenhufen neben die Bahre. Er trug den Mantel des soeben am Rigebach gegründeten Schwertbrüderordens. Der Ritter, der so leichtsinnig gelebt hatte, daß es ihm Not that auf einige Zeit den heimatlichen Boden zu verlassen, hatte nun geschworen, seine Sünden mit dem Blute der Heiden abzuwaschen. Er trug den Namen Wigbert und war unter seinesgleichen verachtet und gefürchtet. Als er den jungen Liven erblickte, rief er leichtfertig: „Nun, wenn's weiter nichts ist! Warum hast Du nicht besser gezielt und fester zugestoßen, junger Fant? Je mehr von der Brut fallen der heiligen Mutter Gottes zu Ehren, um so verdienstvoller für die Christen, um so besser für uns Ritter, die wir Erben der Länder und Schätze dieser Livenfürsten werden!“ Ihm entgegnete Ritter Hans befehlend und finster: „Schweigt, Bruder Wigbert, dieser Jüngling sollte unser Gast werden von heute ab, er steht unter meinem Schutz, ich bin sein Freund, und wer sich nicht schämt, den Bewußtlosen zu beleidigen, der hat es mit mir zu thun, und meine Faust wird wissen, Euch auch wider Euren Willen in der Heimat festzuhalten, die Ihr verlassen wollt, weil Eure Sünden und des Papstes Gebot Euch dazu treiben.“ Der Ritter erschrak und sagte beschwichtigend: „Junger Hitzkopf, Ihr versteht keinen Scherz. Um Euch von der Harmlosigkeit meiner Worte zu überzeugen, will ich jetzt gleich im Gasthause zum Seedrachen auf die Gesundheit und Genesung des Liven ein Glas leeren.“ Er

blieb zurück auf dem Anker, sprang zurück in sein Boot und stieß ab, aber als er sich unbeachtet wußte, ballte er hinter den Fortschreitenden zornig die Faust und murmelte Verwünschungen.

Bei Ritter Wigberts lauten Worten war dem betäubten Viezo die Besinnung wiedergekehrt, und als er Hans von Tiesenhufens Antwort hörte, öffnete er die Augen und blickte ihn so freudig lächelnd an, daß dieser gerührt seine Hand auf die des Verwundeten legte, und mit diesem leisen Handschlag war die Freundschaft zwischen dem Fürstensohne Viezo, dem Liven, und dem deutschen Ritter Hans von Tiesenhufen begründet, eine Freundschaft, die treu und fest von beiden gehalten werden sollte bis an ihr Lebensende.

Zwölftes Kapitel.

Wiezo und Hans von Tiesenhufen.

In der Bremer Klosterschule war an diesem Nachmittage an keinen Unterricht zu denken. Wie eine aufgeregte Vogelschar umschwirrten die Schüler die Mönche. Einige schlichen leise bis zur Thür der Krankenzelle, um Nachrichten von Wiezo zu erlangen, bis der pflegende Bruder zu ihnen trat und ihnen gebot, nicht wiederzukehren. Der Kranke läge in Fieberträumen, und das Flüstern und Scharren vor der Thür regte ihn auf. Da kehrten die Knaben traurig zurück in den Eßsaal. Andere trieb die Neugier vor die Strafzelle, in der Willfried saß. Aber sie hörten nur von Zeit zu Zeit ein tiefes Stöhnen und wandten sich schauernd ab. Sie hätten wohl Mitleid empfunden, hätten sie den Dicken erblickt, wie er unruhig sich auf dem Strohsack wälzte und immer wieder dem Bruder Kerkermeister versicherte, er hätte besinnungslos und wie vom Bösen getrieben gehandelt, als er die That beging. Der Mönch jedoch schwieg, und dieses Schweigen, die Stille, die ihn umgab, brachte ihn zur Verzweiflung. Er tobte und raste, um dann in dumpfer Betäubung auf dem Strohsack zu liegen. Endlich, bereits nach Sonnen-

untergang trat ein Mönch ein und forderte Willfried auf, ihm zu folgen. Er wurde in den großen Saal geführt, wo der Abt, sämtliche Klosterbrüder, die Schüler und die beiden Ritter Tiesenhufen, Vater und Sohn, ihn erwarteten. Es wurde ein Verhör angestellt. Der Bruder, welcher an diesem Tage die Spiele der Knaben beaufsichtigt hatte, erzählte, er habe gesehen, wie Viezo vermittelnd zwischen die Ringenden getreten sei, wie er dann Willfried im Kampf zu Boden geschleudert habe, wie ihn die Kameraden freundlich umringt, und er auch Willfried die Hand entgegengestreckt; dann habe er sich befriedigt über den friedlichen Ausgang des Streites seinem Buche zugewandt und sei erst durch die hilfesuchenden Knaben vom Unglück in Kenntnis gesetzt worden. Egbert berichtete als Augenzeuge und viele andere bestätigten wörtlich, was er sagte. Willfrieds Schuld war unleugbar, er hatte den Klosterfrieden gebrochen, er hatte einen Mordanschlag verübt. Er gab auch alles zu und führte keinerlei Entschuldigungen an, er fragte nur mit bebender Stimme, wie es mit Viezo stände. Der Abt wandte sich darauf an die Böglinge und sprach: „Zum ersten Male seit Gründung dieser Schule ist hier in den geweihten Mauern unseres Klosters eine ungeheuerliche That ausgeführt worden. Ein Schulgenosse hat dem andern Leid zufügen wollen. Ob Euer Gefährte Viezo mit dem Leben davontkommt, läßt sich heute noch nicht bestimmen. Sollte es möglich werden, ihn hinüber zu tragen, so wird er sofort in das Bremer Haus des edlen Ritters von Tiesenhufen gebracht werden; denn ich habe zu meinem Entsetzen erkannt, daß dieses Haus keine sichere Stätte für Bischof Alberts Geiseln ist. Erst vor wenigen Monaten gelang es Mo, Raupos Sohn,

zu entfliehen, weil Ihr thörichten Knaben den feigen Worten eines aufgeregten Buben Glauben schenktet und an einen Spuf glaubtet, anstatt die Sache Euren Vorgesetzten zu unterbreiten. In jener Nacht hättet Ihr in Willfried den Feigling, in Viezo den Helden erkennen sollen. Statt dessen kränktet Ihr den letzteren durch sinnlosen Verdacht und schenktet dem Glauben, der Euch bereits einmal betrogen und belogen hatte. Nicht Willfried allein mache ich verantwortlich für seine Handlung, sondern Euch alle. Willfrieds That ist so ungeheuerlich, daß er, falls Viezo stirbt, ein gezeichneter Mann für sein ganzes Leben ist, und falls der Knabe uns erhalten bleibt, so wird er doch die Erinnerung an den heutigen Tag niemals verlieren. Ich habe Euch, meinen Zöglingen, zu viel Vertrauen geschenkt. Nur einen habe ich dessen würdig befunden, und das ist Viezo, der Live. Die Freiheiten, die ich Euch als freien, ritterlichen, deutschen Söhnen unserer Ersten und Besten im Lande verliehen habe, nehme ich Euch von dieser Stunde. Tretet vor und liefert Eure Waffen aus. Als Zierde und als Schutzwehr war es Euch erlaubt, die Messer zu tragen, bis Ihr im späteren Leben das Ritter Schwert erhieltet. Einer unter Euch hat den Stahl zur Mordwaffe gestempelt, ich nehme Euch die Messer. Weder Tags noch Nachts werdet Ihr fürderhin ohne Aufsicht zu harmlosem Verkehr Euch selbst überlassen werden, und der Spielplatz wird innerhalb der Klostermauern verlegt. Du, Willfried, verläßt die Strafzelle nicht, und wir verhängen für zwei Monate das Schweigen über Dich. Keiner der Genossen darf Dich anreden oder Dir Antwort geben, denn Deine Zunge hat viel Unheil angerichtet, noch ehe Dein Arm zum schändlichen Stoß aus-

holte. Geht hin und betet, daß Gott Euch nicht noch durch den Tod Viezo's härter strafe als bisher." Gesenkten Hauptes traten die Knaben heran, jeder löste das Messer vom Gurt und legte es vor dem Abt nieder, dann verließen sie stumm den Raum, und für lange Zeit waren Knabenübermut und Frohsinn aus der Klosterschule in Bremen gewichen.

Nach Wochen erst konnte Viezo in das Tiefenhusen'sche Haus gebracht werden. Hier fing für den Knaben eine neue, fröhliche Zeit an. Unermüdllich sorgte Hans für das Wohl des Freundes. Herrlich wurden die Stunden der Genesung. Dann saß der junge Ritter am Krankenbette und zerstreute den Gast durch allerhand Kurzweil, er spielte mit ihm Schach oder erzählte ihm die alten Ritterfagen und Heldengeschichten. Die ganze Familie war in das Stadthaus übergesiedelt. Ritter Tiefenhusen wollte im nächsten Frühling mit Hans und Viezo ins Livenland ziehen, wo ihm Albert die Vogtei in Treiden angeboten hatte. Da gab es viel zu rüsten und vorzubereiten. Der Ritter wollte die Frauen erst nachkommen lassen, wenn er sich selbst heimisch im Lande fühlte; da galt es eine jahrelange Trennung, und bis zu derselben wollte er jeden Augenblick mit den Seinen verbringen. So war man in das alte Haus am Markt gezogen, das Frau Margareta's Erbteil war. Oft trat die Hausfrau zum Knaben und strich ihm mitleidig über das schlichte Haar. Dann gedachte Viezo seiner früh verstorbenen Mutter, und dankbar blickte er zur gütigen Frau auf. Den größten Genuß jedoch bereitete ihm Anna, wenn sie in der Nebenstube mit weicher Stimme ihre Lieder sang und sich dazu mit der Laute begleitete. Auch Viezo war bald allen Haus-

genossen wert und lieb, man war erstaunt einen so freundlichen, klugen und bescheidenen Menschen in ihm kennen zu lernen, da doch Mo einen ganz anderen Eindruck hervorerufen hatte. Endlich verging der Winter, und der Monat brach an, der den Ritter Tiefenhusen, seinen Sohn und Viezo ins livische Land bringen sollte. Viezo war in der Krankheit lang aufgeschossen und sah bleich aus, meinte jedoch lächelnd, Meereswellen, Tannengrün und Birkenluft würden ihn bald wieder vollkommen herstellen. Einige Wochen vor seiner Abreise ging er in die Bremer Klosterschule und hatte ein langes Gespräch mit dem Herrn Abt. Dieser ließ darauf wieder alle Schüler in den Saal berufen, und Viezo verabschiedete sich von seinen Kameraden. Als er Egbert die Hand schüttelte, sagte dieser leise: „Du könntest ein gutes Werk thun, Viezo, einer wagt es nicht, Dir zu nahen. Willfried hat in diesem Jahr keine ruhige Stunde genossen. Du weißt, wir alle konnten ihn nicht leiden, aber seit jenem unglücklichen Messerstich ist er verwandelt. Stillschweigend hat er all' die ihm auferlegten Bußübungen erfüllt, demütig ist er bemüht gewesen allen zu dienen, und eifrig hat er Tag und Nacht für Deine Genesung gebetet. Als wir die Nachricht erhielten, Du seiest jeder Lebensgefahr entronnen, da fand ich den Dicken schluchzend vor Freude auf den Knien vor dem Muttergottesbilde neben seinem Bett.“ Viezo entgegnete ernst: „Laß es, Egbert, trübe mir nicht die letzte Stunde, die ich mit Euch verbringen darf. Ich kann Willfried nicht vergeben, daß er gehandelt hat als Ehrloser. Er entfremdete mir die Genossen und verleumdete mich, das kann ich vergessen, und hätte er damals meine Hand nicht zurückgewiesen, wahrlich! mit keinem

Gedanken hätte ich ihm gezürnt. Er aber zog heimtückisch das Messer, und mit diesem Stoß hat er in mir jedes Gefühl für ihn getödet. Willfried ist ein Ehrloser, und als solcher ist und muß er aus der Erinnerung Viezo's, des Fürstensohnes, ausgelöscht sein. Ich zürne ihm nicht, aber wie könnte ich ihm die Hand geben? Nimmermehr; darum ist's besser, ich sehe ihn nicht wieder." Egbert schwieg, da fragte Viezo: „Nun rede, Egbert, alter, treuer Freund, du hast früher nie mit Deiner Meinung zurückgehalten.“ „Da Du sie wissen willst, Viezo“, jagte er endlich, „so höre sie. Aus Deinen Worten spricht der Geist des heidnischen Livenfürsten, nicht der des christlichen Ritters.“ Viezo errötete und wandte sich ab. Nach einiger Zeit jedoch trat er auf den Abt zu und sprach mit ihm, worauf dieser einem Mönch einen Auftrag erteilte. Viezo eilte zu Egbert, schüttelte ihm die Hand und sagte: „Dank Dir, Du hast Recht, und wenn Du jemals in meine Heimat kommen solltest, so wisse, daß alles, was mir gehört, auch Dein eigen ist. Bruder, komme bald und schaue, ob Viezo Deinen Worten nach lebt als ein christlicher Ritter.“ Als er sich umwandte, stand eine bleiche, hagere Gestalt in gebeugter Haltung vor ihm. Konnte das der Dicke sein? Erschüttert blickte Viezo in die traurigen Augen seines ehemaligen Feindes, dann streckte er ihm die Hand entgegen, und als Willfried sich über dieselbe beugte, um sie zu küssen, wie ihm vom Abte geboten worden war, da zog der Live ihn in seine Arme. Die Kameraden, die in atemloser Spannung den Vorgang beobachtet hatten, brachen in stürmische Jubelrufe aus. Der Bann war von Willfried genommen, von allen Seiten wurden die beiden umringt, und des Händedrückens war

kein Ende. Einer der Knaben rief: „Hätten wir unsere Messer, Viezo, wir wollten Dir ein ritterliches Schwertgeklirr ertönen lassen!“ Lächelnd wandte sich der Angeredete wieder an den Abt, und nach einigen Minuten trugen zwei Knechte einen verdeckten Kasten herein. Der Abt rief: „Hört mich, Ihr Knaben! Viezo, der livische Fürstensohn und Gast, hatte heute das Recht, sich von uns eine Gunst zu erbitten, wie das der Brauch bei uns ist, wenn ein Schüler von uns scheidet. Ich habe ihm die erbetene Gunst gewährt. Empfanget aus seiner Hand die Messer zurück, die Ihr durch Eure Schuld um seinetwillen verloren hattet. Ich freue mich Euch sagen zu können, daß Ihr Eure Strafe gut getragen habt.“ Wieder durchbrauste Jubelgeschrei den Raum. Viezo trat an den Kasten, entnahm demselben die Messer, auf denen die Namen der Knaben eingeritzt waren, und übergab ein jedes seinem Besitzer. Nur Willfrieds behielt er sinnend in der Hand, zog dann sein schönes, neues Schwert, das ihm der Ritter Tiefenhufen geschenkt hatte, aus der Scheide, reichte es Willfried, steckte dessen Messer in den Gurt und sagte: „Laß mir das Ding zum Andenken und nimm Du mein Schwert als Erinnerung an Einen, um dessen willen Du schwere Stunden durchlebt hast, in denen Du jedoch das gelernt hast, was mir heute erst zur Erkenntnis gekommen ist: „Der schwerste Krieg ist: Selbstbekriegen, der schönste Sieg ist: Selbstbesiegen.“ Nun erfüllten Waffengeklirr und Jubelrufen den Raum und begleiteten Viezo durch die Klosterhöfe bis zur Pforte. Vor derselben erwartete ihn Hans, und als der letzte Gruß getauscht war, als das Stimmengeschwirr, das noch aus der Ferne die Freunde umtönte, allmählich verstummte, sagte Viezo:

„Nun ist meine Lehrzeit vorüber. Bischof Albert und mein Oheim Kaupo, der Anführer meines Stammes, rufen mich heim. Im Livenlande bin ich kein Schüler, kein Knappe, sondern ein Fürstensohn. Was wäre ich jedoch geworden ohne diese Klostermauern, ohne jenen Mönch Siegbert, der mich am Rigebach in der christlichen Lehre unterwiesen hat? Kommt nur, Ihr Deutschen, kommt in unser Livenland, Ihr seid es wert, daß wir Euch Raum machen“, und Hans entgegnete: „Und Ihr seid es wert, daß Euch durch uns nur das Beste zu Teil werde, und daß Eure Stämme sich so entwickeln, wie Du es gethan hast: „Vom Heiden zum Christen, vom Wilden zum Ritter, vom Feinde zum Freunde. Freund Viezo, ich liebe Dich!“

Dreizehntes Kapitel.

Kaupo in Rom und sein Weib in Treiden.

Auf der Burg Kaupos herrschte große Unruhe. In der Halle saßen Ylo, seine Mutter und sein Ohm Dabrel zu Rat. Boten kamen und gingen. Mit sorgenschwerer Miene redete man hin und her. „Ihr wißt meine Meinung“, sagte Frau Dagerute, „laßt uns die Burg bewaffnen und keinem Christen Eintritt gewähren!“ „Ich stimme Euch zu, Mutter“, entgegnete Ylo, „aber wie sollten wir das ausführen? Unsere Boten können auch bei der größten Eile nicht in einigen Stunden die Getreuen herbeischaffen, ja selbst die ständigen Verteidiger der Burg sind draußen, um die Felder zu bestellen, was würde es uns nützen, die Thore zu verriegeln? Kaupo ist genau unterrichtet. Er kommt nicht allein, sondern mit einem Heer. Er ließ uns sagen, er verlange freien Eintritt in sein Eigentum, und falls ihm derselbe nach Ablauf einer halben Stunde nicht zugesagt würde, wolle er sich den Einlaß erzwingen.“ „Nun, so möge er kommen, mein Sohn; wir haben keinen Grund uns vor ihm zu verstecken, noch weniger ihn zu empfangen. Wenn er die Burg verbrennen und zerstören will, gut, wir finden in Dabrels

Sattejele Unterkunft, auch können wir die eine Burg besser gegen ihn halten als zwei.“ „Frau Dagerute“, nahm Dabrel das Wort, „Euer Haß reißt Euch fort. Wenn Kaupo diese Mauern und Wälle einreißt, wo bleibt Euch und Ylo ein Heim? Bedenkt, Euer Sohn, ein Fürst, ohne Dach über seinem Haupt, Ihr ein Gast in meinem Hause. Nein, das ist undenkbar! Diese Burg muß Euch, Ylo, und den treu gebliebenen Liven erhalten werden. Ich habe sichere Botschaft, daß Kaupo nur deshalb herkommt, um sein persönliches Eigentum nach Riga überzuführen, da er es dort im Schutze Alberts lassen will, während er die Reise nach Rom antritt. Wenn Ihr mir folgen wollt, so öffnen wir alle Thore und verlassen die Burg. Kommt Kaupo dann nach Ablauf der angegebenen Zeit heran und findet keinen, der ihm den Eintritt verweigert, so wird er auch nicht kämpfen und verwüsten können. Er wird nehmen, was ihm gut dünkt, und abziehen. Lassen wir ihn gen Deutschland und Rom pilgern; je weiter er sich entfernt, je länger er wegbleibt, um so besser für uns. Die Deutschen sind am Rigebach beschäftigt, unser Wächter Kaupo fort, da wäre die rechte Zeit zum Säen und Ernten für uns angebrochen. Wir befestigen Eure und meine Burg, Ylo wird als dem Fürsten und Führer unseres Stammes gehuldigt, er wird mündig erklärt, denn in solchen Zeiten wird junges, weiches Holz rascher alt als sonst. Er heiratet meine Tochter, Aldewe, damit, wenn Ihr und ich die alten Augen schließen, junge Habichte da sind, um die Christenhunde zu umkreisen.“ „Der Ohm hat Recht, Mutter, wir thun jezt, was er vorschlägt.“ „Nein“, rief Frau Dagerute, „nie gebe ich die Erlaubnis dazu, daß Kaupo, der Abtrünnige, ohne Kampf einziehen darf und

aus der Burg entfernt, was ihm gefällt, ich bin die Herrin hier und ich" — „Schweigt, Mutter“, unterbrach Ilo sie kalt, „nie haben die Viven sich von Frauen beherrschen lassen. In diesem Fall haben die Männer zu entscheiden, und wie Dabrel und ich bestimmt haben, so geschieht es.“ „Seht da, der junge Hahn kräht, schon ehe er Herr im Hause ist“, versetzte Frau Dagerute, „noch hat Dir kein Vive als seinem Fürsten gehuldigt, und ohne den Willen Deiner Mutter wird auch keiner es thun.“ — Ein Bote trat rasch ein und meldete: „In einem Augenblick ist Kaupo mit seinem Heer hier, sie reiten in Rüstungen, glänzend wie die Sonne, voran die deutschen Steinschleuderer. So Ihr nicht sofort die Burg durch das Waldthor verläßt, werdet Ihr überrascht, und von den Leuten ist nur der blinde Wade anwesend, die anderen habt Ihr selbst alle fortgesandt!“ Stillschweigend erhoben sich Dabrel und Ilo, Frau Dagerute jedoch klagte und schalt heftig und laut über die Thorheit, in diesen Zeiten die Burg also zu entblößen, sie wurde nur mit großer Mühe fortgeführt und folgte den Männern erst, als Ilo rief: „So Ihr noch einen Augenblick zögert, Mutter, so gerate ich wieder in die Macht Kaupos, und ein zweites Mal dürfte es dem Geißel nicht gelingen aus Deutschland zu entkommen.“ Kaupo mit seinen Rittern sprengte vor das Hauptthor und war erstaunt, dasselbe offen zu finden. Kein Wächter, kein Krieger, kein Knecht war sichtbar. Vorsichtig spähte man umher; Kaupo stieg vom Roß und wandte sich an Biezo und Hans von Tiefenhufen: „Einen herzlichen Empfang hatte ich nicht erwartet, aber Kriegsgeschrei und Lanzengruß. Was mögen die offenen Thore und Thüren bedeuten? Ist die Burg verlassen, oder sollen wir in

eine Falle gelockt werden? So muß Kaupo, der Livenfürst, sein Haus betreten! Stoße einer ins Horn, daß wir uns gebührend anmelden.“ Hell ertönte der schmetternde Gruß, aber nichts rührte sich in der ausgestorbenen Burg. Nur schlürfende Tritte wurden hörbar, und in der Thür erschien, vorsichtig mit den Händen sich den Weg tastend, der blinde Wade. Seid Ihr der einzige im Haus, Wade?“ forschte Kaupo, „wo ist Frau Dagerute?“ „Seid Ihr es, Kaupo, abtrünniger Livenfürst?“ schrie der Alte. „Wenn's nach der Frau gegangen wäre, hätten wir Euch anders begrüßt, nun müßt Ihr vorlieb nehmen mit meinem Fluch. Fluch Euch, dem Christenfreunde, Fluch den deutschen Hunden, Fluch!“ — weiter kam er nicht, Viezo war auf ihn zugeprungen, packte ihn am Arm, schüttelte ihn kräftig und rief einigen Rittern, die mit gezückten Schwertern auf Wade losstürmten, zu: „Laßt die Sammergestalt, er ist keines Schwertstreiches wert!“ Kaupo sprach befehlend: „Führt den Blinden vor das Waldthor, aus dem wohl auch Frau Dagerute ihren Auszug gehalten haben wird. Schließt dann das Thor, sowie alle anderen Eingänge zur Burg — Viezo, Du kennst dieselben — und stellt Wächter auf. Die anderen Krieger folgen mir ins Haus!“ Es geschah, und Kaupo durchschritt, vorsichtig Umschau haltend, sein Haus. Man sah, daß es erst vor kurzer Zeit verlassen worden war, denn noch brannte auf dem Herde ein helles Feuer, und im eisernen Kessel über demselben brodelte die Suppe. Im großen Eßsaal ließ er die Ritter zurück und schritt allein in sein Gemach, wo er zu arbeiten pflegte. Wehmütig blickte er auf die bekannten Gegenstände, sie waren so liegen geblieben, wie er sie verlassen hatte. Dort hingen seine Waffen, da stand

das Lager, mit Fellen bedeckt, auf dem er des Abends zu ruhen pflegte, während er den Seinen vom Tagewerk erzählte. Dort, an der Feuerstelle, hatte seine Frau am Spinnrad gesessen, umspielt von Tio und Olo; in jener schweren Truhe lagen seine Familienschätze, vor allem der goldglänzende Bronzering mit dem blitzenden Stein, den der Fürst nur bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegte, er war das Abzeichen der livischen Anführerwürde. Kaupo raffte sich aus seinen wehmütigen Gedanken auf. Er ergriff einige Waffen, die er auf den Tisch niederlegte, dann drückte er auf die geheime Feder des eisernen Kastens, derselbe sprang auf, und Kaupo stand gebückt über den Kleinodien seines Hauses. Er suchte den Ring hervor, steckte ihn an den Finger, ergriff einige Pergamentrollen und warf den Deckel des Kastens ins Schloß. Als er sich aufrichtete und an den Tisch trat, fuhr er zurück, denn vor dem Fenster, das zum Walde hin ging, war ein Schatten sichtbar geworden, eine Gestalt schwang sich herein, und Kaupo erkannte Olo. Schweigend standen sich Vater und Sohn gegenüber, dann kehrte dem Fürsten die Überlegung wieder. Finsternen Antlitzes schritt er am Sohne vorüber auf die Thür zu, Olo vertrat ihm den Weg. Kaupo zog das Schwert und rief gebietend: „Rühre Dich nicht, Knabe, Du bist mein Gefangener. So Du jedoch die Stelle verläßt, auf der Du stehst, so bist Du des Todes. Nicht zum zweiten Mal soll derjenige mir ent schlüpfen, durch den mein ritterliches Wort verletzt wurde!“ Olo war bei dem metallenen Klang von seines Vaters Stimme zusammengefahren. Dieser Ton, die finstere Entschlossenheit seiner Worte, und die mächtige, gebietende Erscheinung des Vaters überwältigten Olo, wie sie die

meisten übermannten, die den Fürsten in solchen Augenblicken kennen lernten. Er gehorchte, verharrte regungslos auf demselben Fleck und starrte Kaupo an. Er hatte ihn bisher nur als zärtlichen Vater kennen gelernt, zuletzt noch in jener Unterredung am Riegebach, wo der Fürst mit Liebe und Milde versuchte, seines Sohnes störrischen Sinn zu brechen, und ihm die Gründe darlegte, warum Albert die Geißeln übergeben werden sollten. Nun stand plötzlich der zürnende, befehlende Fürst und Herrscher vor ihm, der Held in glänzender, eisenstarrer Rüstung, der Mann, dessen mächtige Glieder ungewöhnliche Kraft, dessen Antlitz überlegenen Geist, Bildung und Mut widerspiegelte. Nie hatte Mo einen herrlicheren Krieger gesehen, und unwillkürlich verglich er ihn mit den anderen Livenhäuptlingen, mit Dabrel, dem kleinen, geschmeidigen, mit Acko von Holm, dem plumpen, rohen und arglistigen, mit seinem Ohm, Viezo's Vater, Azzo, den immer tändelnden, schwankenden, und mit sich selbst, dem anmaßenden, unreifen Knaben, der es wagte nach der Herrschaft Kaupos die Hand auszustrecken. Wie konnten, wie sollten die Liven ihm gehorsam sein, nachdem sie an die Anführerschaft dieses Mannes gewöhnt waren? Blitzschnell durchfuhren diese Gedanken den Jüngling, sowie die Erkenntnis, daß Dabrel nicht um der Liven und der Götter willen gegen seinen Vater ins Feld zog, sondern um seiner selbst willen, aus elendem Neid. Ebenso klar stand in seiner Seele fest, daß seine Mutter in diesem großen Streit im Unrecht war, denn wie durfte sie, die schwache, ungebildete Frau es wagen, ihre Meinung, ihre Ansichten dem Vater gegenüber zu vertreten, oder sie ihm gar aufzuzwingen? Minutenlang standen sich die zwei schweigend gegenüber.

Atemlose Spannung schien alles im Gemach im Bann zu halten, kein Lüftchen regte sich, kein Laut war vernehmbar, nur der feuchte Duft des nordischen Frühlingsabends drang mit den letzten Abendsonnenstrahlen hinein, die den Helm Kaupos in Feuerglut tauchten, so daß Ilo geblendet die Augen senkte. Da sprach Kaupo: „Armes Kind, wohin haben Dich Eigenwille und die unselige Verblendung Deiner Mutter gebracht? War's noch nicht genug, daß Du feige der Klostersehule entflohest, daß Du dadurch die Ehre des Fürsten, Deine Ehre, Ilo, verletztest? Haben Dich Dabrel und seine Genossen jetzt hergeschickt, um Spionisdienste zu leisten, oder gar um Deinem Vater nach dem Leben zu trachten?“ Ilo schrie entsetzt auf: „Vater, nicht so! Das habe ich nicht verdient, bei allem, was mir lieb und heilig ist, glaubt mir, nicht deshalb kam ich her, sondern —“ er zögerte und rang nach Worten. „Sondern?“ forschte Kaupo, „was suchtest Du hier, wolltest Du Dich freiwillig zurück in meine Gewalt begeben?“ „Nein, ich handelte nach meiner Mutter Gebot. Nachdem wir auf Dabrels Rat die Burg verlassen hatten, fiel es meiner Mutter ein, daß der Ring, das Zeichen der Anführerwürde, zurückgeblieben war, und da nur sie, Ihr oder ich verstehen den schweren Kasten durch die geheime Feder zu öffnen, kam ich her, um den Ring zu holen, denn ich dachte nicht, daß Ihr schon hier sein könntet.“ „Was wolltest Du mit dem Ring? Er kommt weder Dir noch Dagerute zu. Antworte!“ jagte befehlend Kaupo, und wie im Bann dieser ernsten Stimme erwiderte Ilo: „Ich muß den Ring haben, denn ohne dies Abzeichen werden mir die Livestämme nicht huldigen, Ihr haltet Euch zu den Christen, und die Genossen entbehren des Anführers. Dabrel will

mich mündig erklären und schon in den nächsten Wochen werden mir die Liven huldigen. Dazu brauche ich den Ring.“ „Der Ring steckt hier an meinem Finger. Weder Dabrel, noch Dagerute, noch Du, mein Sohn, werden ihn jemals erhalten. Ich habe oft der Zeiten gedacht, wo ich Dir den Ring anlegen wollte, wo ich Dich umgürtet hätte mit meinem Schwert, dem Schwert meines Vaters, wo ich Dir jene alte Lanze in die Hand geben würde und Dich den Genossen, den Kriegern zugeführt hätte als ihren Anführer. Jubelnd würden sie und das Volk Dich begrüßt haben, und ich hätte in Frieden mein Herrscheramt in Deine junge, kraftvolle Manneshand gelegt. Es ist anders gekommen. Du hast Dich der Gewalt des Vaters entzogen, und nimmer wird herrschen, der nicht Gehorsam gelernt. Jetzt stehst Du mir fremd gegenüber und erhebst in knabenhaftem Übermut die Hand nach dem Abzeichen, das nur dem gereiften Mann und zwar dem Besten seines Stammes zukommt. Wie kannst Du es wagen, solchem Übermut zu fröhnen?“ Wieder klang Kaupos Stimme zornig, und kalt und schneidend wurde sie, als er fortfuhr: „Du bist in meiner Gewalt; so Du Dich wehrst, bist Du des Todes. Lieber keinen Sohn als solch' einen. Du wirst mit mir nach Niga kommen, und dort wird Bischof Albert über Deine Zukunft bestimmen.“ „Nicht er, Vater“, rief Mo, „laß nicht den Deutschen richten über mich, Dir übergebe ich mich, töte mich, züchtige mich, sperr mich ein, laß mich unterweisen in allem, was Du für notwendig erkennst, ich will Dir folgen, aber übergieb mich nicht unserem ärgsten Feinde!“ „Du kannst darüber nicht urteilen. Ich werde mein Wort halten. Du bist dem Deutschen als Geißel zugesagt, Du

mußt Bischof Albert unterstellt werden.“ Da schwand Moß weiche Stimmung, zähneknirschend stieß er hervor: „So werde ich Dir nicht folgen, so werde ich mich zu wehren wissen“, und sprang mit einem unterdrückten Schrei der Wut auf den Fürsten los. Dieser jedoch zog sein Schwert und versetzte dem Sohn einen Hieb mit der flachen Klinge, so daß Moß betäubt zusammenbrach. Unter dessen war es vor dem Fenster lebendig geworden, man hörte Stimmen und Waffenlärm, und im Halbdunkel des scheidenden Tages sprangen mehrere Gestalten ins Gemach und stürzten auf Kaupo zu. Zu gleicher Zeit drangen durch die Thür deutsche Ritter, an ihrer Spitze Hans, und warfen sich auf die Gestalten, die der Fürst mit dem Schwerte von sich abwehrte. In dem unsicheren Lichte stolperte der eine Krieger über Moß, es war Wane, der livische Knecht. Er erkannte den Knaben, umfaßte ihn, trug ihn im allgemeinen Handgemenge unbemerkt aus Fenster und ließ ihn hinaus gleiten in andere entgegengestreckte Arme. Er raunte das eine Wort: „Fort!“ und wollte sich nachschwingen, da rief Kaupos Stimme: „Halt! Zum zweiten Mal entkommst Du mir nicht, Räuber meines Sohnes“, und des Fürsten Schwert drang dem Knecht in den Rücken, daß er im Tode röchelnd aus dem Fenster hinausstürzte. „Bringt Hackeln“, befahl der Fürst, durchsucht den Grund vor dem Fenster, den Garten und den Wald!“ Die Befehle wurden ausgeführt und das Suchen bis zum Morgen fortgesetzt, jedoch vergeblich. Man fand den deutschen Krieger, der am Waldthor Wache gestanden hatte, erschlagen, und die Leiche von Wane, dem Knecht, unter dem Fenster des zur ebenen Erde gelegenen Gemaches, Moß war verschwunden. Kaupo wurde die Botschaft, daß von

allen Seiten Livenscharen gegen ihn heranzogen. Da er wußte, daß Theoderich, des Bischofs Albert Bruder, ihn zur Komreise am Rigebach erwartete, und auch die Ritter, die ihn umgaben, zur Heimreise nach Deutschland gerüstet, wenig Lust hatten, jetzt einen Kampf aufzunehmen, so riß er sich schweren Herzens von Treiden los und kehrte nach Riga zurück. Hier schiffte er sich mit Theoderich und Lio, die er Frau Margareta übergeben wollte, ein. Er besuchte die größten deutschen Städte; er lernte das geordnete staatliche und kirchliche Leben des deutschen Volkes kennen; er staunte über die erhabene Pracht der Kirchen und Klöster, über die emsige unermüdliche Arbeit des Gelehrten in der engen Zelle. Er sah den Reichtum des umsichtigen Kaufmanns in den Städten, den Glanz der Turniere in den ritterlichen Schlössern und die fest geschlossenen Zünfte der Handwerker. Überall geordnete Zustände, ein mächtiges Ganzes. Seine Seele wurde mehr und mehr von dem Verlangen ergriffen, seinem Lande, seinem Volke ein ähnliches Reich zu begründen, und dazu, dessen war er überzeugt, bedurfte man der deutschen Hilfe, Bildung und Religion. Endlich überschritt er die himmelragenden Alpen, und der Küstensohn, der Bewohner der Na-Ufer, sah sich in das glühende Italien versetzt, in das Mutterland von Kirche und Kunst. Er näherte sich dem heiligen Rom, dem Sitze des Papstes. Es waren die bedeutendsten Augenblicke seines Lebens, als Kaupo vor Innocenz III. knieend dessen Segen empfing, und darauf der Papst ihn gar freundlich begrüßte und küßte. Theoderich, Alberts Bruder, wurde nicht müde seinen Reisebegleiter umherzuführen, ihn in die Geschichte der Stadt und der Kirche einzuweihen. Des Fürsten Geist erfaßte alles und

vertiefte sich immer inniger in die unerforschliche Weisheit und unermessliche Größe Gottes. Endlich gedachte man der Rückkehr, denn auch Kaupo sehnte sich danach, glühender denn je, in seiner Heimat die wirren Verhältnisse zu ordnen, und wo möglich, seinen Sohn den heidnischen Einflüssen zu entziehen. Als solches dem Papste gemeldet wurde, befahl er den Fürsten zu sich, nahm herzlichen Abschied von ihm und überreichte ihm ein Geschenk von 100 Goldgulden zur Förderung alles Guten und Christlichen in seiner livischen Heimat. Theodorich aber erhielt von Innozenz eine Bibel für den Bischof Albert in Riga, die hatte der selige Papst Gregor eigenhändig geschrieben. So begaben sich die Reisenden auf die Heimfahrt.

Unterdessen rüstete Frau Dagerute in Treiden alle heidnischen Liven gegen ihren Gemahl. Kaupos Burg wurde befestigt, ebenso Dabrels, und Mo übte die livischen Krieger im Steinschleudern, worin sie jedoch nicht leicht Geschicklichkeit erlangten. Frau Dagerute war nicht zufrieden mit ihrem Sohn, und sie bereute es bitter, den Knaben an jenem Tage in die Burg geschickt zu haben, um den Ring zu holen. Sie gestand sich, daß sie damals unvorsichtig gehandelt hatte und ihr weniger am Abzeichen gelegen gewesen war, als daran, Kaupo zu beweisen, daß sie sich nicht vor seiner Macht fürchtete; daß sie ihm Hohn sprach und selbst Mo erlaubte, ihm gegenüberzutreten, denn sie hielt Kaupo für unfähig, den Sohn mit Gewalt zurückzuhalten. Sie hatte sich getäuscht, nur der Wachsamkeit Wanes, des Knechtes, war es gelungen, Mo im Zwielficht der väterlichen Gewalt zu entreißen. Der treue Diener hatte dafür mit seinem Leben eintreten müssen, und die anderen Liven, die in das Ge-

mach eindringen, waren von den Deutschen theils getödtet, theils gefangen fortgeführt worden. Dabrel hatte monatelang sich zürnend des Umganges mit ihr und Ilo enthalten, denn er war empört, daß sie gegen seinen Willen, hinter seinem Rücken den Sohn aufgereizt hatte zur Rückkehr. Die Wochen waren nutzlos verstrichen, denn Frau Dagerute erkannte, daß sie ohne Beistand der Anführer in ihren Plänen nicht weiter kam. Also von Holm hielt die Zeit für einen Aufstand nicht günstig, und ihr Schwager Azzo, Viezos Vater, genoß in harmloser Begeisterung den Frühling. Er sorgte für die Bestellung der Felder, pflegte das Waidwerk und meinte phlegmatisch, der Herbst sei geeigneter zum Kämpfen als der Frühling. Sie wußte wohl, daß auf diesen Wankelmütigen nicht zu rechnen war, denn sie hatte Botschaft erhalten, daß Azzo Kaupo vor seiner Abreise nach Rom gelobt hatte, während seiner Abwesenheit Frieden zu halten. Dagegen hatte Kaupo dem Bruder zugesagt, Viezo an Sohnes Statt anzunehmen und ihn einst mit der Herrschermwürde zu befehlen, falls Ilo nach seiner Rückkehr ins Livenland nicht dem väterlichen Ruf, unverzüglich nach Riga zu kommen, Folge leisten würde. Dagerute hielt es daher für angemessen, Dabrel zu versöhnen und beschloß zur großen Tharaseier Ilo feierlich mit Uldewe zu verloben.

Vierzehntes Kapitel.

Ylos Bündnisse mit dem Könige von Polozk, Berekie und Swellegat von Litauen.

Ylo war seit der Unterredung mit Kaupo im Betragen seiner Mutter gegenüber verändert, kälter, zurückhaltender; er stimmte keineswegs mehr bedingungslos ihren Anordnungen zu. Was sonst allmählich die Zeit mit sich gebracht hätte, war durch Dagerutes rasches Handeln an jenem verhängnisvollen Tage zu früh gereift, aus dem schwankenden Knaben war ein entschlossener Jüngling geworden. Ylo schien sich in den Tagen, die er nach des Vaters betäubendem Schlage krank verbrachte, einen Weg eigenmächtig vorgezeichnet zu haben, den er rücksichtslos zu gehen beabsichtigte. Er erzählte seiner Mutter nie von der Unterredung mit Kaupo, obgleich sie wußte, daß durch diese die Veränderung in seinem Wesen vor sich gegangen war. Ylo hatte sich mit ingrimmiger Wut zuerst, dann mit heimlicher Freude immer wieder die körperliche und geistige Übermacht und sein eigenes Gefühl der Ohnmacht und Erbärmlichkeit vor die Seele gerufen. Er sagte sich, daß er nicht so kraftvoll geredet und so maßvoll gehandelt

hätte, wie sein Vater, er würde den widerspenstigen Sohn in blinder Wut getödet haben. Die Unterredung hatte ihm auch seine Lage klar gelegt. Er war trotz seiner achtzehn Jahre in den Augen der Welt noch ein Knabe, dessen Erziehung nicht vollendet war, denn er hatte nicht den gewohnten Gang derselben durchgemacht, kein ritterlicher Unterricht war ihm geworden, keine feierliche Schwertgürtung und Manneserklärung war der Sitte seines Stammes entsprechend erfolgt, und er sah ein, daß es in Dabrel's Interesse lag, seiner Eitelkeit wohl bei jeder Gelegenheit zu schmeicheln, ihn aber im übrigen als unmündiges Kind so lange wie irgend möglich dem Herrscherplatz fern zu halten. Seine Mutter handelte als rasches, unbedachtes, leidenschaftliches Weib, und mehr als einmal hatte er sich darauf ertappt, sie mit Frau Margareta von Tiefenhusen zu vergleichen. Dann erschrak er. Durfte er seine Mutter richten? Nein, er wollte ihr, der Verlassenen, Schutzbedürftigen alles sein, vor allen Dingen aber mußte er ihr die Männergeschäfte abnehmen, das Hader'n und Zanken mit den Anführern, das vergebliche Herrschen über die Krieger und die Leute seines Hauses, die im Grunde nur thaten, was sie wollten. Das konnte er jedoch nur, wenn er seine Mündigerklärung erreicht hatte, und dazu mußte er jetzt gelangen, während sein Vater noch abwesend war. Dem Gesetze nach durfte in der Abwesenheit des Vaters und Fürsten der älteste des Stammes diesen Akt vollziehen, falls Kriegsgefahr vorlag. Mo beschloß also dem Plane der Mutter entsprechend zu handeln. Er begab sich heimlicher Weise, nur von wenigen Vertrauten begleitet, zum Könige von Polozk. Diesem schilderte er die Verzweiflung der Liven, den Übermut der

Deutschen und den günstigen Augenblick zu einem Einfall in deutsches Gebiet, wo gerade viele der Christen gen Germanien gezogen waren. Der König von Pologk war ein mutiger, kriegslustiger Herr, er versprach sich reiche Beute nicht nur von den Deutschen, sondern auch von den Liven und sagte Mo Hilfe und Beistand durch einen Überfall, an dem die Liven teilnehmen sollten, zu. Dann wandte Mo sich nach Litauen und machte die Bekanntschaft eines vornehmen, einflußreichen Mannes mit Namen Swellegat; ferner reiste er die Düna aufwärts zur Slavenburg Gercike und verband sich mit dem dortigen Fürsten. Alle diese Herren nahmen ihn gar freundlich auf, ließen sich Wege und Stege beschreiben zum Einbruch ins Livenland und gaben mündlich und schriftlich auf großen Pergamentrollen mit vielen feierlichen Siegeln ihr Wort, den armen Liven beizustehen im Kampfe gegen die fremden Eindringlinge. Befriedigt kehrte Mo heim. Er war sich der Gefahr wohl bewußt, die er herauf beschwor, wenn er noch mehr fremde Völker ins Land rief, aber er fühlte die Kraft, es mit allen aufzunehmen, wenn er nur erst den gebührenden Anführerplatz einnehmen durfte. Nun begab er sich zu Dabrel. Er versprach dem Dnkel, Uldewe zu heiraten, sobald er ihn mündig erklärt hätte, und zwar sollte das schon beim nächsten Tharasest geschehen. Dabrel wollte den Neffen wieder mit leeren Versprechungen abfinden, dieser jedoch ließ nicht nach und erklärte schließlich kurz und bündig, entweder Dabrel thäte, wie er ihm vorschläge, oder er, Mo, würde von nun ab seine eigenen Wege gehen. Als Dabrel spöttelnd forschte, wie er dieselben zu finden gedächte, wies Mo ihm einen Brief, an dem die Siegel des mächtigen Slavenfürsten von Gercike

hingen, der ihm gegen alle seine Feinde Hilfe und eine seiner Töchter zur Gemahlin versprochen habe, falls er um sie zu freien gewillt sei. Nun erschraf Dabrel. Er war ziemlich vereinsamt unter seinen Standesgenossen, die nur unter einer so starken Hand wie Kaupos gemeinsam handelten, sonst jedoch einzeln nur dem eigenen Vorteil nachgingen. Wenn er sich mit dem Neffen überwarf, so verlor er alle Anhänger des Kauposchen Hauses, die aus Gewohnheit und aus Haß gegen ihn, der sie oft durch sein falsches Wesen beleidigt hatte, dem jungen Mlo folgen würden, zumal wenn es diesem wirklich gelingen sollte, in die Familie des stolzen, wohlbekannten Slaven hinein zu heiraten und mit dessen Hilfe das deutsche Joch abzuschütteln. So erklärte er sich bereit mit seiner Tochter Ulbwe zu sprechen und ihr Mlos Absicht mitzuteilen.

Ein wolkenloser Himmel wölbte sich über der Frühlingserde, als sich auf Dabrels Geheiß die Liven, wie alljährlich, zum Tharafest im Treidenschen versammelten. An den Ufern der Na auf den grünenden Wiesen standen die jungen Leute um den mächtigen Scheiterhaufen, der nach Sonnenuntergang Thara zu Ehren entzündet werden sollte und durch dessen verglimmende Glut sich die Burschen im rasenden Tanz mit kühnem Sprung, ihr Mädchen im Arm, schlangen. Die Sonne stand hoch am Himmel, und das war gut; denn die Alten hatten viel mit einander zu bereden, auch fehlte noch manche Sippe. Jetzt eben rückten die Kauposchen an. Allen voran Mlo im athletischen Festgewand. Von den Schultern herab wallte das lange Kleid, gehalten vom Ledergurt, der schön mit Bronzefibeln verziert war, und an dem jenes Schwert hing, das seine Mutter ihm damals als fünfzehnjährigen Knaben

geschenkt. Kurz vor dem Tharajest hatte Frau Dagerute einen funkelnden Demanten in den Griff einsetzen lassen, der sprühte im Sonnenlicht in den Regenbogenfarben, so daß die Genossen, die noch nie dergleichen gesehen hatten, in Ausrufe der Bewunderung ausbrachen. Der Stein stammte aus der Brusttasche des Krämers, den Dabrel und seine Frau unter Dagerutes Hilfe erschlagen hatten, aber das wußte nur die letztere, nicht mal die beiden andern, denn Frau Dagerute hatte ihn zufällig im Gewande des Verstorbenen gefunden. Mo hielt ihn für ein altes Familienstück und beschloß, ihn von nun an als Abzeichen der Herrschermwürde zu tragen; er war tausendmal schöner als Kaupos Ring. Mo lenkte mit vornehmer Gelassenheit sein schwarzes Roß, und ihm zur Seite, in kostbar gestickte Frauengewänder gehüllt, ritt Frau Dagerute. Ihr Antlitz strahlte vor Freude und Glück, und die ehrerbietigen Grüße der Anwesenden erwiderte sie je nach der Stellung des Grüßers stolz, herablassend oder freundlich. Hinter den beiden ritten in langem Zuge die Krieger und Knechte des Hauses. Ihnen gegenüber hielt Dabrel und sein Hausstand, allen voran sein Weib und seine dunkeläugige Tochter Uldewe. Als sie Mo erblickte, errötete sie. Sie sandte ihm einen strahlenden Blick zu, und Mo konnte stolz sein auf diesen Gruß des schönsten Mädchens im Livenlande. Dabrel sprengte ihnen entgegen, hielt vor Frau Dagerute, sprang behende vom Roß und half der Schwägerin absteigen. Frau Dagerute bestieg einen kleinen Hügel, auf dem Knechte Felle ausgebreitet hatten, und ließ sich nieder. Wie eine Königin wandte sie sich an Dabrel und sprach huldvoll einige Worte zu ihm. Er verneigte sich ehrerbietig und schritt hinüber zu den Seinen. Seine

Frau und Uldewe verließen alsbald die Kofse und schritten hin zu Dagerute, die ihnen die Hand entgegenstreckte. Sie umarmte ihre Schwester, während sie sich von der Nichte herablassend die Hand küssen ließ. Dann lagerten sich die Frauen neben ihr, und in dichten Reihen standen hinter ihnen die Männer und Knechte der beiden Häuser, ein stattliches Bild von Macht und Glanz, das nicht verfehlte bei allen Liven einen günstigen Eindruck hervorzurufen. Mo war einen Augenblick auf Uldewe zugetreten; er sah in ihr schönes, stolzes Antlitz und sagte leise, so daß nur sie es hörte: „Fürwahr Ihr blüht wie ein deutscher Apfel. Ich bin stolz darauf, daß Ihr Euch mir ergeben wollt. Der Falke braucht eine Falkin. Ich grüße Euch, künftige Herrin in Kaupos Burg. Ich bitte Euch, verleiht mir ein Zeichen Eurer Huld und seid heute mein beim Feuertanz!“ „Ich danke Euch, Mo“, erwiderte das Mädchen mit blitzenden Augen. „Ihr gefällt mir gar wohl, und so Ihr heute mein Held sein wollt, so nehmt mein Abzeichen.“ Sie griff in ihr schwarzes Haar und löste aus demselben ein grünes Seidenband, das sie ihm um den Hals schlang, dabei sagte sie leise scherzend: „So schmücke ich Dich, mein Falke, sieh Dich vor, Du trägst die Kette der Falkin!“ Mo zog sein Schwert, schwang es, wie um die Klinge zu prüfen, saugend durch die Luft und antwortete: „Keine Ketten dulde ich, weder eiserne, noch die der Liebe, frei bin ich, und wer mich liebt, muß mir unterthan sein!“ Dabrel trat auf ihn zu, aber er wandte sich und schritt in den Kreis der jungen Männer. Er gedachte, wie er hier mit seinen Genossen das fröhliche Kriegsspiel vor drei Jahren betrieben hatte, an seinen Streit mit Ruffian und an seinen Freund Wiezo. Freund

und Feind, gleich verschwunden, verloren für ihn! Er sah Tio vor sich, der er das Band wiedererobert hatte, das Nuffian ihr entwandt. Auch sie hatte sich von ihm abgewandt. Vaterlos, schwesternlos, freundlos stand er in Kreise der Stammesgenossen, von keinem Menschen geliebt. Ja doch, seine Mutter liebte ihn, aber die Liebe Dagerutes war eine eigensüchtige, leidenschaftliche, keine beglückende. Ulbewe liebte ihn, sie hatte es ihm gesagt, und er wunderte sich, daß das Bekenntnis des schönen Mädchens sein Herz nicht froher schlagen ließ. War sie nicht so, wie er sich sein künftiges Weib gedacht hatte? Sie war stattlich, jede Bewegung voll Kraft und Leben. Ihre Augen sprühten in Liebe, Stolz und Leidenschaft, ihr Mund lachte und wußte gut zu plaudern, und ihre schlanke Hand regierte mühelos das wildeste Pferd. Aber Nlo sah plötzlich zwei klare Augen ihn traurig anblicken und hörte eine sanfte Stimme sagen: „Der arme Knabe! Er versteht es nicht besser.“ Da merkte er, er dachte an Anna von Tiefenhufen, und zornig grub er die Zähne in die Unterlippe, und seine Stirn furchte sich. „Heda, Nlo, Raupos Sohn, gebt acht!“ riefen die Genossen. Er fuhr auf. Vor ihm stand ein Greis, er schüttelte einen Sack und hielt ihn dem Jüngling hin. Nlo sammelte seine Gedanken, fuhr mit der Hand in die Sacköffnung und zog ein Stäbchen heraus, das er ehrfürchtig vor sich in der Hand hielt. Als jeder junge Mann ein solches Stäbchen erhalten hatte, traten die älteren Männer und Krieger näher an sie heran, und die Frauen bestiegen die Hügel, um besser sehen zu können. Ulbewe setzte sich auf ihr Roß, ritt so nah wie möglich an den Männerkreis heran und blickte gespannt auf Nlo. Der Greis schritt

von einem Jüngling zum andern und betrachtete prüfend die Stäbchen. Bei Ilo blieb er stehen und rief mit lauter Stimme: „Ilo, Kaupos Sohn, auf Dich ist Tharas Wahl gefallen, schwinde ihm zu Ehren den Eichenblock! Möge der große Gott Dir immer so wohlgeneigt sein wie in dieser Stunde!“ Da beglückwünschten Ilo die Genossen, die Alten und Jungen, jeder wollte ihm die Hand schütteln, und Uldewe warf einen Strauß Schlüsselblumen, die sie am Gürtel getragen hatte, dem Jüngling zu. Ilo fing sie auf und befestigte sie an ihrem grünen Band, und wiederum dachte er daran, wie sein Herz geklopft, seine Hand gezittert hatte, als damals beim Abschied von der Burg Tiefenhufen Anna ihm das versiegelte Päckchen reichte. Warum empfand er jetzt bei freundlichem Gruß keinerlei Freude, nein, vielmehr Unwillen, daß Uldewe sich so feck an den Männerkreis heran wagte und von allen Seiten neckende Zurufe sich lachend gefallen ließ? Nun zogen einige Männer den am starken Strick befestigten Eichenkloben heran. Ilo faßte den Strick. Feierliches Schweigen legte sich auf die Versammlung; der Greis, der älteste unter den Liven und als solcher ihr Leiter heute, winkte, und alle stimmten den eintönigen Tharasang an. Ilo schleifte den Kloben dreimal um den Scheiterhaufen, dann schleuderte er ihn mit einem mächtigen Ruck auf denselben; gerade obenauf, mitten auf dem Holzstoß lag der eichene Block, und der Gesang verstummte, um bewundernden Ausrufen Platz zu machen. Alt und jung drängte sich an den jungen Fürstensohn heran, überall wurde er beglückwünscht. Thara war ihm geneigt gewesen; durch seine Kraft und Geschicklichkeit hatte der Jüngling soeben bewiesen, daß er es verdiente unter die Männer

seiner Stammesgenossen aufgenommen zu werden. Als sich der erste Sturm der Begeisterung gelegt hatte, schlugen einige Krieger mit den Schwertern zusammen, und in die sofort eintretende Stille hinein rief der Greis: „Ihr Liven, die Ihr versammelt seid, um Thara zu ehren und unter seinem Schutz Eure Angelegenheiten zu ordnen, vernehmet des edlen Dabrel von Sattesele Wort, er will zu Euch reden!“ Dabrel stellte sich neben den Alten, stemmte sein Schwert vor sich in die Erde, stützte sich mit den Händen auf dasselbe und rief: „Thara zum Gruß, Ihr Freunde!“ Und im Chor kam es zurück: „Thara zum Gruß, Dabrel!“ „Ich danke Euch, Freunde. Im Namen und im Auftrage Kaupos rede ich heute zu Euch, da er durch seine Reise verhindert ist, unter uns zu erscheinen.“ — „Ach was!“ unterbrach ihn Ako von Holm, „nennst das Kind beim rechten Namen, Dabrel, wir sind keine Kinder. Verhindert ihn seine Reise? Aha, aha! Warum sagt Ihr nicht: Kaupo, der Abtrünnige, ist nicht gekommen, weil er eben deutsch und Christ geworden ist; er läßt sich's wohl sein unter des mächtigen Alberts Schutz und wird nächstens gegen uns seine Faust wenden!“ „Bei Tharas Festen redet nur der, dem ich das Wort gegeben“, rief der Greis mit Würde, und Ako von Holm verstummte, denn an diesem Tage wagte auch der kühnste Live nicht, die gewohnten Formen zu durchbrechen, und Dabrel fuhr fort: „Nicht für oder gegen Kaupo will ich reden, aber ich will Euch fragen, was wir nun thun wollen. Kaupo selbst hat mir gesagt, er könne in Zukunft nur noch Führer der getauften Liven sein. Sollen wir ohne Anführer sein jetzt, in einer Zeit, wo wir mehr denn je eines Helden an unserer Spitze bedürfen? Ich sage: nein. Heute hat Thara

uns unseren künftigen Herrscher gezeigt. Wer mit achtzehn Jahren den Tharakloben so zu schleudern vermag, der, meine ich, ist der rechte Livenfürst. So erklärt Euch, wollt Ihr Mo, Kaupos Sohn, huldigen und ihm Treue schwören?" Da brach ein großer Lärm aus, viele schriegen „ja“, andere „nein“, einer suchte den anderen zu über-tönen. Acko von Holm sprang neben Dabrel und rief: „Lächerlich sind unter Männern solche Worte. Sollen wir, erfahrene Krieger, uns von einem Knaben leiten lassen, noch dazu, weil er Kaupos, des Abtrünnigen Sohn ist? Was hat er für uns Liven gethan, um so große Ehren zu verdienen?" „Er hat mehr geleistet für uns und unsere Sache als Du und ich, Acko von Holm“, entgegnete Dabrel. „Seht her! Kennt Ihr dies Siegel und jenes, und hier dies dritte?" Neugierig drängte man näher heran, und einige riefen: „Das ist das Zeichen des großen Slavensfürsten auf der Burg Gercike an der oberen Düna“, und ein anderer sagte: „Dies ist das Wappen des Königs von Polozk, und jenes Siegel hängt Swellegat an seine Schreiben. Wer sollte diese mächtigen Männer nicht kennen? Schon oft haben wir versucht mit ihnen Bündnisse zu schließen gegen die Deutschen, aber sie haben uns abge-wiesen, noch zuletzt Dich, Acko von Holm!“ „Nun“, rief Dabrel frohlockend, „was Euch weisen, erfahrenen Krie-gern nicht gelungen ist, hier Mo, Mo ganz allein hat es erreicht. Hört, was die Fürsten sagen, und dann werdet Ihr wohl wissen, ob Kaupos Sohn für Thara und dessen Befenner etwas geleistet hat oder nicht. Wenn einer die Fähigkeit hat, schlauer zu sein als der schlaue Deutsche und sich der Gefangenschaft durch die Flucht zu entziehen; wenn er nachher für sein Volk Tag und Nacht arbeitet,

in so jungen Jahren nur an das Wohl anderer denkt, da, meine ich, ist doch der rechte Anführergeist in ihm!" Dabrel verlas die Verträge und die vielen lobenden Worte, mit denen die Fürsten Nlos gedachten. Brausender Beifall lohnte ihm, und immer mächtiger ertönte der Ruf: „Nlo, Kaupos Sohn, zeige Dich, sei unser Fürst!" Da trat Nlo vor. Blicke seines Auges blickte er über die wogende Versammlung. Sein Herz schlug laut vor Begeisterung und Freude. So hatte sich sein Vater doch getäuscht; er war kein unreifer Knabe, sondern ein von Thara berufener Fürst und Erretter seines Volkes. Aufrechten Hauptes stand er da, allen sichtbar. Er zog sein Schwert, und der funkelnde Stein warf feurige Lichter in die Augen der Männer im Kreise. Mehrere Stimmen riefen: „Seht, seht! Tharas Flammen schlagen aus seines Schwertes Griff. Auf! Hulldigt ihm, er ist unser Anführer!" Da trat der Greis an Nlos Seite und rief: „So Ihr Nlo, Kaupos Sohn, als Euren Fürsten anerkennen wollt, so erhebet Eure Schwerter! Die anderen Sinnes sind, behalten es in der Scheide.“ Aber keine Waffe blieb ungezückt, und tausendfältig durchbrauste der Ruf die Luft: „Nlo, Kaupos Sohn, Heil unserem jungen Fürsten!" Dann wurde es still, und der Greis sprach: „So laßt uns verfahren nach alter Sitte. Ihr, Anführer, tretet hervor, und Ihr Knechte, tragt die Gefäße mit dem geweihten Blute herbei. Da brachten sie ein Gefäß mit Blut, und Nlo dachte an seine schauernde Schwester Tio und wußte, es war das Blut des in Dabrels Haus ermordeten Krämers, aber ihn erfüllte nicht Furcht und Grausen, er fühlte nur stolze Freude. Die Anführer traten heran, tauchten die Rechte in das Gefäß, erhoben

beide Hände mit den entblößten Schwertern, wandten sich von Ilo ab ihren Leuten zu, und mit ihnen zusammen sprachen sie den Tharajschwur. Dann kehrten sie sich Ilo zu, knieten vor ihm nieder und schworen ihm in seine Hand hinein Treue und unverbrüchlichen Gehorsam, worauf der junge Fürst jedem einen leichten Schlag mit der flachen Klinge gab, um des Betreffenden Reubelehrung anzuzeigen, ihnen gebot, sich zu erheben und jedem Führer einen Kuß gab als Zeichen der Brüderlichkeit. Als der Schwur so geleistet worden war, trat der Greis auf Ilo zu und Dabrel ebenfalls, und ersterer sprach: „Die Iiven haben Dich erwählt, Du Liebling Tharas, sie haben den Eid geleistet; nun schwöre Du ihnen Treue!“ Sofort streifte Dabrel dem Neffen den Armel in die Höhe, Ilo reichte ihm das Schwert und mit der Spitze desselben rißte Dabrel eine Schramme vom Ellenbogengelenk bis zum Handgelenk, so daß das Blut herabrieselte. In einer kunstvollen Bronceschale fing der Greis das Blut auf. Ilo tauchte seine rechte Hand hinein und sprach nun seinerseits den Treuspruch, dann rief Dabrel: „Kniee nieder, daß ich Dich für mündig und für aufgenommen in den Bund der Männer erkläre!“ Ilo ließ sich auf ein Knie nieder, und Dabrel sprach:

„Als Knabe knietest Du nieder,
Als Mann erhebe Dich wieder.“

Der junge Fürst richtete sich auf, und während noch das Blut an seinem linken Arm herabrieselte, empfing er die Glückwünsche der Anführer. Er verneigte sich dankend gegen die Frauen und Mädchen, die ihn mit Blumen und Bändern überschütteten. Wehe, wenn seine

Gestalt geschwankt hätte, oder er nur einmal das lächelnde Antlitz in Schmerz verzogen hätte! Dann wäre er nicht Fürst geworden, sondern Ihara hätte ihn verstoßen. Er aber bestand die Probe, und endlich rief der Greis: „Wer hat das Recht den Fürsten zu verbinden, damit er nicht mehr sein teures Blut vergieße?“ Und Dabrel antwortete mit den dabei üblichen Worten: „Die Nächste leiste ihm den Dienst, seine Mutter; so er jedoch eine ihm verlobte Braut hat, diese!“ Da teilte sich die Menge, und vor Ilo stand Uldewe. Sie verneigte sich vor dem Fürsten und kredenzte ihm einen Becher mit Met, Ilo setzte ihn an die Lippen und leerte ihn auf einen Zug. Dann hielt er ihr den Arm hin, und vorsichtig und geschickt verband Uldewe ihm die Wunde, während der Jubelruf ertönte: „Hoch unserem Fürsten! Heil Ilo, Kaupos Sohn und seiner Verlobten!“ Als der Verband befestigt worden war, küßte Ilo das Mädchen, das nun überall als seine Braut anerkannt wurde.

Unterdessen war die Sonne gesunken, und ehe noch ihre letzten Strahlen am Himmel verschwanden, prasselte die Flamme hoch auf vom Scheiterhaufen zu Ihara. Ilo sprach mit allen; traf für jeden das rechte Wort, aber zugleich folgten seine Blicke mit wilder Begier den züngelnden Flammen, er konnte seine Ungeduld nicht zügeln. Früher als üblich, noch während das Feuer brannte, nicht glimmte, gab er das Zeichen. Da fing der Gesang an, jeder Jüngling umfaßte ein Mädchen und stellte sich hinter Ilo, der Uldewe umschlang. „Fürchtest Du Dich?“ fragte er sie leise. „D nein, mein Held“, erwiderte sie und blickte ihn strahlenden Auges an. Da erbebte

No wie im Kausch. Fest zog er die Gestalt an sich und tanzte mit ihr um das Feuer, einmal. Schneller wurde die Weise, zum zweiten Mal wirbelte das Paar um den Scheiterhaufen und nun in rasendem Tempo zum dritten Mal. Dann faßte er das Mädchen fest in die Arme und setzte mit mächtigem Sprung unter dem Jubelgeschrei aller mit Uldewe durch die Flammen.

Fünfzehntes Kapitel.

Beim Mönch Siegfried.

Zur Zeit des Tharajestes war Engelbert von Tiefenhusen, der Voigt von Treiden, mit Viezo und Hans nach Riga geritten, wo sich alle die Deutschen versammelt hatten, die in den Burgen zu Ürküll, Wenden und Holm entbehrlich waren. Noch waren die gen Deutschland gereisten Pilger und die neu zu erwartenden nicht angelangt. Da galt es die wenigen Kampffähigen zu sammeln, um die junge Stadt vor Überfällen zu schützen. Die Tharaversammlung der heidnischen Liven fand sonst später im Jahre statt, und die Christen mutmaßten einen Überfall von ihnen, ehe die Schiffe angelangt waren. In Riga bewohnten Engelbert und die Seinen Bischof Alberts Haus. An einem klaren April-Tage beschied der Ritter seinen Sohn und Viezo zu sich und jagte: „Ich habe einen Auftrag für Euch, Ihr jungen Heißsporne, denen das Hocken hinter den Mauern schon längst nicht mehr behagt. Es herrscht eine große Unruhe unter den feindlichen Liven, sie führen irgend was gegen uns im Schilde. Ich habe erfahren, daß Dein Vetter Flo zum Anführer der Liven ernannt worden ist, und daß er mit Dabrels Tochter ver-

lobt wurde.“ „Was!“ rief Viezo, „mit der leidenschaftlichen kleinen Kaze! Es geschehen Wunder und Zeichen. Die alten, kriegserfahrenen Livenhäuptlinge beugen sich unter den Oberbefehl eines Knaben, und Ylo wirbt um diejenige, die er von klein auf nicht leiden konnte, da die falsche, heftige und hinterlistige Tio stets plagte.“ „Nun“, erwiderte lächelnd der Ritter: „Ylo hat den Tharablock geschleudert und ist daher in den Bund der Männer aufgenommen und Aldewe soll „die schönste Livenmaid“ genannt werden. Aus Kindern werden Leute. Ich kenne zwei Jünglinge, denen auch bereits der Flaum wächst und die darauf brennen, sich ihrer jungen Ritterwürde im Kampfe wert zu zeigen, auch dürfte die Zeit nicht mehr allzu weit sein, wo diese jungen Köpfe sich mit Minnegedanken füllen.“ Hans brach in ein lustiges Gelächter aus, aber Viezo errötete und machte sich am Schwertgriff zu schaffen. Um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, sagte er: „Ich bin froh und dankbar, Herr Ritter, so Ihr uns endlich Gelegenheit verschafft, unser Schwert zu schwingen.“ „Und ich“, unterbrach ihn Hans, „bin glücklich, daß die arme kleine, mißhandelte Tio von ihrem Vater nach Deutschland gebracht worden ist und in unserer Familie sicher vor der Frau Dagerute und Aldewe ist.“ „Na“, entgegnete der alte Ritter, „im Holtjaten-Gau werden sie nicht mehr zu lange bleiben. Gar bald hoffe ich mein liebes Weib und die Töchter sowie Tio hier zu begrüßen. Wenn ich mit Ürküll belehnt worden wäre, säßen sie jetzt schon hier, aber ich, als Alberts Schwager, konnte mich nicht vordrängen, so bekam Konrad von Meindorp das Schloß. Mir kann's recht sein, das Land ist groß genug für andere Burgen,

auch fühle ich mich wohler, weit ab von der Stadt. Wenn's nach mir geht, so fasse ich nördlicher festen Fuß; am Mitterstrom, am Embach zu leben, sollte mir zusagen. Dann hättet Ihr armen Schluckerlein es besser. Kommen erst die Meindorpschen, die Seehausenschen und meine Frauen in diese Wildnis, so kann neben dem Kriegshandwerk auch an den Minnedienst gedacht werden. Nun aber zu meinem Auftrag für Euch! Die Priester Johann von Bechten und Volhard von Harpenstedt fällen mit etlichen Pilgern und dem Bürger Dietrich Brudegam Holz am alten Berge, reitet mit einigen Kriegern ihnen nach und seht, ob sie nicht des Schutzes bedürfen!"

Bald sprengten die jungen Ritter, von einigen Reißigen gefolgt, aus dem Thor dem alten Berge zu. Der Holzvorrat war bereits gefällt, die Arbeiter saßen rastend unter einer Föhre, nur die beiden Priester standen mit ihren Äxten in der Hand auf einem kleinen Hügel und blickten spähend umher. Als sie die Reiter vor sich sahen, riefen sie ihnen entgegen: „Gut, daß Ihr kommt, wir möchten sonst das Holz nicht ungestört auf die Flöße im Fluß verladen. Dort unten ist eine verdächtige Staubwolke sichtbar. So Ihr jedoch die Wacht haltet, will ich unsere Leute zur Eile mahnen.“ Wiezo und Hans beobachteten scharf die sich langsam nähernde Staubwolke, als sie plötzlich einen Schrei hinter sich hörten. Sie wandten sich und sahen rechts hinter einigen Bäumen ein paar Krieger heransprengen. Die Holzfäller ließen, was sie konnten, zu den Flößen, sprangen auf dieselben, stießen geschickt ab und waren mitten im Strom in Sicherheit, aber die beiden Priester und der Bürger Brudegam wurden vor den Augen der Ritter erschlagen, und beide erkannten

in den Kriegern Slaven. „Los, Ihr Leute!“ schrie Viezo, „Gott und der heiligen Jungfrau zu Ehren, wir rächen den Tod unserer Priester!“ Sie stürmten auf die Slaven ein, diese aber hielten nicht Stand, sie wandten sich in gestrecktem Lauf rückwärts. Hans, Viezo und die deutschen Krieger verfolgten sie eilig. Kaum jedoch hatten sie den alten Berg unritten, so sahen sie vor sich in der Ebene, so weit ihre Blicke reichten, feindliche Scharen, auch vernahmen sie das wüste Kriegsgeschrei hinter sich her. „Nun gilt's!“ rief Hans, „laßt uns kämpfen!“ „Nein“, entgegnete Viezo, der mehr vertraut war mit den unheimlichen Horden, die in den Augen eines Deutschen auf den kleinen Pferden sich nicht allzu kriegerisch ausnahmen, „im Kampf würden wir unterliegen, und es gilt, denen in Holm Nachricht und Beistand zu bringen. An meine Seite, Hans! Hinter uns, Ihr Leute! Nun haut nieder, was Euch angreift, hinein in den Ameisenhaufen! Wir müssen ihn durchschneiden.“ Da sausten die gepanzerten Ritter wie ein Wetter in die übermächtige Schar der Feinde und durchschnitten dieselben wie ein feuriger Keil, oder wie ein vollsegelndes Schiff, das die widerspenstigen Wogen teilt. Solchem Anprall wichen die Slaven, sie teilten sich, und durch diese Feindesgasse sprengten die Deutschen und erreichten den Waldsaum, ehe die Scharen Zeit zur Besinnung und zum Zuschlagen fanden. Jetzt erst erhob sich hinter ihnen ein wüster Lärm. „Viel Geschrei und wenig Wolle!“ rief Viezo, „haltet aus, hier rechts ab ins Dickicht! Die Kerle wälzen ihre Massen auf dem breiten Weg hinter uns her, ich aber kenne den kleinen Fußpfad, auf dem erreichen wir das Schloß Holm in kürzester Frist.“ Auf der Schloßwarte zu Holm stieß

der Wächter scharf ins Horn, als er am Dünaufer die heranstürmenden deutschen Ritter erblickte, und im Fluge wurde die Fähre, welche die Insel mit dem Lande verband, in Bewegung gesetzt. Kaum waren die Ritter und ihr Gefolge gelandet und hatten die Nachricht vom nahenden Feinde gebracht, so bestiegen sämtliche Verteidiger der Burg mit den Rigischen die Mauern, die Steinschleuderer und Bogenschützen voran. Als der Feind näher kam, erkannte man nicht nur die Slaven von der Burg Gereike, sondern auch den König von Pologz mit vielen russischen Kriegern. Sie hielten am Dünaufer, einige fällten Bäume, um einen Prahm herzustellen, eine Menge stürzte sich ins Wasser, um die Insel schwimmend zu erreichen. Viezo leitete die Verteidigung, da er besser mit der Kriegführung jener Stämme bekannt war, Hans stand an seiner Seite. „Laßt sie näher herankommen!“ rief Viezo, „so! Nun los!“ Da prasselten Steine auf die Schwimmer, und Pfeile durchschwirrten die Luft, es färbte sich das Wasser vom Blute der Feinde, und unter furchtbarem Wutgeschrei kehrte, wer am Leben blieb, zum Ufer zurück. Der erste Angriff war abgeschlagen, und als Viezo das Hin- und Herrennen am Ufer unter den Litauern und Russen bemerkte, befestigte sich seine Annahme, daß sie des Bischofs Burg unbesetzt glaubten. Nun befahl Viezo: „Spannt den Bogen straff, Ihr Leute, daß Eure Pfeile das Ufer erreichen; schießt zu gleicher Zeit, damit die Horden übersät werden mit unserem Geschoss, ich glaube, wir jagen sie ohne Ausfall unsererseits mit dem Schrecken davon. Sie dachten sich's leicht, das leere Nest zu bezwingen.“ Der Pfeilregen der Christen erweckte am Ufer einen großen Schrecken. Ohne die Pferde zu be-

steigen stürzten die Scharen rückwärts, selbst der König und sein Gefolge flohen eilends Düna aufwärts. Die Sonne sank. Für diesen Tag war kein Überfall weiter zu befürchten, ja Viezo, Hans und einige Krieger fuhren hinüber und brachten die zurückgelassenen Pferde, Schwerter, Äxte und Speere in die Burg. Dann begaben sich die beiden Freunde hinaus in den Birken- und Erlewald. Der Mond erfüllte die grünschimmernde Frühlingserde mit ihrem Licht, und Viezo verfolgte einen kleinen Pfad, der ihn zur Holmschen Kirche führte. „Ich muß heute noch den Mönch Siegfried besuchen, Hans, er ist alt und hinfällig, und wer weiß, wann ich wieder herkomme, oder ob die wilden Horden von heute nicht morgen wieder kommen und uns den Garaus machen!“ „Ach“, erwiderte Hans, „ich wollte, sie machten es uns nicht so leicht. Das war heute doch nur so ein Fernkampf, und ich möchte ringen, so wie Du damals in der Klosterchule, Brust an Brust, Aug' in Auge, man könnte doch seine Kraft einmal gebrauchen.“ „Mit den gräßlichen, schmutzigen Slaven kämpfe ich lieber aus der Entfernung“, entgegnete Viezo lachend. „Ach was!“ jagte Hans, „Du bist wählerisch, die Slaven sind Dir zu unsauber, die Liven stehen Deinem Herzen zu nah, die Deutschen hoffe ich auch, gegen wen willst Du Dein Schwert ziehen?“ „Gegen jeden Schurken!“ entgegnete Viezo. „Ja, wenn man den nur sofort einem Menschen ansehen würde! Außerdem sind mir edle, tüchtige Krieger lieber. Das Schwert für Ebenbürtige, die Peitsche für die Schurken!“ „Schön, aber, Freund Hans, brülle Deine Überzeugung nicht so laut in den Wald, ein Aho von Holm könnte uns hören, und der trifft lieber von hinten mit dem Messer bei Nacht;

ich ziehe den Kampf bei Tage vor, wenn denn schon gekämpft werden muß.“ „Nun, ich meine, dazu sind wir doch da, wir Ritter“, versetzte Hans, „der Krieg ist was herrliches, da lebt der Mensch, da ist er sich seiner Kraft, jedes Sinnes, jeder geistigen und körperlichen Fähigkeit erst bewußt.“ „Der Kampf ist eine traurige Notwendigkeit“, entgegnete Viezo ernst, „ich vertauschte gern das Schwert mit dem Pflug.“ „D, dann doch lieber mit dem Herrscherstab“, meinte Hans, „Du bist zum Befehlen geboren. Ei, wie heute dem jungen Anführer die Worte kurz und bündig zu Gebote standen! Da gab's keine Unklarheit, kein für und wider.“ „Nun sind wir vor der Holmschen Kirche, Hans, spare Dein Lob, denn Du wirst jetzt einen Mann kennen lernen, der dessen würdiger ist. Der Mönch Siegfried ist mein Held. Ohne Schwert, ohne Rüstung, ohne Ehrfucht hat er sich unter die tückischen, feindlichen Liven gewagt und seine Heilands- und Nächstenliebe hat gesiegt. Hier, unter den Augen des heftigsten Christengegners, Acko von Holm, hat er gelebt und gewirkt, gelehrt, getauft, überwunden, und die Liven der Insel sind bis auf ihren Anführer Christen und treue Anhänger der Deutschen geworden; für ihren Priester gehen sie durchs Feuer.“ „Wie mag Acko das Mönchlein hassen, das ihm ohne Blutvergießen das Scepter entwandt hat! Wie kommt es, daß er noch am Leben ist? Ich denke, Acko und seinesgleichen scheuen keinerlei Mittel, unbequeme Leute aus dem Wege zu schaffen.“ „Ja, sein Gott hat ihn beschützt. Wie oft ist er angefallen worden, aber jeder Schandplan ist zunichte geworden, durch die merkwürdigsten Umstände und Verkettungen ist er stets jeder Gefahr entronnen. Seine Gemeindeglieder halten

ihm für einen Heiligen, den die Engel schirmen und ihn durch Wunder aus jeder Lebensgefahr retten, er selbst sagt nur: „Mein Leben ist in Gottes Hand, ohne seinen Willen wird kein Mensch, keine irdische Macht es mir verkürzen!“ aber sieh und höre selbst!“ Vor ihnen im Mondlicht stand neben der Kirche ein Häuschen. Als die Freunde näher traten, sahen sie auf dem Platz vor dem Gebäude viele Gestalten stehen, Weiber mit Säuglingen im Arm, Männer, Knaben und Greise. Still und ernst standen sie vor der Hausthür. Von Zeit zu Zeit wurde dieselbe von innen geöffnet, dann traten einige Leute heraus, und andere gingen hinein, wortlos und leise. Verwundert sahen die Freunde dem Treiben zu, dann fragte Viezo auf livisch: „Was geht hier vor?“ Ein Weib, das er angeredet hatte, fuhr sich mit der Hand über die Augen und erwiderte: „Ach Herr, unser Vater ist sehr krank, er sagt, er wird sterben, und wir sind gekommen, ihn noch einmal zu sehen und uns von ihm segnen zu lassen.“ „Wie kommt es, daß wir in Riga und hier auf der Burg nichts davon gehört haben, wer pflegt ihn denn?“ „O Herr, wo Liebe ist, da ist ein Auge; wo ein Kranker ist, da ist eine Hand. Der Mönch Siegfried ist nicht verlassen, wir pflegen ihn Tag und Nacht; denn er hat uns lieb gehabt, und er sagte, wir sollten nicht vor seinem Tode Boten zum Herrn Bischof oder ins Schloß schicken, er wolle in unsrer Mitte sterben, wie er unter uns gelebt habe, in der Stille.“ Viezo und Hans traten an die Thür, sie war nur angelehnt, und ungehindert gingen sie ins Haus. Der Rauch, in dem sie sich befanden, war die Küche. Auf dem Herde brodelte der Wasserkessel, und ein alter Mann trat eben aus einer halb offenen Thür,

auch hier, beleuchtet vom Kienispahn, standen und saßen Liven. Der Alte ergriff einen neuen Pergel und ersetzte damit den verglimmenden. Ein Mann fragte: „Wie geht es dem Väterchen, dürfen wir ihn sehen?“ „Er schläft, wartet ein wenig.“ Viezo und Hans gingen hinter dem Alten in die Stube. In einem Armsessel am Kamin saß Siegfried, der Mönch, ein kraftloser Greis, ein Sterbender, aber auf seinen Zügen lag ein so tiefer Frieden, daß von Todesnot und Todeskampf nichts zu spüren war. Viezo war vor ihm niedergekniet, und küßte die Hand seines alten Lehrers. Der Mönch öffnete die Augen, und als er anstatt der bäuerlichen Liven einen Ritter vor sich sah, fragte er leise: „Wer seid Ihr, Herr?“ „Ich bin Viezo, Azzos Sohn, den Ihr in der Christenlehre unterwiesen und getauft habt, mein ehrwürdiger Vater.“ Da lächelte der Greis, richtete sich ein wenig in die Höhe und fragte: „Viezo, mein Sohn, wie kehrt Du zurück zu mir? Ich habe viele Liven getauft, aber mancher hat sich des heiligen Glaubens nicht würdig gezeigt.“ „Ich danke Euch mein höchstes Gut, mein Vater, meinen Christenglauben. Ich ging von Euch, ein christlicher Knabe, ich kehre zurück, ein christlicher Mann und Ritter, segnet mich und meinen Freund Hans von Tiefenhufen!“ Der Greis erwiderte: „Das ist ein deutscher Name, ich habe Engelbert von Tiefenhufen aus Holtzaten gekannt.“ „Ich bin sein Sohn“, sagte Hans, „segnet auch mich, ehrwürdiger Vater, der Ritter Engelbert von Tiefenhufen und Ihr seid ins Land gekommen, um den Christenglauben und das Deutschtum zu verbreiten, gebt mir dazu Euren Segen!“ „Nicht mit dem Schwert, mein Sohn, nicht mit Blut, mit Liebe schreibt diesem Lande die christlichen Gesetze vor. Die Liebe siegt.



Ihr seid ein Freund des Liven Viezo, meines Schülers? So ist's recht, haltet zusammen. Hand in Hand, nicht Faust gegen Faust, nur so kann unser großes Werk hier im Marienlande gelingen. Gott und die heilige Jungfrau" er kam nicht weiter, sein Haupt sank auf die Brust, die Augen schlossen sich zum Schlummer. Als sich die Freunde erhoben und näher herantraten, sahen sie, daß seine Seele bereits entflohen war. Sie sprachen ein Gebet. Der alte Pfleger des Mönches blieb schluchzend neben dem Armstuhl liegen. Die Freunde traten in die Küche und verkündeten den Harrenden den Tod Siegfrieds. Die Nachricht verbreitete sich vor dem Hause, und weinend und schluchzend drängten die Leute in das Sterbegemach. Leise entfernten sich die Freunde durch den Wald, und Hans sagte: „Du hast recht, ein solches Leben ist auch des Lebens wert, aber es gehört ein größerer Held dazu, als wir sind, es muß ein Heiliger sein.“ Am folgenden Morgen gingen Hans und Viezo wieder zur Holmischen Kirche, um der Beisetzung des Mönches beizuwohnen. Vor dem Gotteshaus standen Livenjahren in festlichen Gewändern und sprachen lebhaft mit einander. Als die Freunde näher kamen, trat ein Live auf sie zu und sagte: „O Herr, ein großes Wunder ist geschehen. Wie wir heute in der Frühe unseren heiligen Verstorbenen in den Sarg legen wollten, bemerkten wir, daß wir die Bretter zu kurz genommen hatten. Wir sahen uns nach Holz um, um den Sarg zu verlängern. Als wir mit Brettern und Nägeln zurückkehrten zur Leiche, da hat der Herr den Sarg selbst vergrößert, also, daß der Mönch Siegfried ein gutes letztes Bett hat.“ So begrub man in Holm den Mönch Siegfried, den Verkünder des Evangeliums.

Sechzehntes Kapitel.

Wie der Waldkönig von Holstaten in Treiben heimisch wird.

Engelbert von Tiefenhusen wollte seine Familie erst ins Livenland rufen, wenn er ihr eine sichere Heimat gewähren konnte. Daran war aber bei den Umständen der Liven und den vielen anderen Gefahren noch in Jahren nicht zu denken. Er sehnte sich jedoch nach seiner Frau und den Töchtern und entschloß sich endlich durch einen Boten folgenden Brief an Frau Margareta zu schreiben.

„Vielliebe Margareta,

Kund und zu wissen sei, daß es nicht mehr geht ohne Euch. Der Herd im Treibenschen ist kalt, die Zimmer öde, die Wämser zerrissen und das Leben trübe ohne Euch. Ihr werdet antworten: „Kommt zurück!“ Das geht jedoch nicht. Seitdem das Holsteinsche Gebiet in die Gewalt des Dänenkönigs übergegangen ist, kann ich es dort nicht mehr aushalten, bin zu alt, um wieder neu zu huldigen. Zum zweiten, ich werde Bischof Alberts Sache nicht verlassen. Zum dritten gefällt mir dies Land, und war ich vorher der Waldkönig von

Holtjaten, so bin ich jetzt der Vogt von Treiden, ein mächtiger Herr und freier, denn der deutsche Kaiser, wie diese Füchse von Liven sagen: ‚Der König ist weit und Gott hoch!‘ Item bleibe ich hier. Wir bauen eine kleine feste Burg hier, die soll den Namen Frede-land erhalten; im nächsten Frühling wird sie wohnlich hergerichtet für den Bischof, der aber will sie mir überlassen und für den Fall, daß er sie bewohnen will, unser Gast sein. Die Kälte im Winter braucht Ihr nicht zu fürchten, die Mauern sind dick und sorgsam gefügt, die Kamme so groß, daß Gertruta, wäre sie noch meine kleine Tochter, sich zur Sommerzeit in ihnen Kammern einrichten könnte, und die Wälder liefern schönes Holz. Hans, Wiezo und ich sind fleißige Jäger, und die Stuben werden mit Bären- und Wolfsfellen belegt. Die schönen Fuchs- und Marderfelle geben wärmende Pelze für Euch, wie sie hier nur die Fürstinnen tragen. Vor Überfällen seid Ihr hier sicherer unter meinem Schutz, als dort ohne männlichen Schutz, und einen Krieg, eine Belagerung kann man im Holtjatenischen ebenso erleben wie im Treidenischen. Darum vielliebe Frau, rüstet alles aufs beste für Eure Reise hierher im Frühling, unter Eures Bruders Schutz könnt Ihr sie getroßt unternehmen; auch werdet Ihr nicht die einzigen Weiber an Bord des Schiffes sein, denn Konrad von Meiendorps Frau und Kinder kommen dann auch ins Land. Küßt die Mädchen, auch die kleine bleiche Dio. Ihr Vater Kaupo, der wieder zurückgekehrt ist aus Rom, ist mein treuer Ratgeber für alles, was ich hier noch nicht kenne. — Seine Burg aber wird ihm immer noch von seinem Weibe und seinem Sohne vor-

enthalten, und obgleich es ihm widerstrebt gegen die beiden die Waffen zu gebrauchen, so werden wir doch einmal dreinschlagen müssen, damit die Sache in Ordnung kommt. In Treue und Liebe erwartet Eure Antwort Euer getreuer Hausherr

Engelbert von Tiefenhufen."

Es dauerte lange Zeit, ehe der Ritter auf dieses Schreiben eine Antwort erhielt, und dieses Warten stimmte ihn unruhig. Er kannte Frau Margaretas festhaltenden Sinn und wußte, daß sie immer darauf gehofft hatte, den Gemahl wie so viele andere Pilger und Ritter in die Heimat zurückkehren zu sehen. Wenn sie sich weigerte seinem Ruf zu folgen, würde dann Uneinigkeit ihr beiderseitiges glückliches Leben trüben? Würde Frau Margareta handeln wie hier im Livenslande Frau Dagerute, die Raupo das Leben verbitterte? Engelbert verwarf alle diese Gedanken als thöricht, aber als die Antwort endlich kam, als Hans mit dem Ruf ins Gemach stürzte: „Heia! Hier ist die Briefftasche aus Bremen“, da zitterten zum ersten Mal dem Ritter die Hände, und Viezo und Hans mußten ihm helfen die Schnallen und Siegel des Ledersacks zu öffnen. Dann trat er mit dem Brief seiner Frau in die Fensternische und las, und schon nach der ersten Zeile rief er frohlockend: „Viezo, Hans, sie kommen! Mit dem ersten Schiff im Frühling dürfen wir sie erwarten. Ei, wird das ein Leben werden! Nun gilt's ihr Jungen, nun wollen wir das Haus zurichten, daß es den Frauen heimisch werde!“

So wurde eifrig gebaut, und die Burg erhob sich mit einem stattlichen Turm. Innen wurde eine andere Ein-

teilung vorgenommen als im Holtzlatenschen. Dort waren mehrere Einzelbauten, das Herrenhaus, das Frauenhaus, die Küche, jedes war ein Gebäude für sich, alles umschlossen von den Mauern, den Gräben und Wällen, bewacht vom viereckigen Wartturm. Hier umfaßte ein Haus alles bis auf die Scheunen und Ställe und Knechtsräume. Der Turm stand zwar abseits von der Burg, war jedoch mit dieser durch einen festen Gang verbunden. Das Wohnhaus hatte mehrere Stockwerke. Unten war die Halle, rechts davon die große Küche, dahinter Wirtschaftsräume, links die Waffentammern. Die Stube mit den Rüstungen hatte eine Thür zum Gang, der auf die Wendeltreppe des Turmes führte. Außerdem barg diese letzte Kammer im Fußboden eine Fallthüre, die nur dem alten Ritter, Viezo, Hans und drei deutschen Knechten bekannt war. Öffnete man diese Thür, so gewährte man eine Steintreppe, die in einen tiefen Keller führte. Durch eine verborgene Pforte, welche auf den Druck einer geheimen Feder aufsprang und wieder ins Schloß fiel, gelangte man in einen gemauerten unterirdischen Gang, der in eine Höhle mündete, die sich unmittelbar über dem Wasserspiegel der Na erhob, nur vom Fluß aus zugänglich war und durch eine starke Thür verschlossen wurde. Erlen- und Weidengebüsch, sowie Schilf verbargen dieselbe in der warmen Jahreszeit vollständig vorüberfahrenden Rähnen, und damit dies auch im Winter der Fall sei, hatte Engelbert auf den winzigen Streifen Ufer Wachholder und Tannen gepflanzt und die Thür mit Moos beschlagen. In diesem Gang waren an den Seiten kleine, schmale Böte aufgestellt, in denen je zwei bis drei Personen Platz finden konnten. Außerdem Ruder und Werkzeuge, Strickleitern, Feuerzeug, auch Schnee-

befen, Spaten, Eisenftangen. Von hier aus konnte man bei drohender Gefahr über den Fluß rudern oder ihn im Winter überfchreiten. Am andern Ufer trat dichter Urwald bis ans Waſſer heran, und nur der Ritter und ſeine Getreuen konnten den ſchmalen Pfad finden, der immer durch den Forſt führend den Windungen der Aa folgte und über Cubbeſele zur Fährre nördlich Dünamünde ſich richtete. Damit hatte ſich jedoch der fürſorgliche Ritter nicht begnügt. Auch hier hatte er von ſeinen Leuten einen Keller graben und mauern laſſen, in dem ein Boot und auch ein leichter Holzſchlitten verborgen waren, damit man unabhängig von der Fährre nach Dünamünde hinübergelangen konnte, wo das Kloſter des heiligen Nikolaus einen ſicheren Zufluchtsort bot und von wo aus man zu Schiff Riga erreichen konnte. So ſorgte der Ritter für die Sicherheit der Frauen, und in der Burg ſuchte er alles, ſo viel wie möglich, der Burg Tiefenhuſen ähnlich einzurichten. Im erſten Stock lag der Eßſaal, in deſſen tiefen Fenſterniſchen man wieder Spazenneſter einrichten konnte und von wo aus der Blick über die hügelige Landſchaft, den Fluß und die Wälder hinſchweifte. An den großen Speiſeſaal ſchloß ſich ein Empfangsraum für den Biſchof, und dahinter einige Gemächer für denſelben und andere Gäſte. Links von der Steintreppe, dem Eßraum gegenüber, hatte Engelbert für ſich und die jungen Ritter Räume herrichten laſſen. Der zweite Stock gehörte den Frauen. Da befand ſich die helle Spinnſtube, die kleine Hausapotheke, die Kammern der Mädchen, der Hausfrau und die Kammern der Dienerinnen. Im erſten Burghof war ein zierlicher Blumengarten angelegt und rechts vom Wohnhauſe erhob ſich eine ſchöne Kapelle.

Es war alles zur rechten Zeit fertig, und Engelbert durchschritt mit Hans und Viezo nochmals alle Räume, ehe er am folgenden Tage nach Riga fuhr, um die Frauen zu erwarten. Sie standen oben im großen Frauengemach, und der Ritter blickte sich prüfend um. „So weit wäre alles in Ordnung. Der Kamin ist geräumig, die Fensterplätze hell und behaglich mit den Polsterbänken und Felldecken. Für die Abende der gemütliche Sessel für meine Hausfrau auf der schwarzen Bärenhaut und daneben die Holzbänke für die Mädchen, auch die Spinnräder sind schmuck und zierlich, aber fremd sieht noch alles aus, als fehlte noch irgend was.“ „Ich weiß, was hier not thut“, sagte Viezo, „dort am Fenster müssen Annas Rosmarin- und Veilchentöpfe stehen, und dort an der Wand wird ihre Laute mit dem blauen Bande hängen, auch gehört in jene Ecke Gertrutas Harfe und zwischen die Fenster das Eichenbrett mit den Büchern. Am Feuer müssen der große Kater schnurren und die Bratäpfel prasseln. Die Spinnräder jurren, und Frau Margareta erzählt eine Rittersage, oder Anna eine Legende, oder Gertruta singt das neueste Lied Walthers von der Vogelweide, und Tio erzählt ihnen vom Kalewe Poieg. Das alles fehlt noch, Herr Ritter.“ Da lachte Engelbert und rief: „Der Knabe hat Augen und weiß sie zu gebrauchen, und eine Zunge hat er auch und weiß sie zu bewegen; aber vollkommen war Dein Bild noch nicht. Zuweilen werden auch wir Zutritt haben in die Spinnstube; dann erzählt Viezo von Wammemuine, dem alten Estendichter, und Hans schildert seine letzte Bärenjagd, und ich knacke Küsse, trinke Met und lache über Gertruta. Nun aber auf nach Riga!“

Dhne Überfall erreichten die Ritter und ihr Gefolge
Girgensohn, No.

die Stadt, aber in derselben ging es unruhig her. Man hatte in der Nähe Litauer gesehen. Am anderen Morgen standen Viezo und Hans auf dem eben abgesteckten Marktplatz, als plötzlich vom Fluß her Pferdegetrappel hörbar wurde. Viele Bürger traten neugierig vor die Thüren, und heran ritt ein vornehmer Litauer in prächtigem Gewande, von einem stattlichen Gefolge begleitet. Viezo sagte: „So ich ihn recht erkenne, ist es der reiche Swelgate. Was mag der wollen?“ Swelgate ritt auf einen Bürger mit Namen Friese zu und redete ihn an, der verstand jedoch seine Sprache nicht. Viezo trat heran und dolmetschte des Fürsten Bitte um einen Trunk Met. Bereitwillig brachte Friese den Trunk in einer Schale und reichte sie dem Reiter. Weil aber Friese ein alter Mann war, und er sich recken mußte, um die Schale Swelgate hinauf zu reichen, so zitterten seine Hände, so daß etwas Met über den Rand der Schale spritzte. Swelgate trank, dankte und ritt langsam weiter, indem er seinem Nebenmanne auf litauisch einige Worte zurief. Als alle Reiter durch die Kalkpforte verschwunden waren, so sagte Viezo zu Hans: „Deine Mutter, Deine Schwestern und Tio werden nicht in friedlichen Tagen hier landen, entweder sie müssen jetzt gleich kommen, oder es wäre wünschenswert, die Reise verzögerte sich; denn dieser Swelgate hat schlimme Absichten, er sagte: ‚Seht, wie die Hände des Deutschen zitterten, als sie uns Met reichten? Sie hatten von unserer Ankunft durch ein fliegendes Gerücht gehört, und deshalb können sie noch nicht aufhören vor Furcht zu zittern. Für jetzt nun wollen wir die Zerstörung der Stadt verschieben; wenn wir aber die Gegenden, nach welchen wir ziehen, erreicht haben, so wollen wir, nach-

dem wir die Menschen gefangen und getödet haben, ihr Dorf vertilgen. Denn kaum wird des Staubes dieser Stadt genug sein für die Faust unserer Leute.' Laß uns zu Deinem Vater reiten. Was wird nun geschehen, wo der Herr Bischof und die Pilger noch nicht zurück und die Ritter in den verschiedenen Burgen zerstreut liegen? Riga hat noch nie eine geringere Streitmacht gehabt als jetzt. Ich wollte wetten, dahinter steckt Olo." „Nun, so sei zufrieden, daß wir zur rechten Zeit kamen. Womit könnten wir besser unsere Tage ausfüllen als mit einem Kampf gegen diese merkwürdigen Kerlchen auf ihren kleinen Pferden?" „O, außer mit den merkwürdigen Kerlchen werden wir sicher mit Olo und seinen Liven und den Holmschen zu thun haben, und das könnte nicht zu unserer Freude enden. Doch komme zum Vater." Engelbert von Tiesenhusen war nicht erfreut wie sein Sohn über Viezos Nachricht. Er berief die Hausgenossen aus des Bischofs Wohnung, die wenigen Ordensritter, die zur Zeit anwesend waren, und Konrad von Meiendorp aus Ürküll. Letzterer nahm die Botschaft leichter auf und meinte, man hätte wenig zu befürchten, die Wege lägen noch voll Schnee, der, stark im Tauen begriffen, das Reiten erschwerte, und Swelgate sei als ruhredig und großmäulig bekannt. Am anderen Morgen jedoch erschien ein Sempallischer Ältester in Riga, und bestätigte die Worte, welche Viezo gehört hatte. Er forderte die Deutschen auf mit ihm und seinen Kriegern vor die Stadt zu ziehen, den Feinden auf dem Rückzuge den Weg zu verlegen und sich ihrer zu entledigen, ehe die Liven aus Treiden sich mit ihnen verbunden hätten. Weder Engelbert noch Konrad von Ürküll schenkten dem Sempallischen Ältesten Westhard unbedingtes

Vertrauen. Sie forderten Geiseln, dann erst wollten sie sich entschließen, mit dem Semgallen gegen die Litauer zu ziehen. Auf diesen Vorschlag ging der Mann freudig ein, und schon nach zwei Tagen kam er mit einem zahlreichen Heer vor die Thore der Stadt und übergab dieser als Treupfand die geforderten Geiseln. Kundschafter spürten die Wege der Litauer aus, und so erwarteten die Deutschen und Semgallen den Feind zwischen Riga und Treiden. Endlich nahte der Zug, der schier ohne Ende zu sein schien, denn wegen des schlechten Weges gingen die Litauer zu Fuß, einer hinter dem anderen, und etwa tausend Gefangene in ihrer Mitte. Als sie im Schnee vor sich Fußtapfen von anderen Kriegern sahen, blieben die ersten stehen, so daß die letzten und die Gefangenen herankamen und sich zu einem Keil sammelten. Die Semgallen fürchteten sich über alle Maßen und wollten lieber einen sicheren Hinterhalt suchen, aber Konrad von Ürküll, Viezo und Hans konnten ihre Ungeduld nicht länger zügeln. Während Engelbert Besthard und seinen Leuten Mut zusprach, stürmten die drei Ritter, gepanzert auf gepanzerten Rossen, mit eingelegter Lanze in den Knäuel der Feinde hinein. „Los! Hans“, schrie Viezo, „bleibe an meiner Seite, wie beim Turnier rennen wir sie um. So! Nun das Schwert!“ Sie sind geblendet durch unser Panzerhemd. Was doch Vergoldung thut! Wahrhaftig, sie geben Fersengeld! He, Du kleiner schwarzer Teufel, dieser Pfeil war für mich bestimmt, hier traf er meinen Schild!“ Nun folgten die Semgallen dem Beispiel der Deutschen, und die Feinde wurden gänzlich vernichtet, über 1200 getödet, die Zahl der Gefangenen war groß, und den Deutschen fiel eine unermessliche Beute zu. Freudig begrüßten die Ritter sich

auf dem Schlachtfelde, denn keiner von ihnen war gefallen. „Wenn ich nur wüßte“, rief Wiezo, „wo der große Swelgate geblieben ist! Ich sah ihn im Schlachtgetümmel auf seinem Wagen, aber es gelang mir nicht bis zu ihm durchzudringen!“ „Fürs erste“, entgegnete Hans, „wird er es nicht mehr wagen, seine häßlichen kleinen Teufel gegen deutsche Ritter zu schicken. Tapfer sind diese Litauer nicht, aber unheimlich geschickt. Wenn ich meinte einen von ihnen in meiner Gewalt zu haben, warf er sein Pferdchen herum und entwich, oder er machte einige Seitenwendungen und entschlüpfte. Ja“ — und bei der Erinnerung lachte Hans hell auf — „einer war so feck und wollte, während ich das Schwert erhoben hatte und mich seitwärts zu ihm herabzog, unter demselben durchjagen. Der Spaß war kostbar, ich denke: wer zuletzt lacht, lacht am besten, aber mit dem Schwert wollte ich das tapfere Fückslein nicht schlagen. Blitzschnell faßt meine Linke die Waffe, und mit der Rechten friege ich den Litauer am Kragezipfel zu packen und zerre ihn in die Höhe. Sein Kößlein jagt unter ihm davon, und er zappelt mir in der Hand wie ein Frosch. „Quakst Du wie ein Fröschlein“, rief ich ihm zu, „sollst Du auch wie solch' einer springen. Damit schleuderte ich ihn in einen Haufen Litauer, die in eiligster Flucht daherrannten, hinein. Wie ein Stein fiel er unter sie und entschwand meinen Blicken.“ Die Ritter lachten, Konrad von Urküll rief: „Schade, daß der Swelgate entkam! Er ist ein ehrgeiziger Fürst, und seine Niederlage wird er nicht verwinden. Er wird sich mit den Russen verbinden, Mo, der Live, wird ihn, wie eben jetzt geschehen ist, den günstigen Augenblick melden, um uns zu überraschen, und ob wir uns immer so wehren

können wie heute, ist zweifelhaft.“ Es entstand plötzlich ein großer Lärm unter den Semgallen, viele drängten einem Manne entgegen, der über die Ebene hergeschritten kam und mit seinem Speer winkte. Jetzt erreichte er die Semgallen, die in Jubelrufe ausbrachen, er aber drängte sich durch zu den Deutschen, und Hans bemerkte, daß der Mann des Bischofs Knecht, Dieter Schilling war. Auf seinem Speer steckte das Haupt eines Litauers. Er trat triumphierend vor den Ritter Tiefenhusen und hielt ihm den Speer hin. Konrad Meiendorp aber rief: „Das ist Swelgates Kopf. Nun haben wir Ruhe vor den Litauern.“

Engelbert und Hans saßen beim Morgenimbiß in des Bischofs Haus, als Viezo hereintrat. Er schwenkte sein Barett und schrie: „Das Schiff ist in Sicht, sie kommen!“ Wie ein Wettersturm war er schon wieder hinaus, und Hans, der bedächtige, eilte ihm nach im Hauswamms, ohne Schwert, ohne Barett. Auch Engelbert folgte und griff nur schnell nach dem Mantel und der Waffe seines Sohnes, indem er murmelte: „Ist der Knabe von Sinnen? Hat er hier unter den Liven schon deutsche Ritterfitt so weit vergessen, daß er so die Frauen begrüßen will? Hier, Dietrich, tragt dies dem Junker nach zum Dünaufer!“ Der Knecht sprang hurtig herbei, denn auch er trug Verlangen seinen Herrn, den Bischof, landen zu sehen. So eilten Ritter Engelbert und Dieter Schilling zum Fluß. Hier vor der Schaalspforte hatten sich die Bürger der Stadt versammelt, auch die Frauen waren nicht daheim geblieben. Der Handwerker hatte seine Hantierung, der Kaufmann seinen Laden, der Mönch seine Zelle verlassen. Die Krieger sammelten sich um ihre Anführer; immer wieder kam einer herzugelaufen, und wenn Swelgate oder

die Liven jetzt die Stadt aufgesucht hätten, so hätten sie leichtes Spiel gehabt. Eben trat der Herr Stadtvogt aus dem Thor, nun naheten die Priester, allen voran Alberts Bruder, Theoderich. Alles wandte sich ans Flußufer. Kaupo und seine Livenschar drängte sich durch die Menge, er wollte Tio empfangen. Seit langer Zeit zum ersten Mal sah sein Antlitz heiter aus, und mit Sehnsucht hefteten sich seine Augen auf die weißen Segel des näher kommenden Schiffes, von dessen Mast die bischöfliche Fahne wehte. Andere Schiffe folgten dem stattlichen ersten, aber alle Augen richteten sich doch auf dieses. Nun war der große Augenblick, wohl der größte im Jahre für die kleine, weltentrückte Kolonie, da. Das Schiff warf seinen Anker aus, die Planke wurde vom Bord ans Land geworfen, und die Verbindung war wieder einmal hergestellt nicht nur mit dem deutschen Fahrzeug, nein, mit dem deutschen Mutterlande. Aller Herzen schlugen höher, viele Augen wurden feucht, manches Dankgebet stieg zu Gott, der die Reisenden glücklich bis hierher gebracht hatte. Die Stadtkrieger und bischöflichen Knechte hielten den Zugang gesperrt, um den Bischof vor allzu heftigem Gedränge zu schützen. Hans sah auf dem Schiff seine Mutter stehen, da war's mit seiner Geduld zu Ende. Er nahm einen kleinen Anlauf, und ehe die Menschen begriffen, was er vorhatte, setzte er mit einem Sprunge über den Wasserstreifen weg auf das Schiff. Unbekümmert um den Bischof, der lächelnd den kühnen Springer musterte, um die lauten Rufe der Bewunderung, die ihm folgten, um das angstvolle Kreischen der Weiber, sieht er nur eine Gestalt, seine Mutter, hört nur eine Stimme, die vor Bewegung zitternd ihm entgegenruft: „Mein thörichter wilder, lieber Junge!“

Er sinkt in die Kniee und umflannert Frau Margareta; sie beugt sich über ihn und streichelt und küßt ihn und zieht ihn in ihre Arme. Nicht minder eilig setzte der Ritter Engelbert seinen Weg fort. Rücksichtslos schob sich seine große, breite Gestalt durch die Menge. Nur von Zeit zu Zeit fragte der Atemlose den, den er soeben beiseite geschoben hatte: „Hat's schon angelegt? Ist's in Sicht? Die verdammte Sonne flimmert auf dem Wasser, daß ich nichts sehen kann. He! junger Mann, ist der Segler im Hafen?“ „Nun“, entgegnete der Gefragte, „wenn er's Euch nachthut, Herr, sicher!“ Schallendes Gelächter belohnte den Witigen, aber der Ritter hatte weder Zeit mit einzustimmen, noch dem Betreffenden einen Extrarippenstoß für sein loses Maul zukommen zu lassen. Endlich langte er am Steg an, die Wache stehenden Krieger kreuzten auch vor ihm die Waffen, aber seinem Sohne gleich war Engelbert nicht in der Stimmung sich durch solche Hindernisse aufhalten zu lassen, denn auch seine Blicke hatten auf dem Deck Frau Margareta erkannt. Ohne dieses Ziel aus den Blicken zu lassen, faßte er rechts und links kräftig nach den ihn hindernden Speeren und brachte nicht nur sie, sondern die beiden Träger derselben zu Fall, er setzte über sie weg und lief in großer Eile über das Brett. Da nun Bischof Albert eben vom Schiff aus den Steg betrat, und Ritter Engelbert nur seine Frau sah, geschah es, daß letzterer mit voller Kraft gegen den Bischof rannte. Dieser hielt den Anprall aus, bewegungslos wie ein Fels stand die hohe Gestalt, den großen starken Tiesenhufen um Haupteslänge überragend. Er umschlang den Schwager herzlich und rief: „Ei, ei, Schwäher, ich rechne Euch die löbliche Eile hoch an, mit der Ihr Euch bestrebt, mich zu

begrüßen. Ist man denn so froh im Livenlande, mich wiederzusehen?" Engelbert schüttelte dem Bischof die Hände und erwiderte: „Es ist wahrlich die höchste Zeit, daß Ihr wiederkehrt. Wie Verschmachtende haben wir Eurer geharrt.“ „Meiner“, entgegnete Albert scherzend, „meiner, Engelbert, oder nicht vielmehr der Schätze, die ich Euch mitbringe?“ „Eure Fürsorge hat uns gefehlt. Eure Huld wird auch im fernem Mutterlande unsrer gedacht haben, und die Schätze, so Ihr uns bringt, sind edler Sinn, Tapferkeit, Frömmigkeit und Klugheit. Wir danken Gott und allen Heiligen, daß Ihr uns wiederkehrt. Das Häuflein der Christen freut sich den Bischof zu schauen. Das Land, die Stadt hat ihren Vater wieder!“ „Nun“, rief Albert, „wenn der treffliche Ritter so gewandt das Wort zu führen weiß, wie sonst sein Schwert und kürzlich erst die Fäuste, da muß ich mich auf einen herrlichen Empfang vorbereiten. Euch aber will ich zu denen entlassen, die nach Eurem Anblick schon lange sich sehnen.“ Engelbert bestieg das Deck und hatte bald seine Frau und seine Töchter in den Armen. Die an Bord anwesenden Mönche, Priester, Ordensritter folgten dem Bischof. Als dieser das Land betrat, hob das Glockengeläute in der Stadt an, und die Menge am Ufer sank in die Kniee, voran die Geistlichen, die Chorfnaben, die Priester mit dem Allerheiligsten. Albert überschaute bewegten Herzens die Knieenden, hob die Hände und segnete die Christenschar, die hier am Rigebach so sorgenvoll seiner Rückkehr geharrt hatte. Er begrüßte seinen Bruder Theoderich, den Stadtvogt und Kaupo, dem er sagte: „Da kommen die edlen Frauen ans Land; nun erkennet Eure Dio.“ Er staunt blickte Kaupo auf Frau Margareta und die drei

Mädchen ihr zur Seite. Wo war seine Kleine? Konnte jenes schlanke deutsche Burgfräulein sein Kind sein? Ja, das waren Tios Augen, ihr schwarzes Haar, ihr Lächeln, und jetzt lag sie in seinen Armen. Am Abend dieses Tages saß Frau Margareta mit ihrem Gemahl an einem Fenster der Bischofsburg und blickte hinab auf die Johannisgasse. Dieselbe war festlich durch Fackeln erhellt, welche die Bürger, um die Rückkehr ihres Bischofs und die Ankunft der neuen Pilger zu feiern, vor ihren Hausthüren aufgestellt hatten. Im Gemach saß Albert mit Kaupo und Konrad von Urküll, am zweiten Fenster standen Anna, Gertruta, Tio, Hans und Viezo ebenfalls versunken in den Anblick des fremdartigen Treibens draußen. Der Bischof ließ sich den letzten Einfall der Litauer erzählen und sagte, nachdem er nachdenklich vor sich hingesehen hatte: „Ich fürchte, Kaupo, wir werden nicht mehr Milde walten lassen dürfen, Du wirst gegen Dein eignes Schloß ziehen müssen; denn daselbe und Dabrels Sattesele sind der Herd dieser neuen Unruhen, es widersteht mir gegen Knaben wie Ylo, Schuste wie Dabrel, und Frauen wie Dagerute und Aldewe zu Felde zu ziehen, besonders da es Deine Angehörigen sind, aber ich sehe kein anderes Mittel dies arme Land vor Überfällen zu schützen, und mehr denn je brauchen wir Ruhe zum inneren Ausbau der Stadt.“ „Herr“, entgegnete Kaupo, „vergönnt, daß ich Euch eine Bitte, eine Frage vorlege, die mir schon lange das Herz bedrückt?“ „Rede, mein Freund, und so es in meiner Macht steht, eine Antwort zu erteilen, so soll sie Dir werden“, antwortete Albert. „Ehrwürdiger Vater, jedes Land huldigt einem Fürsten, warum soll dieses hier abhängig sein von der Laune mehrerer

Herren. Wie viel leichter würden die stolzen livischen Heiden sich beugen, wenn sie von einem mächtigen König bezwungen würden, der sie alle zu einem Stamm vereinte und über sie herrschte! Wer würde es wagen dann das mächtige Livenland anzugreifen? Nicht Knaben, noch Schufte, noch Weiber, noch ein Swelgate oder ein König von Polozk. Dann würde der gepfropfte Baum hier üppig gedeihen. Die deutschen Großen würden sich mit den unjeren verbrüdern, und in wenigen Jahrhunderten hier als ein einiges deutsches Volk ein Bollwerk gegen Osten bilden, einen geachteten Bundesstaat gegen Westen.“ Albert erwiderte ernst: „Dein Volk aber, Kaupo, die anderen, Semgallen, Esten und wie sie heißen mögen, sie würden untergehen.“ „Was liegt daran?“ sagte Kaupo schmerzlich, „ich bin seit meiner deutschen Reise zu dieser Erkenntnis gekommen. Ein Volk muß auf das andere folgen, und das ist Gottes Wille, denn er führte sein Volk aus der Wüste und hieß sie kämpfen gegen die Heiden, welche das gelobte Land besaßen, und die Juden überwandten ihre Feinde, so daß dieselben untergingen. Ihr aber seid großmütiger, Ihr laßt uns alles: unser Land, unsere Fürsten und bringt uns das Christentum. Wohlan, versucht es mit uns! Wählt einen Fürsten, ehrwürdiger Vater. So wir es wert sind zu bestehen, so werden wir auch unter Eurer Herrschaft Liven, Esten, Semgallen bleiben, aber dabei Christen und Eure Unterthanen sein; wo nicht, nun, so werdet Ihr, unsre Erben, das Land zu Macht und Ansehen bringen.“ Albert erwiderte: „Für uns, Kaupo, giebt es nur eine Macht, die Kirche, und ein Gebot, die Feinde derselben zu unterwerfen und dem heiligen Vater in Rom immer neue Scharen Gläubiger

zuzuführen. Wo wir zu herrschen scheinen, da dienen wir mir unserem Gott und seinen Heiligen. Um deinen Wünschen zu entsprechen, hätte ein Heinrich der Löwe hier landen müssen, aber nicht der Bischof Albert.“ In diesem Augenblick wurde an die Thür des Gemaches geklopft und auf Alberts Ruf trat ein Page ein und meldete: „Herr, einige livische Frauen und Jungfrauen bitten um Einlaß, sie wollen Tio, ihres Fürsten Tochter, begrüßen.“ „Sie mögen eintreten“, sagte Albert und fügte, zu Kaupo gewandt, hinzu: „Armer, treuer Freund, es wird hohe Zeit, daß Du wieder ein eignes Heim Dir gründest, wir wollen es als unsere erste Pflicht ansehen, Dir Deine Burg zu erobern; denn es muß Dir schwer fallen, nicht in Deinem Hause Deine und Tios Freunde begrüßen zu können. Mir jedoch ist es eine Freude Dich und Dein Kind bei mir zu sehen.“ Die Thür öffnete sich, und herein schritten wohl fünfzig Frauen und Mädchen. Es waren die Weiber und Töchter der Fürsten und Anführer, die treu zu Kaupo hielten. Sie trugen ihre Festgewänder. Die Frauen hatten Hauben auf dem Kopf mit langen buntgewirkten Bändern. Schöne Gürtel, aus Wolle gewebt, mit Blumenwinden verziert, hielten das hemdartige Überkleid, das über den steifen, gefalteten wollenen Rock fiel. Auf der Brust prangte die silberne Breze, eine Brustspange, und um den Hals schlangen sich schwere Ketten. Von den Schultern hing die große wollene Decke, ebenfalls bunt durchwirkt. Ähnlich sahen die Mädchen aus, nur trugen sie ihr Haar lang herabwallend ohne Haube, von einem bunten Band gehalten. An den Füßen hatten sie die aus Birken- oder Lindenbast gefertigten Pasteln. Wie Römerinnen oder Griechinnen auf ihren Sandalen, so stolz

Schritten diese nordischen Frauen auf ihren Pasteln in das Gemach des Bischofs; ohne seiner oder der anderen Anwesenden zu achten, gingen sie feierlich auf Tio zu, die von ihrem Vater aus der Fensternische hervorgezogen worden war, und nun allen sichtbar, verlegen errötend neben Kaupo stand. Die Frauen stellten sich im Halbkreis auf, eine große Gestalt schlug in die Hände und sang einige Reihen eines Begrüßungsliedes, dessen letzte Worte von allen im Chor wiederholt wurden. Anna und Gertruta verstanden weder die seltsamen Laute, noch fanden sie eine Ähnlichkeit zwischen der eintönigen, schleppenden Weise und denjenigen, die man in ihrer Heimat Gesang zu nennen pflegte. Wiezo lauschte mit glänzenden Augen und erklärte Anna begeistert: „Es ist der große Begrüßungsang. Die Verse wurden von Frau Warbo eigens für Tio gedichtet, die Melodie ist uralt. Mit ihr wurde das Kind gleich nach der Geburt begrüßt, später der Jüngling, wenn er in den Bund der Männer aufgenommen wurde, der Sang ertönte zur Hochzeit und schließlich zum Abschied am Grabe wieder. Hört nur, wie hübsch die Vorsängerin sagt:

„Unser Täubchen lehrte wieder,
Tio, unser weißes Täubchen,
Unser großen Eivensfürsten,
Kaupo einzig liebes Täubchen.
Bringen Dir zum Gruß der Heimat
Buntes Band und süßen Honig,
Tio, unsrer Mädchen Krone,
Sieh, es grüßen Dich die Deinen!“

Der Gesang verstummte. Frau Warbo trat auf Tio zu und beugte sich über ihre Hand, um sie zu küssen, Tio jedoch umarmte sie. Dann trugen die jungen Mädchen

viele Eimer mit Honig herbei und große Mengen des selbstgewebten Bandes. Frau Warbo befestigte ihr eine prächtige Breze am Gewande, auf der kunstvoll das Wahrzeichen des Kauposchen Hauses eingeritzt war, und hängte ihr eine schwere silberne Kette um den Hals. Tio war hoch erfreut. Zum ersten Mal seit ihrem entsetzlichen Aufenthalt bei ihrer Mutter stand sie Stammesgenossinnen gegenüber, und es that ihrem Herzen wohl, daß alle diese aus Liebe zu ihrem Vater gekommen waren, um sie zu begrüßen. Sie war viel zu bescheiden, um anzunehmen, daß persönliche Liebe für sie die Frauen und Mädchen hergetrieben hatte, und doch galt diesmal die Huldigung ihr allein. Tios mutiges Betragen ihrer Mutter gegenüber, ihr stilles Leiden unter den heidnischen Bewohnern der Burg hatten tiefes Mitleid, Bewunderung und Liebe unter den getauften Liven erweckt. Wie die Heiden sich um Nlo und Dagerute scharten, so sammelten sich die Christen um Kaupo, und in seiner Tochter verehrten sie ihre Fürstin. Die Freude gab dem scheuen Mädchen Mut, sie sprach mit jeder der Frauen, und Hans von Tiefenhusen war erstaunt über ihr fröhliches Lachen, ihr freies Wesen. Dabei hielt Tio das Haupt hoch und bewegte sich mit der Würde einer Fürstin, „wie unsere deutsche Frau Kaiserin“ dachte Hans, aber er hatte nie eine Kaiserin gesehen. Anna und Gertruta sahen neugierig auf die fremden Gestalten, und Anna wurde ganz bewegt bei dem Gedanken, daß diese Livinnen mit ihr denselben Gedanken teilten, sie hätte ihnen gern etwas Liebevolleres gesagt und sprach sich Viezo gegenüber dahin aus. Als sich die Frauen und Mädchen verabschiedeten, hielt Bischof Albert sie zurück. Er sprach ein Gebet, das ein Dolmetscher ins

Livische überfetzte, dann knieten alle nieder und empfingen demüthigen Herzens den Segen, wonach die livischen Frauen mit sehr hohen glockenreinen Stimmen den Kirchengesang auf livisch anstimmten, den die Deutschen in ihrer Sprache andächtig mitsangen:

„Nu biten wir den heiligen Geist
 Umb den rechten Glauben allermeist,
 Daz er uns behuete an unserm Ende,
 So wir heim sultu varn uz diem Ende.“
 Kyrieleis!“

Tags darauf wurde auf dem Marktplat ein hübsches Prophetenspiel aufgeführt, theils um die Ankunft des Bischofs, seiner Gäste und der Pilger zu feiern, theils um den Heiden die Anfänge des christlichen Glaubens bildlich vorzuführen, daß sie aus dem sehenden Glauben lernen möchten. Es waren auf des Stadtvogts Einladung Scharen von heidnischen Völkern der Umgegend erschienen, die erst staunend die Pracht der deutschen Ritter, Geistlichen, Bürger, Handwerker betrachteten und dann ihr Interesse dem Schauspiel zuwandten, das ihnen von einem Dolmetscher aufs genaueste ausgelegt wurde. Ihre Bewunderung, ihr Staunen, ihr Grauen nahm zu, und als die Gewaffneten Gideons mit den Philistern stritten, gerieten sie in große Aufregung und fingen an zu fliehen; denn sie fürchteten, daß aus dem Spiel Wahrheit werden, und die Deutschen sie erschlagen könnten. Der Bischof schickte Kaupo, Graf Konrad von Urküll und Viezo aus, um die Fliehenden zurückzurufen, und ihren Bemühungen gelang es, die Heiden zu beruhigen. Endlich nach einer Woche zog Engelbert von Tiesenhusen unter starker Bedeckung mit den Seinen nach Treiden. Voran ritten Reifige, hinter ihnen der

Ritter mit Frau Margareta, ihnen folgten Anna und Gertruta, beschützt von Hans und Viezo, dann Kaupo und Tio mit ihren livischen Kriegern und mancher deutsche Ritter. So zog man vorsichtig weiter. Auf den Ebenen war der Schnee geschmolzen und hatte Gräben und Bäche in reißende Ströme verwandelt, an denen Weiden, über und über mit Rätzchen bedeckt, sich leise im Westwinde bewegten und die Birken ihren frischen Frühlingsduft ausströmten. Die Felder mit der Winterjaat leuchteten smaragdgrün, und über den Reisenden schlangen sich die Lerchen jubelnd zum blauen Himmel empor. „Es ist herrlich hier!“ rief Gertruta, die stolz ihr Kopf lenkte, das Hans selbst für sie zugeritten hatte. „Wie schön war es in Riga, wo jeder Bewohner so fest und sicher einhereschreitet wie ein Fürst und jeder so artig und klug und männlich zu reden versteht! Und gar noch die Komödie! O Anna, hast Du je etwas rührenderes gesehen?“ Hans und Viezo lächelten über ihre Begeisterung, und der letzte sagte: „Ja, Gertruta, das sieht alles ganz schön und friedlich aus, aber wie wird Dir zu Mut sein, wenn wir jetzt in den Wald kommen, durch den wir den ganzen Tag reiten müssen? Da verfinstern die uralten Bäume die Sonne, da liegt noch der Schnee, da lauern heimtückisch die Treidener Liven, um Dich auf ihre Weise zu begrüßen. Was wirst Du da sagen?“ Gertruta blickte den jungen Ritter verächtlich mit blitzenden Augen an und rief: „Deutsche Frauen fürchten nichts, so sie im Schutze tapferer Ritter reiten!“ Da verneigte Viezo sich ernsthaft und sagte: „Habt Dank, vieleidle Holde, daß Ihr Euer Vertrauen in uns setzt, wir werden uns allzeit bestrengen, desselben wert zu sein!“ Nun ritt man in den Tannen-

wald. Da lag noch Schnee, oft fußhoch, so daß die Kofse vorsichtig ausschritten, um nicht durch den lockeren Schnee in eine Vertiefung zu geraten. Endlich wurde gerastet. Die Knechte führten trockenes Holz bei sich, damit zündeten sie ein Feuer an, und als dasselbe hell brannte, legten sie Zweige, Moosflechten hinein. Dann wurde in einem Kessel Wasser gekocht, am Spieß eine Rehteule gebraten und unter Scherz und Lachen das Mahl im Freien eingenommen. Als gerade des Ritters Becher, gefüllt mit deutschem Wein, kreiste, und derselbe den befreundeten Liven erzählte, wie man im Reich den Wein pflanze, und daß Frau Margareta Stecklinge mitgebracht habe, die man an dem Südbhange der Burg Fredeland in die Erde senken wolle, da fauste plötzlich etwas scharf durch die Luft und fiel Gertruta zu Füßen. Sie bückte sich, um danach zu sehen, Herr Engelbert aber und alle anderen sprangen auf; denn sie erkannten einen livischen Pfeil. Ehe die Reisenden die Kofse besteigen konnten, jausten von allen Seiten Pfeile auf sie herab. Da schob Hans die Frauen zusammen und hieß sie sich am Boden hinkauern, die Ritter stellten sich um sie, und die Deutschen erwiderten die Pfeilschüsse mit ihren Steinschleudern, etliche aber drangen mit den Speeren und Schwertern in die Wildnis, in der die Liven im Hinterhalt lagen. Man hörte Geschrei und Schwerterlärm, der sich allmählich entfernte. Der Pfeilregen hörte auf, und die Deutschen kamen eilig zurück. Hans rief: „Wir haben sie abgewiesen, die frechen Waldhelden. Nun aber rasch zu Pferde, wir müssen vor Dunkelheit Fredeland erreichen!“ In gestrecktem Galopp ritt man durch den Wald. Plötzlich hörte Hans hinter sich Dios Stimme: „Heilige Mutter Gottes! Vater hilf!“

Kaupo war im Augenblick an die Spitze des Zuges geritten, um den Weg anzugeben, und Tio war allein. Als Hans sich ihr zuwandte, sah er neben ihr Olo, gewappnet zu Roß, der sich bemühte mit beiden Armen die Schwester von ihrem Roß auf das seine zu zerren. Da rief Hans wutentbraunt: „Was! Du elender Fluchtgefelle, jetzt soll Deine Liventücke eine Antwort erhalten, Du Mädchenräuber, bist keiner Waffe wert!“ Mit voller Wucht ritt er auf Olo zu, und ehe derselbe sein Schwert fassen konnte, versetzte ihm Hans einen Faustschlag ins Gesicht, daß Helm und Visier absprangen und Olo im Sattel schwankte. Anna und Gertruta wandten sich entsezt um. Als Olo so plötzlich in Anna von Tiefenhufens bleiches Gesicht sah, aus dem ihm die Augen vorwurfsvoll und streng entgegenblickten, wandte er sein Roß und verschwand im Walde, ehe einer der Reiter ihn dran hindern konnte. Hans wäre ihm gefolgt, aber er stützte Tio, die bleich in seinen Armen hing. Anna und Gertruta sprachen ihr zu, Frau Margareta schlößte ihr einige Tropfen Wein ein, und Engelbert suchte Kaupo zu beruhigen, der Olo verfolgen wollte. „Ihr richtet heute nichts aus, Kaupo“, rief der Ritter, „wir sind zu wenige, um uns in einen Kampf einzulassen. So Ihr und die Euren uns verlasset, sind die Frauen den Liven überliefert!“ Tio rief unter Thränen: „Vater, Vater! Um Gottes willen, laßt mich nicht in Frau Dagerutes Hände fallen!“ Da streichelte Kaupo seinem Kinde sanft das bleiche Antlitz und antwortete: „Sei ruhig, mein Läubchen, kein Live soll Dich berühren, ich geleite Euch sicher nach Fredeland, aber dann will ich Sorge tragen, daß kein Stein von meiner Burg auf dem anderen bleibe. Kaupos Haus soll keinem

Raubgesindel wie Ilo, dem Livenanführer, Zuflucht bieten.“ Er nahm Tio vor sich auf sein Pferd, und eilig ritt man weiter. Die Abendsonne färbte die Baumkronen rot, als die Reisenden endlich den Waldsaum erreichten und aus dem Dunkel und der kalten Schneeluft hineinritten in das vor dem Winde geschützte Nathal. Vor ihnen vom Berge herab blickte der hohe Wartturm der Burg Fredeland Zuflucht verheißend, tröstend herab. „Wie!“ rief Frau Margareta, „Engelbert, Ihr schreibt mir von einer kleinen Burg. Dies aber ist eine große Feste, und wie herrlich gelegen!“ „Ich wollte Euch überraschen, und das ist mir gelungen“, frohlockte der Ritter, „wir sind daheim!“ „Hier ist's gut wohnen“, sagte Anna leise vor sich hin, als sie über die Zugbrücke einritten und vor dem Pallas hielten, „auf der Höhe wohnt der Frieden des Herrn, und seine Engel lagern sich um die, so ihn fürchten.“ Sie machte das Zeichen des Kreuzes, und ehrerbietig half ihr Wiezo vom Pferde. Ihr schönes, junges Gesicht leuchtete in inbrünstiger Gottesliebe. So hielt der Waldkönig von Holtzaten mit den Seinen den Einzug in die Treidener Burg Fredeland.

Siebzehntes Kapitel.

Ulo, der Fürst, zu Hause und im Felde.

Die Treidenischen Liven freuten sich über die Ruhe, die ihnen zu teil wurde. Sie wurden guter Dinge und verehrten ihren jungen Fürsten über alle Maßen. Ihrer Meinung nach verdankten sie ihm die Friedenszeit, er hatte Bündnisse mit den Litauern und Slaven geschlossen, die nun gegen die Deutschen kämpften. Auch schien Albert und sein Verbündeter Kaupo den jungen Fürsten zu fürchten, denn es erfolgte kein Versuch den Sohn unter die Gewalt des Vaters zu zwingen oder die Burg zu erorbern. Ulo hatte Uldewe als seine Frau in die Burg Kaupos heimgeführt und teilte seine Zeit zwischen seinem Hausstand und seinen Kriegersleuten. Uldewe liebte ihren Mann leidenschaftlich und ließ ihn nicht aus den Augen. Stundenlang folgte sie ihm zu Pferde, wenn er zu den entlegensten Höfen und Burgen ritt, um die Zahl der Kampffähigen festzustellen und ihre Ausrüstungen zu besichtigen. Zog er mit seinen Knechten und Kriegern zur Feldarbeit, so bewaffnete sich Uldewe mit Pfeil, Bogen und Lanze und ritt mit. Denn Säen und Ernten konnte nur unter dem Schutz der Waffen vorgenommen werden. Zur Zeit der Ernte

war es vorgekommen, daß die Liven nur Stoppelfelder vorfanden, die Deutschen hatten das Korn geschnitten und nach Riga oder in ihre Burgen gebracht. Während die Knechte arbeiteten, umstellten die Krieger das Feld, der Anführer und sein Weib suchten eine Anhöhe auf und spähten in die Ferne. Oft hatten sie Deutsche am Waldessaum oder längst der Na heranziehen sehen, dann sprengte Uldewe hinab zu den Kriegern, die sich zum Kampf aufstellten. Mo beobachtete die Streiter, auf sein Zeichen stürzten sie den Deutschen entgegen, und unaufhörlich ritt Uldewe hinauf zu Mo und hinab zu den Liven, denen sie die Befehle ihres Führers rascher, genauer und anfeuernder zu übermitteln wußte als jeder andere Bote. Die Leute bewunderten und verehrten sie wie ihren jungen Fürsten, aber diesen verdroß es oft, wenn die Kämpfer sich gestatteteten, seinem Weib Scherzworte und Neckereien zuzurufen, über die Uldewe lachte. Kamen Mo und seine Frau von ihren Ritten heim, so war der Empfang kein freundlicher. Frau Dagerute war eifersüchtig auf ihre Schwiegertochter, die das erreicht hatte, wonach sie zeit- lebens vergeblich gerungen hatte. Wie Uldewe mit Mo, so wäre sie gerne in den ersten Jahren ihrer Ehe mit Kaupo geritten, aber Kaupo hatte das nie gestattet. Jetzt wäre sie gern in allen Dingen des Sohnes Gefährtin gewesen, da schob Uldewe sich zwischen sie. Zwar mit in den Krieg ziehen konnte sie nicht mehr, denn sie war schwerfällig geworden, aber wenn er auf der Burg weilte, sollte er ihr angehören, nicht dem jungen Ding, dessen Ansprüche an ihn ihr ungerechtfertigt erschienen ihren Mutterrechten gegenüber. Keine der Frauen wußte jedoch ihre Macht dem geliebten Mann gegenüber zu benutzen.

Kam er müde heim, so empfing ihn keine geordnete Häuslichkeit. Früher, als Kaupo es wünschte, hatte Frau Dagerute es wohl verstanden, die Wirtschaft in Stand zu halten, dann hatten Deutschen-Haß und die Sehnsucht nach Rache das Herz der leidenschaftlichen Frau in Besitz genommen, und alles andere erschien ihr unwichtig, und als vollends Ulbewe als junge Herrin in die Burg kam, kümmerte sie sich garnicht mehr um die Mägde, die Küche, den Keller und die Ställe. Ulbewe war ausgewachsen ohne jede Aufsicht und Erziehung, immer im Freien, im wilden Spiel mit den Brüdern. Ihr war es auch jetzt gleichgültig, wie viel Maß Milch ihre Kühe gaben, ob die Ställe gereinigt wurden, wie die Kammern und der Speisaal der Burg aussah und ob das Fleisch halbroh oder verkohlt auf den Tisch kam. Olo dagegen, der sich sehr wohl erinnerte, wie früher die Zinnkrüge gefunktelt hatten, wie sauber die irdnen Teller und Holzschüsseln auf den Tisch gestellt worden waren, verlor seinen Hunger, wenn er überall Unordnung und Unsauberkeit wahrnahm. Dann wurde er heftig und schalt seine Frau, die weinte und schmollte, tobte einige Tage unter den Mägden und in der Küche und fing dann wieder ihr Weiterleben an, wenn sie sah, daß Olo vertieft war in Sorgen, die seine Stellung mit sich brachte. Als es bekannt wurde, daß der Ritter Tiesenhufen nach Riga geritten war, um seine Frau und Töchter in die neue Burg Fredeland, ihren künftigen Wohnsitz, zu geleiten, und als die Liven vernahmen, daß Kaupo sein Kind Tio ebenfalls dorthin führen würde, hatte sich eine große Unruhe der Burgbewohner bemächtigt. Olo fürchtete den Kampf mit den Deutschen, von denen er mit Recht voraussetzte, sie wür-

den sich auf des Bischofs Burg sammeln und dann mit Kaupo und seinen getauften Liven gegen ihn ziehen. Er war aber noch nicht gerüstet genug, die Burg nicht so befestigt, wie er es für einen Angriff nötig fand. Die älteren Anführer jedoch waren verblendet genug und erklärten, Kaupos festes Haus hätte bisher jeden Angriff ausgehalten, auch würden die Deutschen genug mit dem Ausbau der Stadt Riga zu thun haben, und Kaupo würde der Mut fehlen, gegen seine Frau und seinen Sohn zu kämpfen. Dabrel stimmte bei der Gelegenheit gegen seinen Neffen und stellte Mo und den anderen vor, daß es überhaupt besser wäre, gemeinsam nur eine Burg, sein Sattesele, zu bewohnen und in Stand zu halten, als die mehr ausgelegte von Kaupo. Von diesem Vorschlag wollte der junge Fürst nichts wissen. Er sann Tag und Nacht auf ein Mittel, die Deutschen noch für kurze Zeit vom Kampf abzuhalten, denn er getraute sich und seinen Knechten wohl das Werk zu, die Wälle und Zäune seines Besitzes genügend zu verstärken, wenn ihm noch eine kurze Frist vergönnt wäre. Endlich faßte er einen Plan, den Dabrel und seine Mutter lebhaft befürworteten. Er kannte genau den Weg, den die Deutschen auf ihrem Zuge nach Fredeland benutzen würden. Wie, wenn er es versuchte wie damals Bischof Albert sich Geiseln zu verschaffen! Es mußte gelingen, er wollte einige Deutsche, am liebsten Hans v. Tiefenhufen in seine Gewalt bringen und womöglich auch Tio und sie so lange festhalten, bis seine Rüstungen vollendet und die Deutschen, die von ihm zu stellenden Bedingungen erfüllt hätten. Durch Tio aber hoffte er bestimmt, den Vater vom Kampf fernzuhalten, ihn, der jeden Pfad kannte und jede schwache Stelle in

der Verschanzung seiner eigenen Beste. Auch empörte sich Nlos Herz bei dem Gedanken, seinem Vater mit der Waffe in der Hand gegenüber zu treten, vielleicht sie gegen ihn gebrauchen zu müssen. Nein, tausendmal lieber verzichtete er auf einen offenen Kampf und wählte den Überfall im Waldesdickicht.

Aber es war anders gekommen. Im entscheidenden Augenblick hatten seine Krieger die Flucht ergriffen. Die meisten von ihnen waren unerprobte Kämpfer, denn Nlo hatte es unnötig gefunden, für den gefahrlosen Überfall im Schutze des Waldes eine größere, geübtere Macht aufzubieten, er hatte nicht mit dem Unverstande und der abergläubischen Furcht der Seinen gerechnet. Als die Livon den geschlossenen Zug der Deutschen gewahrten, entsetzten sie sich über alle Massen über die großen gepanzerten Pferde und die glänzenden Rüstungen der Ritter. Sie waren in dem geeigneten Moment unfähig, den Angriff auszuführen. Einige hatten zitternd erklärt, das seien keine Menschen von Fleisch und Blut, die mit solchem Getöse daherkämen, es sei der Böse und sein Heer, denn auch die Tiere seien keine Rosse, sondern wütende Riesen-Ungeheuer, der Hölle entstiegen, und jetzt, beim Mondwechsel, könne man nicht gegen Geister zu Felde ziehen. Ein alter Knecht rief zitternd seinem Herrn zu: „Versündige Dich nicht, Nlo, junger Fürst, Du weißt, Thara hat selbst genug zu thun mit seinem Kampf gegen die Unholde, um auf uns zu achten und uns beizustehen. Sahst Du nicht den Pferdeschweif vom Haupte des ersten Reiters wehen und sein flammendes Gewand? Wie sollte das ein Deutscher sein? Es ist der Böse, laß die Schar vorbeiziehen, damit sie uns nicht Verderben

bringt!“ Als Flo sie endlich zu einem Angriff überredete, war das Gelände nicht mehr günstig und, wie wir wissen, entkamen die Deutschen. Trotzdem wäre es Flo unfehlbar geglückt, sich Tios zu bemächtigen, wenn ihm nicht etwas Wunderbares begegnet wäre. Schon hatte er sich vom Schlage, den ihm Hans von Tiefenhusen versetzte, erholt, schon schwang er das Schwert über den Gegner, der die ohnmächtige Tio im Arm ihm waffenlos gegenüber hielt, da wandte sich Anna von Tiefenhusen ihm zu. Wieder war es jener ernste, strafende, traurige Blick aus ihren Augen, ihr stolzes Antlitz und die Hoheit und Würde der zarten Mädchengestalt, die ihn bannten. Er mußte sie unverwandt ansehen, er mußte ihren Anblick einziehen wie ein Verschmachtender, er schlug nicht zu, und nur mit großer Mühe zerrten seine Leute ihn ins Dickicht. Finster und in sich gefehrt ritt der Fürst am Abend heimwärts, und stumm vor sich hin brütend saß er stundenlang in seiner Halle. Er berichtete nichts von seinen Erlebnissen, er hörte nicht Dagerutes Fragen, nicht Uldewes Bitten, Schelten und Flehen, er sah nicht die Thränen seiner Frau. Seine dunkle Umgebung, das Geschrei der Frauen, das Lärmen der Krieger, das Kreischen der Mägde, alles versank vor der leuchtenden Erscheinung draußen im Walde, vor Anna von Tiefenhusen. Uldewe fandte in ihrer Angst zum Waldweib, die noch in derselben Nacht kam. Sie erklärte der jungen Frau, Flo, der Livenfürst, sei verzaubert, und nahm jenen alten Knecht, der den Ritt mitgemacht hatte in ein scharfes Verhör. Derselbe erzählte jede Begebenheit aufs genaueste, und das alte Weib nickte zustimmend mit dem Kopfe. Endlich zog sie Uldewe in ihre Kemenate und sagte:

„Thara war gegen den Überfall, den Dein Gemahl, ohne meinen Rat zu erfragen, unternommen hat. Wer kämpft denn zur Zeit des Mondwechsels? Er ist dem Mond unterlegen. In dem Blick des deutschen Mädchens lag der böse Zauber von Tharas Gegner; dem ist er unterlegen. Du mußt ihn lösen. Aldewe, hör' auf mein Wort und folge meinem Gebot. Nicht mehr zu Pferde sollst Du ihm folgen, sondern zu Hause seinen Wünschen nach leben. So er aber einmal finster und heftig wird, so nimm dieses hier.“ Sie zog ein kleines Pergamentbüchlein aus ihrem Gewande, sah sich besorgt um und flüsterte sich der jungen Frau zubeugend: „Fas' es behutsam an, Thara selbst hat es verloren, hier im Walde, nahe Curer Burg fand ich das Buch. Der Donner rollte, der Sturm heulte, und ein Blitz fuhr über diese Blätter, daß ich sie auf dem Moose leuchten sah. Wunderbare Zeichen stehen drin, die nicht zu lösen sind, aber auch eine heilsame Kraft. So Dein Gemahl finster wie jetzt zu Bette geht, so lege ihm ein Blatt hiervon auf das Herz, wenn er fest schläft, und nimm es nicht fort, so er es am Morgen findet; stelle Dich unwissend, verrate nie, daß Du es hingelegt hast. Hörst Du? Nie. Dein Mann wird still werden und fröhlich und Dir alles Liebe und Gute erweisen. Du, aber hüte Dich, hüte Dich, Aldewe, vor denen dort oben auf Fredeland, von dort droht die Gefahr!“ Sie verschwand, und Aldewe verbarg sorgfältig das Büchlein. Als Mo sich endlich gegen Morgen auf sein Lager warf, und ein bleierner Schlaf ihn umfing, hörte Aldewe ihn fremde unverständliche Worte murmeln, er rief mehrmal: „Anna!“ und warf sich unruhig hin und her. Da legte sie ihm zitternd ein Blatt aus dem Pergamentbuch auf

Herz und begab sich zur Ruhe. Als sie am Morgen erwachte, saß Ilo auf dem Lager und starrte auf das Pergament in seiner Hand. Er sah sich nach Uldewe um, und diese war erstaunt über den sanften Ausdruck in seinem Gesicht. Er fragte mit leiser, weicher Stimme: „Wo kommt dies her, Uldewe?“ und Uldewe antwortete: „Das weiß ich nicht. Kann's nicht der Wind herein getrieben haben?“ da nickte der Fürst träumerisch und sagte: „Wohl möglich, Uldewe. Wir wollen an die Arbeit. Ich bleibe daheim heute und will Dir helfen Ordnung schaffen; denn wir müssen Raum haben für die Vorräte, die ich herein führen will. Wir werden eine Belagerung auszuhalten haben.“ Den ganzen Tag über war Ilo heiter und freundlich, Uldewe pries die kluge Waldfrau und schickte ihr eine fette Gans. Ilo zog von Zeit zu Zeit, wenn er allein war, das Blatt heraus und las: „Anna von Tiefenhufen, für Ilo, den Iiven, Kaupos Sohn. Der Herr ist mein Hirte.“ Es kümmerte ihn wenig, woher das Blatt ihn erreicht hatte, es war da, ein Gruß von der Burg Fredeland, von Anna von Tiefenhufen. Er gedachte ihrer und der Burg in Holtjaten, und unwillkürlich richtete er den Hausstand, so gut es ging, nach jenem Muster ein und freute sich wie ein Kind, als es ihm mit Uldewes Hilfe gelang, die Krüge und Schalen auf einem Brett in der Speisehalle so zu ordnen, wie sie in der Burg Tiefenhufen gestanden hatten, wo Anna sie jeden Morgen sorgfältig vom Staube befreite. Er konnte jedoch nicht lange seinen Gedanken nachhängen; denn schon nach drei Tagen, meldete der Wächter Feinde und, als Ilo vor die Thür trat, sah er seine Burg von den Deutschen umschlossen. Er eilte in die Halle und berief

seine Krieger und Knechte. Aber nur die Hälfte der Anzahl erschien, und auf sein Befragen stellte es sich heraus, daß die anderen beim Anblick der Feinde in den Wald geflohen waren. Ingrimmt bestieg Nlo mit den Wenigen die Wälle. Er hinterließ den Befehl, daß Dagerute und Uldewe sich sofort samt den noch anwesenden Mägden durch die hintere Pforte in den Wald und auf dem von ihm angelegten schmalen Pfade zum Ufer des Flusses begeben sollten, um sich zur Burg Dabrels übersetzen zu lassen und womöglich von dort Hilfe zu schicken. Dagerute folgte jedoch nicht dem Befehl ihres Sohnes, ebenso wenig Uldewe. Sie sandten die Mägde fort, dann stiegen beide Frauen in das kleine Zimmer im Wartturm. Nlo fühlte seinen Mut und seine Besonnenheit wiederkehren. Er war überall, sein Pfeil verfehlte nie das Ziel, seine nach deutschem Muster gefertigte Steinschleuder wußte er meisterlich zu handhaben, aber die Überzahl der Deutschen war zu groß. Sie drangen vor, und plötzlich hörte Nlo einen deutschen Krieger den Genossen zurufen: „Immer näher, kommt heran, die Burg muß schwach besetzt sein, die Frauen kämpfen bereits auf den Mauern!“ Nlo wandte sich zur Seite, da stand Uldewe neben ihm, sie hatte den Bogen gespannt und drückte ab, der Pfeil fuhr durch den Hals des Deutschen, der soeben im Begriff war den Wall zu erklimmen, er fiel röchelnd zurück, und triumphierend schaute Uldewe ihm nach. Da packte Nlo sie mit eisernem Griff und schrie: „Warum mißachtest Du mein Gebot!“ Er riß ihr die Armbrust aus der Hand und brach sie entzwei, dann zog er sie mit sich ins Haus, indem er rief: „Verlaßt die Wälle! Fort, daß wir Dabrels Burg erreichen, dort finde ich Männer vor, nicht Weibchen und

Weiber. Deine Schuld, Uldewe, ist es, wenn wir die Burg räumen müssen. Da die Deutschen Dich erblickten, merkten sie, wie schwach unsere Kräfte waren. Verflucht sei Dein Ungehorsam!" Willenlos, betäubt von seinem Zorn, ließ Uldewe sich fortziehen. Die Deutschen drangen ein, Kaupo hielt Einzug in seine Burg. Sie wurde geräumt, dann warf er selbst die Pechfackel in die Gebäude und rief: „So zerstöre ich Dich, Du Zuflucht der Treulosen und Heiden!“ Unentwegt, von allen vergessen stand oben im Wartturm Frau Dagerute. Sie sah den Rückzug der Liven, den Sturm der Deutschen, sie sah die Pechfackel fliegen. Als sie Kaupos Worte hörte und wahrnahm, wie er selbst Hand anlegte zur Zerstörung seines Eigentums, da stieß sie einen markerschütterten Schrei aus. Die Flammen wurden vom Winde an den Turm getrieben, der aus dem Feuermeer allein noch emporragte. Frau Dagerute faßte ihr Gewand zusammen. Sie wollte nicht mehr leben; ihren Sohn hatte sie fliehen sehen, ihr Mann, auf dessen Umkehr sie immer noch gehofft hatte, warf den Brand in das Eigentum seiner Väter. Alles stürzte, alles Feste, Wohlgefügte wankte. Mit dem Ruf: „Thara, räche Du!“ stürzte sie sich aus dem Fenster in das lohende Feuer.

Achtzehntes Kapitel.

Sommerzauber in Fredeland.

Kaupo und viele deutsche Ritter hatten Dagerutes Schrei gehört, und Biezo und Hans von Tiesenhufen sahen, wie sie sich vom Turm herabstürzte. Eine Rettung war unmöglich, die unverföhliche Heidin starb den Flammentod, und ihre Feinde, die Deutschen, hielten ihr die Totenwacht. Um das allmählich verglimmende Feuer hatten sie sich zur Nachtraft gelagert. Auch Kaupo saß hier auf den Schutthaufen seines Erbes. Das Haupt traurig gesenkt, gedachte er der schönen Zeiten, die er hier durchleben durfte. Wenn er es damals schon verstanden hätte, seiner Frau und Nlo, seinen Angehörigen und seinem Gesinde, die Christenlehren so einzuprägen, den Glauben so lieb und wert zu machen, wie er ihn jetzt empfand, so wäre der heutige schwere Tag, der Kampf gegen den Sohn, der Tod Dagerutes nicht notwendig gewesen. Er war lau gewesen und langsam im Bekennen, und mit Schmerz dachte er an Nlo, den Verblendeten. Am nächsten Morgen zog das Heer über die Na gegen Dabrels Schloß Sattesele. Hier hatten sich jedoch alle in der Nähe wohnenden Liven versammelt, und als sie Kaupos Burg brennen sahen,

rief Nlo ihnen zu: „Ihr Feigen, wenn Ihr wieder die Absicht habt zu fliehen, so will ich Euch nicht halten, aber entscheidet Euch jetzt. Dort sind die Thore offen, so Ihr Furcht habt, zieht hinaus in die Wälder. Dann werden die Deutschen Sattesele verbrennen wie dort Kaupos Burg und werden Euch auch in die Wälder folgen; denn Kaupos ist ihr Freund und kennt die Wege hier genauer als Ihr. Für uns, die wir eher sterben wollen, als uns in die Hände der Deutschen begeben, bleibt dann das Feuer, in das wir uns stürzen können wie meine Mutter Dagerute, die mehr Mut hatte als Ihr Männer. So Ihr aber Sattesele verteidigen wollt, so besteigt die Wälle und leistet meinen Befehlen Folge. Ihr habt die Wahl, flieht oder bleibt! Wenn ich jedoch, nachdem ich die Thore habe schließen lassen, noch einen entdecke, der es versuchen will den Wald zu erreichen, so stirbt der Feige von meiner Hand!“ Da Nlo so sprach, jauchzten die Eiven ihm zu, keiner verließ Sattesele, und die Deutschen kämpften vergeblich mehrere Tage, um die Burg zu erstürmen. Endlich ließ Engelbert zum Rückzug blasen. Er konnte nicht länger die Holmschen Freunde und die von Ürküll zurückbehalten, da ihre Besten unterdessen fast wehrlos waren, auch Fredeland wagte er nicht länger ohne Schutz zu lassen. So zogen die Deutschen widerwillig ab.

In Fredeland hatten sich mittlerweile die Frauen behaglich eingerichtet. Im Frauengemach spannen die Mägde, und die drei Jungfräulein sangen gemeinsam liebliche geistliche und weltliche Lieder. Tio hatte sich an Anna geschlossen, obwohl Gertruta ihr dem Alter nach näher stand. Sie hielten als treue Kameradinnen alle drei zusammen. Wenn aber etwas besonderes Gertruta oder Tio beschäf-

tigte, so mußte Anna die Vertraute sein. Tio und Gertruta bewohnten eine Kamenate. Oftmals am Abend klopfte es leise an die Stubenthür der ältesten Tiesenhufen, und dann konnte sie sicher sein, Gertruta oder Tio mit einem besonderen Anliegen vor der Thür zu finden. In der letzten Zeit war zwischen die beiden jüngeren Mädchen eine leise Spannung getreten, keine wußte woher oder warum. Gertruta war oft heftig, dann wieder ausgelassen lustig und empfindlich, wenn Tio nicht in die plötzliche Heiterkeit einstimmt. Die Ritter waren von der Belagerung Satteseles heimgekehrt. Kaupo blieb jedoch nicht in Fredeland. Ihn trieb es zum Bischof nach Riga, denn der Gedanke, wieder gegen No ziehen zu müssen, war ihm fürchterlich. Er wußte Tio unter Frau Margaretas Hut sicher geborgen. Dagerutes Tod erschütterte sie tief, aber ihr Herz fühlte sich erleichtert, daß sie nun mit Trauer der Toten gedenken konnte, wo sie bisher nur mit Schauern sich der Lebenden erinnert hatte. Man hatte den herrlichen Frühlingsabend auf dem Schloßaltan verbracht, und die Mädchen stiegen die Treppe zu ihren Kamenaten hinauf. Gertruta war recht still gewesen, jetzt rief sie plötzlich: „Ich wollte, ich könnte jedem Menschen ins Herz sehen und klar lesen, was drin steht!“ „Nun“, fragte Tio scherzend, „was würdest Du denn in meiner Seele erforschen wollen?“ „Ich würde sehen, welches Wort darin stände, deutsche Treue oder Liventücke!“ Tio erblaßte, sie schritt eilends an Anna und deren Schwester vorüber und verschwand in Annas Stube, während diese vorwurfsvoll rief: „Gertruta, das war schlecht. Wie darfst Du unseren Gast, die sanfte Tio, so kränken, die Dir nie ein Leid zufügte, nicht mit Worten und nicht in Gedanken?“

„Ach was!“ versetzte Gertruta, „mit meinen sechzehn Jahren bin ich auch alt genug, um zu sehen und zu hören. Merkst Du nicht, wie Tio sich um ihren Better Wiezo bemüht, und der ist so gutmütig, daß er sich aus Mitleid mit ihr in sie verlieben wird?“ Anna blieb stehen und blickte überrascht auf die eine Stufe niedriger stehende kleine Schwester, dann lachte sie plötzlich leise und entgegnete: „Gertruta, liebste, laß doch das Zornentüfelchen nicht Dein Herz und Gemüt verfinstern. Wenn Wiezo seine Cousine liebte, so fände ich das nur sehr wünschenswert, oder fändest Du es vielleicht passender, wenn er sich seine Frau aus einem deutschen Hause holen würde?“ „Ach, sei keine Närrin, Anna!“ rief Gertruta und verschwand in ihrer Kemenate. Als Anna in ihr Zimmer trat, stand Tio am Fenster, aus dem man das Nathal übersehen konnte, und weinte. Anna umfaßte sie und sagte: „Daß es gut sein, Tio, die Kleine ist kindisch, gieb ihr Zeit, und sie bittet Dir die häßlichen Worte von Herzen ab.“ Da schluchzte Tio auf, verbarg ihr Antlitz an Annas Schulter und sagte leise: „Anna, es drückt mir das Herz ab, ich muß es Dir sagen, sie hat ja nicht Unrecht. Ich bin falsch gewesen in diesen letzten Wochen, falsch gegen Euch alle!“ „Was ist Dir, Tio?“ fragte Anna erschreckt durch das Zittern und Schluchzen der Gefährtin; sie setzte sich auf den Schemel am Fenster und zog Tio auf ihren Schoß. „Was willst Du mir sagen? Du weißt, ich liebe Dich wie meine Schwester; drum sprich. Wenn Dich ein Leid bedrückt, so will ich's mit Dir teilen.“ „Kein Leid lastet auf mir, Anna, sondern ein großes Glück, von dem ich jedoch nicht weiß, ob ich wert bin, es zu besitzen.“ Anna horchte erstaunt auf. Diese abgerissenen Worte! Sollte Gertruta

Recht haben? Tio fuhr fort: „Deine Eltern haben mich und Gertruta stets als Kinder betrachtet, und Du auch, Anna, aber das sind wir nicht mehr, wir nicht und Biezo nicht und Ritter Hans nicht.“ „Gut“, entgegnete Anna beschwichtigend, „das mag schon der Fall sein, Tio, daß wir Euch aus alter Gewohnheit falsch behandelt haben, was hat das jedoch mit Deinem oder Gertrutas Glück zu thun?“ „O, Anna, keiner von Euch hat bemerkt, daß ich, — daß Dein Bruder, nun, daß Hans und ich uns lieb gewonnen haben, lieber als alle und als alles auf der Welt. Er will mich zu seiner Frau machen und mit Deinen Eltern bald darüber reden und mit meinem Vater, und ich vergehe vor Angst; denn nie werden Deine Eltern es zugeben, daß er mich, armes Livemädchen, heiratet, und mein Vater ist viel zu stolz, um seine Einwilligung zu gewähren, wenn er denken müßte, ich sei dem Hause Tiefenhufen nicht willkommen. So hat Gertruta nicht Unrecht mit ihren bitteren Worten. Es war falsch von mir, schweigend unter Euch zu bleiben mit meiner Liebe im Herzen, ich hätte fliehen sollen und mich verstecken, um nicht Unfrieden in Euer Haus zu bringen.“ „Tio, hat Hans schon vor längerer Zeit mit Dir hiervon gesprochen?“ „Vor einigen Wochen, als sie von der Belagerung Satteseles herkamen, und ich traurig war, als der Vater uns so schnell verließ.“ „Habt Ihr beide seither öfter von dieser Sache gesprochen?“ „Nein, ich fand es unrecht, und Hans versprach mir, nicht eher wieder sich mir zu nähern, als bis er vor aller Welt, besonders jedoch vor Deinen Eltern mich die Seine nennen dürfe. Heute jedoch rief er mir zu, es sei Sommerzeit, Sonnenzeit, Liebeszeit, er würde sich nicht mehr gedulden, sondern mit

den Eltern reden. Eben jetzt führt er sein Vorhaben aus, und wenn Ihr Euch zornig von mir abwendet, was fange ich dann an? Wohin soll ich fliehen? Mein Vater hat kein eigenes Haus, er wohnt beim Bischof, Eurem Dhm.“ Tio stand mit gerungenen Händen vor Anna. Diese zog das zitternde Mädchen an sich und sagte leise: „Tio, denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen. Weine nicht, sondern bete, und ich will nochmals hinunter und sehen, ob ich Hans sprechen kann.“ Sie eilte die Treppen hinab in den Speisesaal. Die Thür zum Altan stand offen, die Eltern und Hans waren noch im Freien. Anna hörte des Vaters Stimme und atmete erleichtert auf; dieselbe klang polternd, doch nicht zornig, er rief: „Nun beim heiligen Niklas! Das ist stark! Hans, Du junger Fant, seit wann fangen die Kinder an mit Feuer zu spielen! Was ist denn für ein Geist ins Spazennest gefahren?“ „Herr Vater“, entgegnete Hans — und Anna war stolz, wie männlich und wie bescheiden der Bruder vor den Eltern stand —, „Herr Vater, wollet gütiglich nicht länger übersehen, daß wir keine Kinder mehr sind. Ich bin so alt, wie Ihr waret, als Ihr um meine Mutter freitet.“ „Nun hört, Frau Margareta, wie der mundfaule Knabe reden kann. Was sagt Ihr denn dazu, Mutter?“ Frau Margareta saß bleich und sprachlos auf ihrem Sessel, endlich antwortete sie: „Dieses Land, dieser heiße Sommer, dieses stete Kriegsleben hat uns alle so benommen, daß wir nur auf die großen Dinge auswärts geschaut haben und nicht auf unser Heim. Ich bin zu tadeln, ich hätte die Kinder nicht sich selbst überlassen sollen, während ich mich ganz dem Einrichten des Haushaltes hingab. Warum, Hans, hast Du Dir Dein Weib

nicht aus unserer deutschen Sippchaft erkoren?“ Hans lachte leise auf und entgegnete: „Frau Mutter, weil ich die Livin Tio liebe.“ Der Ritter Tiefenhufen ging mit wuchtigen Schritten auf und ab, dann schlug er mit der Faust auf den Steinrand des Altars und rief: „So soll's sein! Weder ich noch Deine Mutter können in dieser Angelegenheit entscheiden. Du freiest um die Tochter des ersten Livensfürsten, das ist keine Familienheirat, sondern so zu sagen eine politische. Da haben andere mitzureden, Bischof Albert und Kaupo. Auf, junger Held, zum Brautritt nach Riga! Ich geleite Dich. Geben die Großmächte am Dünastrand ihre Einwilligung, so wollen wir hier im Maland Verlobung feiern!“ Frau Margareta nickte und sagte: „Im Grunde genommen ist mir Tio lieb geworden wie mein eignes Kind.“ Da eilte Hans jubelnd auf seine Mutter zu und umarmte sie heftig, bis sie atemlos und lachend rief: „Laß ab, Junfer Ungestim! Gehst Du so mit Deiner Braut um, so zerbrichst Du sie; denn Tio ist zart und fein.“ Anna trat hinzu, der Vater faßte sie lachend am langen Haar und rief neckend: „Ganz toll ist mein ehrames Haus geworden, zu nachtschlafender Zeit überfällt der Sohn die Eltern, und unsere kleine heilige Anna schleicht lauschend durch die Gemächer. Willst Du vielleicht auch den Segen der Eltern zu Deinem Verlöbniß jetzt erbitten? Wen hat denn Dein Herz sich erkoren, vielleicht den König von Gericke?“ „Seid ruhig, Herr Vater“, entgegnete Anna, aber sie sprach nicht scherzend, sondern ernst und feierlich, als wollte sie jedem Wort Nachdruck verleihen, ihre Augen blickten dabei hinunter auf den Brunnen im Garten, auf dessen Rand ihr scharfer Blick Wiezo erkannt hatte, der regungslos dort saß und

zu ihr hinauf spähte, „ich bin nicht geschaffen für weltliche Liebe. Mein Herz ist frei und gehört längst der heiligen Mutter Gottes. So lange ich bei Euch bleiben kann, will ich mit Freuden hier ihr dienen und Euch, aber einstmals hoffe ich den Schleier nehmen zu dürfen.“

„Schön“, entgegnete der Vater, „so hätten wir denn unter einem Dach die himmlische und die irdische Braut, ich aber schlage vor, daß wir die Nachtruhe genießen, wie es vernünftigen Leuten zukommt. Bin gespannt, was Viezo und Gertruta sich ersinnen werden, um uns zu beweisen, daß auch sie nicht Kinder geblieben sind.“ Langsam stieg Anna zu ihrer Kämmerin hinauf und sprach vor sich hin: „Ich that recht, laut meine Meinung zu sagen, da sie gehört werden konnte. Viezo wird nicht mehr mit Blicken um mich werben. So wie er mich kennen gelernt hat, weiß er, daß ich ihm nicht angehören werde, nie. Welch' ein Glück, daß ich frei bin und daß ich das sagen konnte, so daß er eine Antwort auf sein stummes Werben erhalten hat! Er ist ein starker Mann und wird den Schmerz jetzt eher verwinden, wo er noch nicht offen um mich geworben hatte, und in Zukunft wird Gertruta, die ihn liebt, sicher besser zu ihm passen als ich, seine Altersgenossin. Aber dieser Frühling und Sommer im Livenslande enthält ungeahnte Zaubergewalten.“ Sie fand Dio ihrer harrend, schlang die Arme um ihren Hals und rief neckisch: „Weißt Du, was Du bist, Kleine? Du bist ein politischer Fall, über den nicht die Eltern hier, sondern der Dhm Albert und Dein Vater entscheiden sollen. Im übrigen sind wir alle einverstanden Dich als Tochter und Schwester zu begrüßen, nur der unbändige Hans will Dir die letztere Stellung nicht einräumen, aber daran ist wohl

nicht aus unserer deutschen Sippchaft erkoren?“ Hans lachte leise auf und entgegnete: „Frau Mutter, weil ich die Livin Tio liebe.“ Der Ritter Tiefenhusen ging mit wuchtigen Schritten auf und ab, dann schlug er mit der Faust auf den Steinrand des Altars und rief: „So soll's sein! Weder ich noch Deine Mutter können in dieser Angelegenheit entscheiden. Du freiest um die Tochter des ersten Livenfürsten, das ist keine Familienheirat, sondern so zu sagen eine politische. Da haben andere mitzureden, Bischof Albert und Kaupo. Auf, junger Held, zum Brautritt nach Riga! Ich geleite Dich. Geben die Großmächte am Dünastrand ihre Einwilligung, so wollen wir hier in Malmö Verlobung feiern!“ Frau Margareta nickte und sagte: „Im Grunde genommen ist mir Tio lieb geworden wie mein eigenes Kind.“ Da eilte Hans jubelnd auf seine Mutter zu und umarmte sie heftig, bis sie atemlos und lachend rief: „Laß ab, Junker Ungezügelt! Gehst Du so mit Deiner Braut um, so zerbrichst Du sie; denn Tio ist zart und fein.“ Anna trat hinzu, der Vater faßte sie lachend am langen Haar und rief neckend: „Ganz toll ist mein ehrames Hans geworden, zu nachtschlafender Zeit überfällt der Sohn die Eltern, und unsere kleine heilige Anna schleicht lauschend durch die Gemächer. Willst Du vielleicht auch den Segen der Eltern zu Deinem Verlöbniß jetzt erbitten? Wen hat denn Dein Herz sich erkoren, vielleicht den König von Gericke?“ „Seid ruhig, Herr Vater“, entgegnete Anna, aber sie sprach nicht scherzend, sondern ernst und feierlich, als wollte sie jedem Wort Nachdruck verleihen, ihre Augen blickten dabei hinunter auf den Brunnen im Garten, auf dessen Rand ihr scharfer Blick Wiezo erkannt hatte, der regungslos dort saß und

zu ihr hinauf spähte, „ich bin nicht geschaffen für weltliche Liebe. Mein Herz ist frei und gehört längst der heiligen Mutter Gottes. So lange ich bei Euch bleiben kann, will ich mit Freuden hier ihr dienen und Euch, aber einstmals hoffe ich den Schleier nehmen zu dürfen.“

„Schön“, entgegnete der Vater, „so hätten wir denn unter einem Dach die himmlische und die irdische Braut, ich aber schlage vor, daß wir die Nachtruhe genießen, wie es vernünftigen Leuten zukommt. Bin gespannt, was Viezo und Gertruta sich ersinnen werden, um uns zu beweisen, daß auch sie nicht Kinder geblieben sind.“ Langsam stieg Anna zu ihrer Kämmerate hinauf und sprach vor sich hin: „Ich that recht, laut meine Meinung zu sagen, da sie gehört werden konnte. Viezo wird nicht mehr mit Blicken um mich werben. So wie er mich kennen gelernt hat, weiß er, daß ich ihm nicht angehören werde, nie. Welch' ein Glück, daß ich frei bin und daß ich das sagen konnte, so daß er eine Antwort auf sein stummes Werben erhalten hat! Er ist ein starker Mann und wird den Schmerz jetzt eher verwinden, wo er noch nicht offen um mich geworben hatte, und in Zukunft wird Gertruta, die ihn liebt, sicher besser zu ihm passen als ich, seine Altersgenossin. Aber dieser Frühling und Sommer im Livenlande enthält ungeahnte Zaubergewalten.“ Sie fand Dio ihrer harrend, schlang die Arme um ihren Hals und rief neckisch: „Weißt Du, was Du bist, Kleine? Du bist ein politischer Fall, über den nicht die Eltern hier, sondern der Ohm Albert und Dein Vater entscheiden sollen. Im übrigen sind wir alle einverstanden Dich als Tochter und Schwester zu begrüßen, nur der unbändige Hans will Dir die letztere Stellung nicht einräumen, aber daran ist wohl

die Hitze schuld. Wir wollen uns bemühen, ihn zurecht zu bringen, daß er sich auch bereit erklärt, Dich als Schwesterlein anzusehen. Solltest Du aber gar mit seinem Ungestim zufrieden sein, nun, so werden wir Dich wohl Bräutchen nennen müssen. Gute Nacht, Tio, Raupos Tochter, künftige Herrin der Burg Tiefenhufen!" Sie schob das strahlende Mädchen ins Nebengemach, wo sie kaum eingetreten war, als sie heftig von Gertruta umarmt wurde. „Verzeihe!" rief die jüngste Tiefenhufen, „ich war schlecht, Tio. Ich will aber gut werden, und wenn Du Viezo geheiratet hast, so werdet Ihr doch meiner gedenken, ich aber nehme den Schleier!" Tio lachte und rief: „Deswegen also, Gertruta, warst Du so heftig in der letzten Zeit? Liebes, deutsches Burgfräulein, Tio, das Täubchen, die Livin, wird Viezo, Azzos Sohn, nicht heiraten, und Du wirst keine Nonne werden!" Da umfaßte Gertruta die Genossin in ausgelassener Fröhlichkeit, und noch lange schaute der Mond auf zwei glühende junge Gesichter, in lachende Mädchenaugen. Unten am Brunnen saß Viezo, bis ihn Hans dort fand und ihm in der Freude seines Herzens von seinem künftigen Glück erzählte. Daß Viezo ihm schweigsam zuhörte und trotz allen Mitgefühls ernst blieb, bemerkte der junge Ritter nicht, und endlich schien der Zauber der Sommernacht seine Gewalt über Fredeland zu verlieren. Die Menschen schliefen, und leise plätscherten die Lawogen unten an der Burg vorüber im glänzenden Mondlicht, bis dasselbe verblaßte und Übergang in das purpureerglühende Morgenrot.

Neunzehntes Kapitel.

Liventücke.

Es war im Jahr drauf im Mai. Fredeland bereitete sich, den Bischof und viele andere Gäste zu empfangen. Hans von Tiefenhusen, der in dieser Zeit theils in Riga gewesen war, theils an den Kämpfen gegen die heidnischen Esten teilgenommen hatte, war bereits angelangt. Diese Probe- und Wartezeit war von Hans und Tio rühmlich überstanden worden. Tio hatte sich unter Frau Margaretas Leitung zur deutschen Hausfrau ausgebildet, und dem jungen Ritter war der Bart gewachsen. Gebräunt, zum Manne gereift, kehrte er zurück. Er hatte seine Werbung beim Bischof vorgebracht; der jedoch hatte lächelnd geantwortet: „Nicht mir, sondern Kaupo geziemt die Entscheidung. Erst kommt der Vater, dann der Bischof, nämlich um die Ehe einzusegnen. Wir wollen am Rigebach nicht andere Sitten einführen, wie in der alten Heimat. Reitet weiter, junger Freier, zum Liventfürsten und bringt mir seine Antwort.“ Kaupo hatte Hans von Tiefenhusen staunend angehört, denn in seinen Augen war Tio immer noch das kleine Kind, dem er bunte Bänder und Steine und zuweilen ein schmuckes Gewand schickte, und nun wollte

sie, sein Täubchen, den Deutschen heiraten! Er versprach seine Einwilligung zu geben, jedoch erst nach einem Jahr. Endlich waren die zwölf Wartemonate vergangen, und im Treidenischen erwartete man Bischof Albert und viele andere Gäste zur Trauung. Tio war aufgeblüht wie eine Rose, und das Haus, der Garten hallten wieder von fröhlichen Stimmen der jungen Leute. Eben waren sie alle dabei beschäftigt, unter der großen Birke am Brunnen Blumen-
gewinde zur Schmückung der Kapelle herzustellen. Deutsche und livische Mägde trugen in Körben Laub und Blüten aus dem Walde, von den Wiesen herbei; denn den Frauen gestattete Engelbert nicht, sich von der Burg zu entfernen, obgleich Friede herrschte. Das Wunder war geschehen, Dabrel hatte sich und die Seinen taufen lassen. Er hatte seine jüngsten Söhne Bischof Albert als Geiseln übergeben und einen ewigen Frieden beschworen, aber von Mo hatte man nichts gehört. Er wohnte nicht auf Sattesele. Wo er, sein Weib und sein kleiner Sohn sich aufhielten, wußte man nicht, und eben ihnen mißtraute der Ritter. Heute am herrlichsten Sommertage dachte keiner an Trug und Verrat. Oben auf einer Heugubbe saß Tio, der als Braut von Anna und Gertruta unterjagt worden war, beim Kranzbinden zu helfen, sie hatte auch andere Dinge zu thun, denn Hans von Tiefenhufen stand neben ihr. Viezo trat auf die beiden zu. Auch er hatte sich in dem einen Jahre verändert. Sein rundes, fröhliches Knabenantlitz trug jetzt den ernstesten, selbstbewußten Ausdruck des Mannes, und Gertruta versicherte Anna immer wieder, wie viel vorteilhafter der Junker aussähe. „Tio“, sagte Viezo, „es sind zwei Liden hier von den Neubefehrten, die wollen Dich sprechen, soll ich sie hier vor Deinen Thron führen?“

„Laß sie erscheinen“, antwortete Hans, „es ist unerträglich, daß jeder Ansprüche an meine Herrscherin erhebt. Übermorgen wird das ein Ende haben. In der Burg herrscht Mutter über ein Heer von Mägden, die zum hundertsten Mal alles scheuern. Wenn sie nur nicht die La ausschöpfen! Siehe, wie der Fluß sichtlich schmaler wird. Was mögen die Liven Dir zu sagen haben? Das kommt davon, wenn man in die regierenden Häuser des Landes hineinheiratet, da muß man sogar seine Braut mit anderen Großwürdenträgern teilen.“ „Ja“, sagte Tio, „ein Rönnelein oder ein Findelkind bin ich leider nicht, und wenn ich dem Junker Hans von Tiefenhufen nicht passe, so, wie ich bin, so werden wir uns wohl noch vor der Trauung scheiden müssen. Laß es gut sein, Lieber. Du weißt, nach der Trauung gehöre ich Dir, und der Herr Vater hat uns vierzehn Tage des Alleinseins im kleinen Gartenhause gelobt, das uns zu Ehren im Burggarten erbaut worden ist und das Anna und Gertruta so zierlich eingerichtet haben, daß es ein kleines Weltwunder geworden ist, und alle livischen Frauen und Mädchen aus der Umgegend herbeiwallen, um es staunend zu betrachten. Da kommen die beiden Liven, es sind Kyrianus und Layanus, Altersgenossen von Ho!“ Die Liven begrüßten Tio ehrerbietig, und Kyrianus sprach: „Wir haben vernommen, daß Ihr und Euer Gefolge morgen aufbrechen und bis Urküll dem Herrn Bischof und dem Fürsten Kaupo entgegenreiten wollet. Wir bitten um Eure gütige Erlaubnis, mit Euch den Weg bis zum Schloß machen zu dürfen. Ihr kennt Konrad von Meindorp; der Euch alle die Nacht bei sich aufnehmen will, worauf ihr dann mit den Rigischen hierher zurückkehren und vom Bischof getraut werden

folgt. Wir haben ein dringendes Anliegen an den Ritter Konrad und fürchten, er wird zu beschäftigt sein, um sofort mit uns zu verhandeln. So Ihr jedoch ein Wort für uns einlegt, wird er uns vorlassen; daher gewährt unsere Bitte!" Tio und Hans willigten ein. Am nächsten Morgen, als kaum die ersten Sonnenstrahlen über die Hügel schossen, und der fallende Tau einen schönen Tag versprach, verließ eine große Gesellschaft zu Pferde Fredeland. Voran ritten Krieger und Knechte, dann folgten Hans, Tio und Anna, und hinter denen Pagen und Ritter. Unter dem Thor winkten Frau Margareta und Gertruta lustig zum Abschied, und die Hausfrau trug Anna allerlei Aufträge für Herrn Engelbert auf, der beim Bischof in der Stadt gewilt hatte, um mit Kaupo das Heiratsgut der Kinder festzustellen, und mit den Rigiſchen die Seinen in Urküll treffen wollte. Wiezo blieb als Befehlshaber der Burg zurück. Er rief noch zuletzt Kyriannus zu sich und sagte ihm: „Ich habe vernommen, daß sich in der Umgegend von Urküll heidnische Liven versammeln. Wißt Ihr darum?“ „Seid unbesorgt, Herr“, entgegnete der Mann, „die kenne ich wohl, es sind einige Anverwandte von mir, wenige an der Zahl, gerade mit ihnen will ich verhandeln.“ Die Gesellschaft ritt fröhlich ins Land hinab. In Urküll empfing Graf Konrad seine Gäste. Die Rigiſchen waren noch nicht angelangt, so fand Tio Gelegenheit den Grafen mit der Bitte der beiden Liven bekannt zu machen. Er ließ sie rufen, und sie traten zu ihm in sein Gemach. „Was wünscht Ihr von mir?“ fragte er. „Herr, wir sind vom Bischof an Euch gewiesen, wir sollen nicht handeln ohne Eure Erlaubnis. An der Dger versammeln sich einige heidnische Liven. Es sind viele von

unseren Verwandten darunter, und so Ihr es erlaubt, möchten wir beide wohl hingehen und ihnen Vorstellungen machen, daß sie endlich ablassen von ihren heidnischen Gebräuchen und sich zum Christenglauben bekehren, auch könnten wir auskundschaften, ob sie wieder Übles im Schilde führen gegen die Deutschen.“ „Wie sollte Euch das gelingen, wonach schon so viele Priester umsonst gestrebt haben! Laßt ab von Eurem Vorhaben. Soviel ich weiß, sind es die hartnäckigsten Heiden, ja man spricht davon, daß sogar der so lange verschollene Olo unter ihnen weilt; auch sind sie alle in Waffen erschienen; wir wollen erst in Frieden die Hochzeit auf Freidland feiern und dann ausziehen, die in den Wäldern Versteckten zu suchen. Geht also nicht jetzt zu ihnen!“ „Herr“, entgegnete Layanus, „gerade der Deutschen wegen möchten wir die Liven auskundschaften, ob nicht vielleicht eine große Anzahl im Hinterhalt liegt, um ihnen aufzulauern, wenn sie morgen von hier nach Treiden reiten. Uns werden sie nichts thun. Wir können ohne Waffen zu unseren Verwandten gehen. Olo ist edel, er kämpft nicht gegen Wehrlose, zudem sind wir seine Jugendgefährten.“ „Ich kann Euch nicht von Eurem Vorhaben abbringen“, sagte Graf Konrad, „aber ich fürchte, Ihr wagt mehr, als Ihr selbst wißt. Ich baue nicht mehr auf die Treue der heidnischen Liven. Bisher haben sie jeden Frieden freventlich gebrochen, warum sollten sie jetzt eine Ausnahme machen? Seid vorsichtig und meldet mir sofort, was Ihr erfahren habt.“ Ryriamus und Layanus begaben sich zur Livenversammlung an der Oger. Unterwegs trafen sie ein livisches Weib, es trug einen Knaben im Arm und war in Lumpen gehüllt. Die Frau blieb stehen und fragte: „Sind in der

Burg Üzfüll Kaupos Tochter und viele andere Gäste?“
 „Ja“, entgegnete Lyanus, „Ihr wollt wohl hin, um Gaben für Euch und den Kleinen zu erbitten. Da kommt Ihr zur rechten Zeit, die Deutschen und Kaupo mit seinen Freunden reiten zur Hochzeit Tios mit Hans von Tiefenhusen, da werdet Ihr reiche Spenden erhalten, denn sie sind alle sehr wohlthätig.“ Das Weib erwiderte nichts. Als die beiden Männer ihren Blicken entschwunden waren, erhob sie drohend die Hand und richtete sich plötzlich aus ihrer gebückten Stellung auf. Nicht mehr schleppend und müde war ihr Gang, sondern rasch und elastisch. Sie war eine junge Frau, und als ihr Kopftuch beim schnellen Gang zurückfiel, beschien die Sonne Uldewes Züge. Uldewe hatte große Augen, die finster und haßerfüllt auf die Burg Üzfüll schauten. Mehr denn je zuvor stand sie in Feindschaft mit den Deutschen, aber eine haßte sie vor allen, das war Anna von Tiefenhusen. Erst seit kurzem hatte sie den Namen gehört. Als sie gestern im Walde Anna von Tiefenhusen hatte vorbeireiten sehen, nannte eine Livin ihr die vornehmen Ritter und Fräulein. Und vorher hatte sie den Namen auch vernommen, ihr Mann rief ihn bisweilen des Nachts. Nun wußte sie es. Jene schöne, stolze Deutsche, das war die Hexe, die ihren Mann verzaubert hatte, daß er nicht glücklich mit ihr, Uldewe, leben konnte. Zuweilen haßte sie Mo. Er erlaubte ihr seit jener Stunde auf den Wällen in Kaupos Burg nicht mehr den Bogen zu spannen und mit ihm zu reiten, so schoß und ritt Uldewe hinter seinem Rücken. Er zwang sie in der kleinen Burg, tief drinnen im Walde, den noch kein Fuß durchquert hatte, Ordnung zu halten. Er sah darauf, daß sie den Knaben pflegte, den er Anno genannt

hatte. Jetzt wußte sie, warum. Jener Deutschen wegen, die er verehrte, wie einen Gott und nach der er versuchte, seine Frau zu erziehen. Aber Aldewe wollte nicht erzogen werden, sie wollte Mo so lieben, wie es ihr richtig schien, er mußte wieder ganz ihr gehören, sie würde den Zauber brechen, sie wußte wohl wie. Deswegen schritt sie jetzt, in Lumpen gehüllt, dem Schloß zu und nahm ihren müden Gang wieder auf, als sie das Thor erreichte. Sie zog das Tuch über das Gesicht und nahm aus dem Brustlatz einen Strauß süß duftender Maiblumen, dann kauerte sie sich am Thor nieder. Sie brauchte nicht lange zu warten, da schritten eben Arm in Arm Anna und Tio durchs Thor, stellten sich vor demselben auf und blickten spähend die rigasche Straße hinab. „Jetzt könnte der Zug bald um die Windung dort sichtbar werden, vom Turm aus sah man ihn schon lange“, rief Tio. „O, Jungfer Ungebuld“, entgegnete Anna, „Ritter Konrad sagte, die Rigischen könnten erst in einer halben Stunde dort anlangen. Was trieb Dich denn hier vors Thor, da doch Dein Liebster drinnen steht?“ „Im Schloß ist die Schwüle unerträglich; ich jage Dir, Anna, wir bekommen ein Gewitter, auch hatte Hans mit dem Ritter Meindorp zu reden, sie sprachen von heidnischen Liven an der Oger, Männersachen, da sind Frauen nichts nütze, und dann sehne ich mich nach meinem Vater, mir ist traurig zu Sinn.“ „Da muß ich meine Schwester zerstreuen, sonst zürnt mir später der Hans. Sieh, Liebste, hier hockt ein entsetzlich elendes Livenweib, aber sieh, die herrlichen Maiblumen, die habe ich seit Holtzaten nicht mehr erblickt!“ Tio wandte sich der Frau zu und fragte: „Wo habt Ihr die schönen Blumen her? Gebt sie mir, ich will Euch Geld reichen.“

„Da sind noch viele tausend Blumen“, antwortete Uldewe auf livisch, „gerade drei Schritt von hier am Waldbrand, nicht so weit, hier wo die kleine Wiese endet, auf der Ihr steht.“ „Richtig!“ rief Tio, „ich sehe von hier aus die Blüten. Oh, die Menge! Komm, Anna, wir wollen Sträuße pflücken, uns die Zeit zu vertreiben, und dem Herrn Bischof zum Gruß.“ Beide Mädchen eilten der Stelle zu, Uldewe folgte ihnen, langsamer. Sie legte das Kind in das Gras und begann ebenfalls Blumen zu sammeln. Beide Mädchen hatten große Sträuße, als das Kind zu weinen anfing. Anna kniete neben dem Knaben nieder und sagte: „Der Kleine friert, er hat kalte Händchen.“ Sie nahm ihr Tuch von den Schultern und beschäftigte sich damit, den Knaben hinein zu wickeln, wobei sie Tio den Rücken zuwandte. Diesen Augenblick benutzte Uldewe. Wie eine Katze sprang sie geräuschlos auf Tio zu und stopfte ihr ein Tuch in den Mund, ehe sie sich rühren oder einen Laut von sich geben konnte. Hinter den Bäumen hervor stürzten einige Liven, die sich Annas bemächtigten; auch sie wurde gefnebelt. Die Männer ergriffen die betäubten Mädchen und schleppten sie in den Wald. Sie warfen ihre Tücher über das Gesicht, bestiegen ihre Rosse, auf denen sie die Mädchen vor sich hielten, und ritten ins Dickicht hinein, gefolgt von Uldewe und ihrem Kinde, ebenfalls zu Pferde. Es war alles so rasch, so lautlos geschehen, daß keiner der Schloßwächter irgend etwas vom Vorfall bemerkt hatte, was um so begreiflicher war, als jetzt gerade der Zug der Rigischen sich der Burg näherte, und alle Augen auf denselben gerichtet waren. Erst als der Bischof in den Burghof einritt und die Bewohner zur Begrüßung herbeieilten, ver-

nißte Hans, dem Konrad von Meindorp seine Besorgnis wegen Kyriamus und Layanus mitgeteilt hatte, seine Braut und seine Schwester. Er suchte sie im Schloß und wieder verging geraume Zeit, ehe festgestellt wurde, daß beide Mädchen nicht innerhalb der Burg weilten, auch nicht innerhalb der Wälle. Jetzt bemerkte man Fußstapfen auf der kleinen Wiese, die sich vom Thor kaum zwanzig Schritt weit bis zum Walde erstreckte, und dort am Saume des Forstes waren Fußtritte sichtbar. Jetzt erst bemächtigte sich große Unruhe der Deutschen, die sich bald zu Angst und Verzweiflung steigerte, als Graf Konrad Kaupo von der Livenversammlung an der Oger erzählte. Ein wirres Durcheinander folgte, man rief nach Waffen, nach den Rossen und Rüstungen, bis endlich Bischof Albert, der sein Pferd noch nicht verlassen hatte, mit lauter Stimme rief: „Nicht alle dürfen die Burg verlassen. Kaupo, Hans von Tiesenhusen, Wigbert, Graf Gottschalk von Pyrmont und fünfzig Knechte reiten in den Wald, ihr anderen fünfzig untersucht die Wiesen und trifft zur Mitternacht die anderen am Ogerufer, der Rest bleibt hier bei uns in der Burg!“ Man gehorchte, und die Reiter, an ihrer Spitze totenbleich Hans und Kaupo, verschwanden im Walde, während die anderen an seinem Saume hinritten.

Mittlerweile hatten Kyriamus und Layanus die Versammlung der Liven am Fluß erreicht. Sie fanden eine größere Anzahl Gewaffneter, als ihnen gemeldet worden war. Mo, der Fürst, saß unter den ältesten, auch das Waldweib fehlte nicht, und es sollte vor der Beratung Thara geopfert werden. Mit freundlichem Gruß traten die beiden Männer unter die Stammesgenossen. Das Waldweib jedoch schrie mit lauter Stimme: „Wehe, wehe!

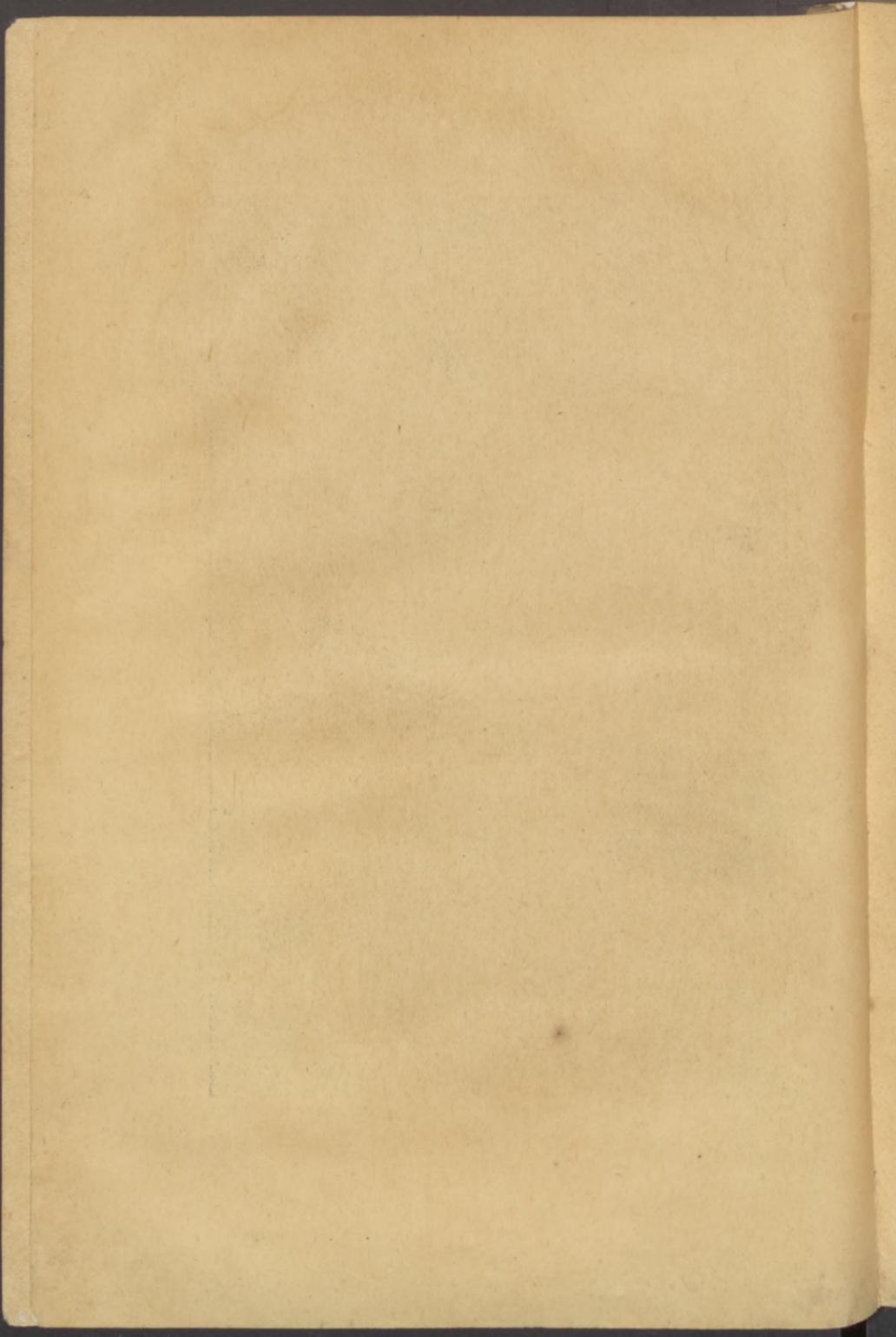
Wie soll Thara unseren Plänen sich günstig erweisen, wenn seine Verräter unter uns weilen!" Da rief Ilo: „Fasset die beiden, ich kenne sie wohl, es sind die zum Christentum übergetretenen Gefährten, Kyrianus und Layanus, meine nächsten Jugendgenossen. Schmach über Euch und Eure Feigheit!" Da ergriffen einige von den Ältesten die Männer und schleppten sie zu Ilo hin. Sie versuchten auf die Liven einzureden, aber zürnend, wutschreiend wandten sich alle Verwandten und Freunde von ihnen ab, und Ilo fragte sie mit weithin vernehmbarer Stimme: „Warum kommt Ihr her? Denkt Ihr, wir seien Weiber oder schwachsinrige Greise? Ihr wollt unsere Pläne auskundschaften und sie den Deutschen verraten!" Da antwortete Kyrianus: „Wir kommen ohne Waffen in friedlicher Absicht. Seit lange, Ilo, weiß ich, wie Du verborgen hausest im einsamen Forst, finster und friedlos bist Du, und nach Rache sehnt sich Dein Herz, nach Rache an den Deutschen, die Deine Burg zerstörten und underentwillen Deine Mutter den Tod in den Flammen suchte. Wir aber kommen, um Dir den Frieden zu verkünden. Du findest ihn nicht bei Thara, nicht durch Ausübung der Rache wirst Du ihn erkämpfen, er wird Dir, Euch allen nur allein durch den Glauben an Christus, unseren Heiland zuteil, darum laßet ab von Euren heidnischen Gebräuchen und laßet Euch unterweisen und taufen wie wir, denn wir haben den Frieden gefunden!" Da tobten die Liven vor Wut, zogen ihre Schwerter und stürzten sich auf die Männer. Ilo rief: „Halt! Wir wollen nicht morden, sie kommen ohne Waffen —" aber das Waldweib freischte: „So Ihr sie nicht tötet, die seigen Verächter, so seid Ihr selbst, Ilo, ein Abtrünniger!" Da

richtete der junge Fürst sich hoch auf und rief mit mächtiger Stimme, die allen Lärm übertönte: „So ich befehle, daß sie am Leben bleiben sollen, wer hat was dagegen zu sagen! Ich bin Herr, nicht das Waldweib. Damit ihr jedoch seht, daß ich gerecht bin, so fordere ich das Gottesgericht. Setzt die Männer auf die Kasse!“ Man führte zwei Pferde herbei, Kyriamus und Layanus jedoch wehrten sich und riefen: „Wir fügen uns nicht heidnischen Sitten, wir sind Christen!“ Da schrie Ilo: „Nun denn, Ihr Elenden, die Ihr wagt, mir zu trotzen und Thara zu verspotten, so frage ich Euch zum letzten Mal: „Wollt Ihr dem Christengott entsagen und Thara opfern?“ Beide Männer antworteten mit fester Stimme: „Nein, unseren Leib könnt ihr töten, unsere Seele gehört Gott!“ Da stürmten die Liven auf sie ein. Man band Stricke an ihre Füße und riß sie mitten durch, aber die Christen starben, den Namen ihres Heilandes auf den Lippen.

Es war dunkel geworden, die Sonne war untergegangen, niemand achtete auf das schwarze Gewölk am Himmel, das eilends am Monde vorüberjagte und ihn endlich ganz verdeckte. Man hatte Fackeln entzündet und lagerte sich, als Hufschläge eilender Kasse in nächster Nähe ertönten und Uldewe und die zwei Krieger mit den Gefangenen angesprengt kamen. Ilo trat auf sie zu, nahm ihr das weinende Kind vom Arm und fragte: „Wo bist Du gewesen?“ Uldewe wandte sich den Liven zu und rief: „Ihr Männer, dieweil Ihr hier Rat hieltet, habe ich gehandelt. Ich bringe kostbare Beute, Anna von Tiesenhufen und Kaupos Tochter, Tio, die übermorgen mit dem Ritter Hans von Tiesenhufen, einem elenden Deutschen, vermählt werden sollte. Handelt rasch, denn nicht lange

wird meine That unbemerkt auf der Burg Urküll bleiben!“ Die Liven jauchzten ihr zu. Man hob Tio und Anna von den Pferden, riß ihnen das Tuch vom Haupt und vom Munde. Sie taumelten, lehnten sich an einen Baumstamm und faßten sich wortlos an den Händen. Ulbewe rief höhniſch: „Das also ist meine Mahme Tio, Du zarte, Du bleiche! Bei Deinen Deutschen gefällt es Dir wohl besser als hier bei uns, bei Deinen Hunden von Deutschen, Deinem Hund von Vater, der seine Burg zerstört und sein Weib in den Tod getrieben hat! Und Du bist Anna, die Christin mit dem Zauberblick?“ wandte sie sich an Anna. Diese konnte die Worte nicht verstehen, sie blickte ruhig auf ihre Feindin, alle Angst war von ihr gewichen, sie empfand nur eine große Freude bei dem Gedanken, hier vor den Heiden für ihren Herrn Zeugnis ablegen zu dürfen. Tio konnte sich nicht so rasch fassen, sie sah in die verzerrten, haßerfüllten Gesichter der Stammesgenossen, sie kannte ihre Grausamkeit und die Macht jenes schrecklichen Waldweibes, das sie tückisch grinsend betrachtete, und im Namen Tharas die Liven zu den schändlichsten Thaten anfeuerte. Stöhnend schlug sie die Hände vors Gesicht. Anna wandte sich ihr zu und sagte: „Ruhig, Liebste! Was können die armen Verblendeten uns thun? Unser leibliches Leben gehört ihnen, unser ewiges liegt nicht in ihrem Bereich, und nur mit des himmlischen Vaters Willen werden sie uns töten, ohne seine Erlaubnis werden diese Horden uns kein Haar krümmen, auch jetzt nicht. Bittere und stöhne nicht, falte Deine Hände und laß uns beten.“ Tio fühlte neue Kraft in sich, sie that, wie Anna sagte, und diese sprach ruhig das Vaterunser. Bisher hatte Olo im Kampfe mit sich gestanden. Wären die Mäd-





chen zitternd vor ihm niedergefunken, hätte Anna ihn verzweifelt um Mitleid und Hilfe angefleht, so würde er im Gefühl seiner Größe und Macht sich ihrer erbarmt haben. Diese Ruhe jedoch empörte ihn. Weder Tio noch Anna schienen seine Anwesenheit zu bemerken, obgleich sie ihn, den Fürsten, erkannt haben mußten. Gott lobend waren die beiden bekehrten Liven gestorben, ebenso würden diese schwachen Frauen alles, auch den qualvollsten Tod erleiden und nicht ihn, sondern den Christengott um Rettung bitten. Wut, Haß, Neid, trotz seiner Fürstengewalt ein Gefühl der Ohnmacht erfüllten sein Herz. Er trat auf Tio und Anna zu und sprach mit rauher Stimme: „Merkt Ihr es endlich, daß Euer Gott die Seinen in der Gefahr verläßt, und wenn Ihr es noch nicht glaubt, so seht dort hin!“ Er wies unter einen Tannenbaum. Schauernd sahen die Mädchen die Glieder zweier Männer in Blutlachen liegen. Tio gewahrte die Köpfe der verstümmelten Leichen und rief entsetzt: „Es sind Kyrianus und Layanus, die Liven!“ „So ergeht es allen Feinden Tharas, er ist ein mächtiger Gott und übt Rache. Erkennt ihn an, ruft seinen Namen und ich, der Fürst, verbürge mich für Euer Leben und bringe Euch selbst nach Urkül!“ Er hatte deutsch gesprochen und war nahe an Anna herangetreten. Diese würdigte ihn keiner Antwort, wieder traf ihn nur ein trauriger, vorwurfsvoller Blick, dann wandte sich die stolze Gestalt ruhig von ihm ab, und Tio rief schmerzlich: „Armer, verblendeter Mo!“ Sie folgte Anna. Diese Verachtung seiner Macht brachte Mo zum Äußersten. Zugleich schrie Uldewe, und das Waldweib stimmte ein: „Seht Ihr, Ihr Liven, den bösen Blick des deutschen Mädchens, sie versucht es, den Fürsten zu verzaubern,

tötet sie und tötet Tio, die Meineidige!“ Unbeweglich standen die beiden Jungfrauen in der wütenden, tobenden Menge der Liven. Ein Blitz zuckte durch den Wald, ein betäubender Schlag folgte, und aus der nächsten Tanne schlug eine Flamme gen Himmel. Ein Sturm setzte ein und wirbelte große Hagelkörner herab, und Blitz und Schlag fuhren herab in ununterbrochener Folge. Hoch auf sprangen die Bogen der Oger, und wieder flammte ein Baum, vom Blitz getroffen. Da kreischte das Waldweib: „Seht Ihr Tharas Zorn, ergreift die Mädchen, bringt sie zum Opfer oder wir sind des Todes!“ Einer der Ältesten rief: „Thara zürnt, weil wir beim Tode der beiden Liven nicht seinen Rat erforchten, drum laßt uns hier nach seinem Befehl handeln, wir wollen ein Gottesurteil!“ Wieder zuckten Blitze, heulte der Sturm, knatterte der Donner, prasselte der Hagel, um plötzlich einer Totenstille zu weichen. Im fahlen Schimmer der einzelnen neu entfachten Fackeln wurde ein Pferd herbeigebracht. Das Tier zitterte und schritt widerwillig gesenkten Hauptes vorwärts. Aus den aufgetürmten Wolken wetterleuchtete es, das Unwetter schien Atem zu schöpfen, ehe es wieder mit erneuter Gewalt losbrach. Oder verstummte die Wut der Elemente vor der Leidenschaft der Menschen? Ilo und ein Ältester traten an das Roß und riefen: „Bekennet Ihr, nach altem Brauch handeln und Tharas Gebot erfüllen zu wollen, wie auch sein Befehl ausfallen mag?“ Alle Liven antworteten: „Wir bekennen es. Auf! Zum Gottesurteil!“ Man hob beide Mädchen auf das Roß, führte dasselbe in den Kreis, den die Männer schlossen, und gab die Zügel frei. Gesenkten Hauptes stand das Tier in der atemlos lauschenden Menge unter den regungslosen Blättern und Nadeln

der Waldbäume, im zuckenden Licht des Himmels. Als wieder ein Blitz herabfuhr, hob das Pferd wiehernd den Kopf und setzte den rechten Fuß ausholend voran. Der Älteste rief: „Thara verwirft ein Opfer, die Frauen sind frei!“ Die Liven schrieten durcheinander, und als hätte der Sturm nur auf diesen Augenblick gewartet, so setzte er mit erneuter Gewalt ein. Äste, Bäume zerplitterten. Die Mädchen glitten vom Pferd herab, sie hörten Ulo rufen: „Den Tod werden sie nach Tharas Willen nicht erleiden, davon sind sie frei, aber Gefangene sollen sie bleiben, bindet sie und laßt uns zur Waldburg ziehen!“ Das Gewitter hatte seinen Höhepunkt erreicht, es war nicht möglich in dem Wolkenbruch deutlich zu sehen oder zu hören. Zwei Männer schritten auf Anna und Tio zu. Diese standen unter einer Birke, ihnen gegenüber hatte sich Uldewe hingefauert und versuchte es, trotz der Dunkelheit jede Bewegung der regungslosen Frauengestalten zu beobachten. Als die Männer im Begriff waren Anna und Tio zu binden, ertönte plötzlich der Ruf: „Verrat, die Deutschen!“ Zugleich mit dem Regen prasselten Pfeile herunter, und aus dem Dickicht brachen wie der Sturm mit unwiderstehlicher Gewalt Hans, Kaupo und eine Schar Krieger. Die Liven griffen nach ihren Waffen. Als sie aber die große Übermacht der Feinde sahen, eilten sie in das Waldesdickicht. Wortlos vor überschwänglichem Glück sank Anna in die Kniee und erhob betend die gefalteten Hände. Alle drängten sich um die Mädchen, keiner achtete der dunklen Gestalt Uldewes. Zähneknirschend richtete sie sich auf, das Kind hatte sie neben sich ins Gras gelegt. Sie ergriff die Armbrust eines toten Liven vor ihren Füßen und legte murmelsnd den Pfeil auf: „Wo Männer

feige fliehen, müssen Weiber kämpfen. Du, verfluchte Deutsche, hast mit dem bösen Blick den Fürsten Ilo verzaubert, ich löse den Gemahl!" Ein Blitz erleuchtete plötzlich Uldewe, und als sie den Pfeil abdrückte, sprang Tio vor Anna, breitete die Arme aus und rief: „Nicht sie, nicht sie, o mein Heiland!“ Sie brach zusammen, Uldewes Pfeil steckte in ihrer Brust. Aber die Livin selbst wankte und stürzte, der Blitz hatte sie getötet.

Anna fing Tio in ihren Armen auf. Sie zog den Pfeil aus der Wunde und versuchte das Blut zu stillen, aber Tio öffnete nur noch einmal die Augen und schaute glücklich, verklärt lächelnd auf die unverehrte Anna, sie sagte leise: „Ich büße die Schuld der Liven aus Kaupos Geschlecht. Wo ist Hans?“ Der junge Ritter kniete neben ihr und umfaßte sie mit seinen Armen. Zufrieden lehnte Tio das Haupt an seine Schulter und starb. — Wo Freudengeläut ertönen sollte und fröhlicher Hochzeitsreigen, verstummte der Jubel. In der zur Hochzeit geschmückten Kapelle der Burg Fredeland stand die Braut, und der Bischof sprach wohl Einsegnungsworte, aber es war keine irdische Braut, die er einsegnete, sondern eine himmlische. Wie ein Engel anzuschauen war Tio, friedlich, glücklich schlummerte sie unter dem Kranz weißer Maiblumen, den Anna ihr aufs Haupt gelegt hatte. — Oben in Annas Kemenate standen die Schwestern weinend am Fenster und blickten auf den Altan, wo zwei Männer in stummem Gram neben einander saßen, Kaupo, der Livenfürst, und Hans von Tiefenhusen. Von Annas Bett her tönte ein leises Wimmern. Unwillig wandte Gertruta das Haupt und rief: „Unbegreiflich ist mir's, Anna, daß Du das Kind ihrer Mörderin zu Dir nehmen konntest!“ Anna

entgegnete leise: „Ich hätte es fast mit meinem Fuß ver-
legt. Von allen verlassen, lag es neben der toten Urdewe
im Sturm, in der Masse. Das Kind ist schuldlos, und
der Herr hat mir Tios Anverwandten in den Weg gelegt,
damit ich ihn retten soll vor leiblichem und geistigem Tod.
Das ist meine, ist Christenpflicht.“ „Ich kann den Knaben
nicht ansehen. Mir schaudert, er war blutbesleckt, wohl
von dem Blute des Kyrianus und Layanus, und wie sollte
Hans seinen Anblick ertragen?“ „Hier oben sieht ihn
niemand, die Burgbewohner werden seine Anwesenheit ver-
gessen, und so sie ihn sehen, werden sie mir helfen ihn
pflegen; denn das ist unsere Pflicht, ist Christenrache.“

Zwanzigstes Kapitel.

Weißmantel und Bischofshut.

Bischof Albert stand mit dem jungen Ritter Hans von Tiesenhufen am Dinaufer vor dem Stadtthor und hörte dem eifrigen Bericht seines Neffen zu, während seine Augen die Böte und Schiffe beobachteten, die theils ruhig vor Anker lagen, theils geschäftig die blaue Flut durchschnitten. Hier wurden Steine ausgeladen, die die Städter am gegenüberliegenden Ufer hatte sammeln und behauen lassen. Die großen dienten zur Verstärkung der Stadtmauern, die kleineren wurden von den bischöflichen Kriegern für ihre Schleudern, Peterallen genannt, gesammelt. Albert sah eine Anzahl Ordensritter, lebhaft redend von einem Schiff das Land betreten. Einer unter ihnen ragte um Haupteslänge über die anderen hervor, er bewegte die Hände, während er lebhaft erzählte und die anderen lauschten, und seine Augen blickten unruhig überall hin, ohne lange auf irgend einem Gegenstand zu haften; es schien überhaupt, als seien diese Augen nicht fähig etwas längere Zeit zu betrachten; sie, die beweglichen Hände, ein eigentümliches Zucken im Gesicht verliehen dem Manne ein unsicheres, unbehagliches Wesen, an dem man ihn leicht

unter vielen herauskennen konnte. Hans bemerkte, daß der Bischof nicht mehr aufmerksam seinem Berichte folgte, er schwieg, und Albert wandte sich ihm zu und fragte: „Scht dort den Kreuzritter, kennt Ihr ihn?“ Hans sah in der angegebenen Richtung und als er den Mann erblickte, tauchte ein Bild vor ihm aus der Vergangenheit auf. Er sah den Platz vor der Klosterschule in Bremen, er selbst schritt neben dem verwundeten Viezo daher und hörte eine Stimme neben sich höhrende Worte reden. Jetzt wußte er's: „Es ist der Kreuzritter Wigbert!“ rief er, „derselbe ist hierhergekommen, um seine Sünden zu büßen; andere jedoch behaupten, er mußte Deutschland verlassen, weil er dort der Friedlosigkeit verfallen sei. Ich habe ihn flüchtig kennen gelernt, aber ich will ihn nicht begrüßen, er ist meiner Meinung nach ein roher, ein schlechter Mensch.“ „Hans“, sprach der Bischof ermahnend, „Du solltest nicht so fürschnell im Urtheil sein, auch Mäßigung im Urtheil ist Ritterpflicht. Diesmal jedoch mögt Ihr so Unrecht nicht haben. Der Ritter ist mir angemeldet worden. Er hat schwer gesündigt unter den Brüdern, jetzt aber ist mir von ihnen berichtet worden, er komme als Büßender zu mir. Wir wollen in mein Haus gehen, ich will den Menschen nicht hier treffen. Das ist das Härteste für mich, daß solch' Gelichter sich an unserer großen, heiligen Sache beteiligt. Es ist schwer für den Sämann, die Spreu vom Korn zu sichten.“ — Desselbigen Abends hatte der Bischof die Ordensbrüder mit ihrem Meister Binno zu sich beschieden, er hatte Wichtiges mit ihnen zu verhandeln. Im großen Saal empfing der Bischof die Ritter. Seine Geistlichen trugen Festgewänder, er selbst war im vollen Ornat, ebenso festlich erschienen die Ordensbrüder, auch

die weltlichen Ritter hatten ihre glänzenden Rüstungen an. Der Bischof nahm auf seinem Sessel Platz, ihm zur Rechten saß der Ordensmeister Binno, ihm zur Linken der Livenfürst Kaupo, neben demselben stand Hans von Tiefenhusen. Kaupo war gealtert, der Schmerz um Ilos fortgesetzte tückische Feindschaft, um den Tod Tios hatten den starken Helden tief gebeugt. Seine müden Augen jedoch hellten sich auf, wenn sie auf dem jungen Ritter an seiner Seite ruhten. Hans von Tiefenhusen hatte sich männlich bemüht, die eigene Trauer zu unterdrücken, um den zu unterstützen, den er von Tio als ihm übergeben, als ein heiliges Pfand der Toten ansah; so war das Verhältnis zwischen den beiden das des Vaters zum Sohne geworden, und der große Livenfürst setzte seine Hoffnung und seinen Stolz auf diesen Deutschen und auf seinen Neffen Viezo. Der jedoch weilte meistens in der Burg Fredeland, er war Engelbert von Tiefenhusen, dem Vogt von Treiden, unentbehrlich, da er die Landessprachen beherrschte, während Hans sein Elternhaus mied und meistens bei Kaupo in Riga lebte. Nicht nur die Erinnerung an Tio ließ ihn in Fredeland keinen Frieden finden, sondern ein lebendes Wesen: Anno, Ilos Sohn. Er billigte Annas Liebe, Frau Margaretes und selbst Gertrutas Fürsorge für den kleinen Gesellen, der frisch und fröhlich die Burgräume bewohnte und selbst vom gestrengen Hausherrn verzogen wurde, er konnte aber das Kind, das ein Ebenbild seines Vaters zu werden versprach und in seinen zierlichen Bewegungen ihn bisweilen an Tio erinnerte, nicht ansehen, ohne den einen großen Wunsch zu empfinden, noch einmal mit dem Mörder seines Glückes, mit Ilo, Brust an Brust, Auge in Auge kämpfen zu dürfen. Diese glühende Seh-

sucht nach Rache, die er sich als Christ bemühte durch eifriges Gebet zu überwinden, wurde doch immer wieder von neuem mächtig in ihm, und deshalb mied er die Burg Fredeland. Der Bischof hatte den Segen gesprochen und war im Begriff das Wort zu ergreifen, als der Ordensmeister ihm zuvorkam und sagte: „Ehrwürdiger Vater, gestattet, daß ich Euch in Anspruch nehme, ehe von weltlichen Dingen die Rede ist. Der Bruder Bertold von Wenden, sowie seine Mitbrüder haben mir den Ordensritter Wigbert gesandt. Derselbe hat übel gehandelt und sich arg versündigt gegen seinen Orden. Nun aber hat er sich endlich gedemütigt vor seinem Gott und gebeten, man möge ihn hierher senden, damit er Euch um Vergebung anflehen könne; denn seine Sünden drücken ihn schwer, alsdann ich ihn als einen Verlorenen, nun aber durch Gottes Gnade reumütigen, geläuterten Sohn in den Orden aufnehmen kann. Tretet vor, Ritter Wigbert, und bekennet hier vor dieser heiligen Versammlung eure Reue!“ Der also gerufene näherte sich dem Bischof und kniete vor ihm nieder. Er trug nicht den weißen Mantel mit dem Kreuz, auch nicht das Schwert, nur ein kurzes Beil steckte in seinem Gurt. Der Bischof blickte auf den Knieenden, der zu ihm aufsaß, als er jedoch Alberts Auge begegnete, den unruhigen Blick sofort abwandte. Der Ordensmeister Vinno und der Bruder Priester Johannes stellten sich an seine Seite, und ersterer sprach: „Ich frage Dich, Wigbert, hast Du dem Priester Johannes, als ein reuiger, wahrhaftiger Christ Deine Sünden und Vergehungen alle gebeichtet? Hast Du nichts Unlauteres, keine weltlichen, fleischlichen Gelüste in Deinem Herzen zurückbehalten? Bist Du willens als ein demütiger Bruder auf der untersten

Stufe dem Orden zu dienen, so bekenne das hier im Angesicht des Ordens, Eures Beichtpriesters, des ehrwürdigen Bischofs, der edlen weltlichen Fürsten und Ritter und in der Allgegenwärtigkeit des dreieinigen Gottes und seiner Heiligen, durch ein: „Ja“. Wigbert sprach das „Ja“ laut und deutlich, aber er sah nicht auf. Alles schwieg, dann endlich sprach der Bischof: „So Ihr als ein Reuiger zurückkehrt vom Wege der Sünde und Gott Euch wegen des Unrechts durch seinen heiligen Priester Johannes die Absolution erteilt hat, so erteile ich Euch meinen Segen. Wenn Eure Sünde gleich blutrot wäre, so soll sie doch schneeweiß werden durch die Gnade und Erlösung unseres Heilandes. Im Namen Gottes, des Sohnes und des heiligen Geistes, stehet auf in Frieden! Der Herr aber prüfe Euer Herz, denn dasselbe ist ein trotziges verzagtes Ding, wer mag es ergründen!“ Wigbert stand auf. Der Ordensmeister winkte, da trug ein Bruder den weißen Mantel und ein Schwert herbei, Vinno warf denselben Wigbert über, umgürtete ihn mit der Waffe und gab ihm den Bruderkuß. Das thaten alle Ordensbrüder, und die anderen weltlichen Anwesenden schüttelten ihm die Hand, nur Hans von Tiesenhufen hatte die Versammlung verlassen und kehrte erst zurück, als diese Zeremonie beendet war, denn er konnte sein Mißtrauen nicht überwinden, und da er es nicht von Herzen thun konnte, wollte er dem Ritter Wigbert garnicht die Hand drücken. Nun ergriff Albert das Wort und sprach: „Ehrwürdiger Meister, vielliebe Brüder! Nachdem ich lange Zeit vergeblich auf Nachricht vom heiligen Vater gewartet habe, ist mir dieselbe endlich zugegangen, und ich kann endlich auf Eure Bitten die gehörige Antwort geben. Da Ihr

uns zu jeder Zeit treulich beigeſtanden habt und der Arbeit an dem Weinberge des Herrn; da Ihr Euer Leben oft genug dran geſetzt habt, um die Kirche unter den Heiden zu befeſtigen; da ihr Theil nehmt an den Kämpfen um dieſes Land; ſo iſt es recht, daß Ihr auch Theil habt an den Segnungen, die uns hier geworden ſind. Ich habe Euch berufen, um Euch zu unterbreiten, daß ich dieſes Livenland, das der heiligen Mutter Gottes geweiht und mir vom Kaiſer als Lehn übertragen worden iſt, mit des heiligen Papſtes Beſtimmung theilen werde, damit Ihr von den eroberten Landſtrichen einen Theil erhaltet, auf dem ihr bauen, ſäen und ernten dürft. Euch ſei in Euren Beſitz das Gericht übergeben. Euer Meiſter iſt in geiſtlichen Dingen, mir, dem Biſchof, Gehorſam ſchuldig, weshalb Ihr mir zum Zeichen dieſer eurer geiſtlichen Unterthänigkeit den vierten Theil Eures Zehnten überlaſſen ſollt!“ Die Brüder ſtimmten freudig dem Biſchof zu und theilten auf ſeine Anordnung Livland in drei Theile. Kaupo der Livenfürſt übergab ſeine Länder und Gebiete dem Biſchof und beſtimmte, daß ſeine Burg nach deſſen Tode dem Ritter Hans von Tiefenhuſen zuſallen ſollte. Dieſer jedoch trat vor und ſprach: „Hört auf meine Bitten, mein Vater Kaupo. Laßt Euer Erbe für alle Zeiten dem Biſchof und ſeinen Nachfolgern. Uns Tiefenhuſen aber und Viezo, meinem Freunde, geſtattet, daß wir uns ein anderes Gebiet erſtreiten. Wir fühlen Jugendkraft im Arm. Laßt uns von derſelben gegen die wilden Eſten Gebrauch machen und dort am Mutterſtrom, den ſie Embach nennen, für unſeren Stamm ein Lehn erkämpfen, denn uns Rittern kommt es zu, zu kämpfen, der Kirche jedoch unterworfenſe und getaufte Gebiete, wie den Treidener Strich, in ihre

Obhut zu nehmen.“ Mit diesem Vorschlag erklärte sich Kaupo und Albert einverstanden. So erhielten die Brüder das Gebiet von Saccala und der Bischof Metsepole und nach Kaupos Tod dessen Besitz.

Der Bischof weilte an diesem Abend lange unter den Versammelten; denn es herrschte unter ihnen große Freundlichkeit und Friedfertigkeit. Es wurde viel verhandelt, wie die neu verteilten Gebiete zu verwalten seien. Der Bischof stand jedem mit Rat bei. Als man sich trennen wollte, fragte er: „Ich erwartete heute einen Boten aus Treiden, denn ich habe vernommen, daß die Litauer über das Eis der Düna bei Nacht gezogen seien. Hat jemand von Euch irgend welche Nachricht von dort, wie die Treidner das heilige Christfest verbracht haben?“ Wigbert, der neue Ordensbruder, trat vor und entgegnete: „Die Bewohner Eurer Burg Fredeland, ehrwürdiger Vater, haben in Frieden Weihnachten gefeiert, aber in Subbesele haben die Litauer arg gehaust. Doch ist ihnen nicht gelungen, einen der unsren zu töten; sie raubten und plünderten und sind abgezogen. Wie durch ein Wunder sind die Priester Johann Stric und Dietrich Rabbe gerettet worden.“ „Warum habt Ihr uns diese Mitteilung erst so spät gemacht? Ihr seid bereits zwei Tage in der Stadt, und wir hätten den Bedrängten Hilfe gesandt“, forschte Albert unmutig. „Herr“, entgegnete Wigbert und verneigte sich demütig, „es ziemt nicht dem zerknirschten Sünder, dem dienenden Bruder ungefragt zu reden.“ „Wenn Ihr in Zukunft in allen Dingen die Ordensregel so zu beobachten wißt, so werdet Ihr ein gottseliger Ritter sein“, antwortete Albert und fügte befehlend hinzu: „Setzt aber spricht und meldet genau, was Ihr vom Überfall

der Litauer wißt.“ Wieder neigte Wigbert sich tief, aber seine Antwort klang nicht demüthig, als er sagte: „Der Ordensbruder darf nur reden, so sein Meister es ihm gestattet.“ Ein Murren der Entrüstung ging durch die Versammlung, Albert wandte dem Frechen, der ihm zu widerstehen wagte, den Rücken, und der Ordensmeister befahl: „Du taugst nicht in die Versammlung edler Männer und noch viel Trotz und Unwissenheit steckt in Dir; denn Du müßtest wissen, daß wir alle dem obersten Geistlichen, unserem Bischof, gehorsam sind. Du hast durch Deine Antwort wiederum die Ordensregel verletzt. Verlasse uns und denke in der Einsamkeit Deines Gemaches über Deine Unbotmäßigkeit nach. So Du Dein Unrecht einsehst, gestatte ich Dir, mich und den Priester Johann rufen zu lassen. Bis dahin bleibst Du dem Verkehr mit den Brüdern fern!“ Der Ordensmeister winkte, und Wigbert schlich aus dem Saal. Alle atmeten befreit auf. Ein anderer Ordensbruder trat vor und sagte: „Mit Verlaub, ehrwürdiger Herr Bischof, Wigbert hat mir gestern die Nachrichten aus Cubesele mitgeteilt. Er that sehr geheimnißvoll, sagte, er wüßte noch ganz andere Dinge, nahm mir jedoch das Wort ab, nichts davon verlauten zu lassen, da er es Euch selbst mittheilen wollte. Jetzt halte ich mich meines Wortes entbunden und, so Ihr gestattet, berichte ich über die Ereignisse in Cubesele.“ Albert winkte, und der Bruder erzählte: „Die beiden von Wigbert erwähnten Priester, unterstützt von zwei Knechten, hatten in der Kirche soeben die Messe gelesen, als die Litauer in den Ort einritten. Die Feinde hielten vor dem Pfarrhause und, da sie dasselbe ohne Schutz fanden, hielten sie sich längere Zeit mit der Plünderung auf. Die Priester

beendeten ohne Furcht vor den Heiden das hochheilige Opfer des Leibes und Blutes und zögerten keinen Augenblick sich selbst ihrem Gott als Opfer darzubringen. Da die Litauer noch nicht kamen, ergriffen sie die Geräte und die Altardecke und legten alles in einen Winkel der Sakristei nieder, sie selbst setzten sich in denselbigen Winkel. Da kam ein Litauer in die Kirche. Als er jedoch das Innere derselben, sowie auch den Altar kahl und leer fand, lief er in alle Ecken, fast bis in die Sakristei, dann schrie er nach Gewohnheit dieser Heiden: „Ba!“ und verließ das Gotteshaus. Kaum atmeten die drei Männer im feurigen Ofen freier auf, da kam ein Feind zu Pferde hineingeritten, sah die Priester jedoch nicht, und da er auch nichts zu rauben fand, kehrte er um. Danach zum dritten Mal kam durch die offene Thür ein Litauer im Wagen hinein, jagte durch das heilige Haus und fuhr hinaus, ohne die Prediger zu finden. Die aber verließen gegen Abend den Versteck, gingen an bis zur Na und fanden Aufnahme in der Burg Fredeland.“ Der Ordensbruder schwieg, Albert jedoch faltete die Hände und sprach: „Durch Feuer und Wasser, Herr, sind wir gegangen, aber Du hast uns ausgeführt und uns erquickt. Denn Du hast uns geprüft, Gott, und hast uns geläutert, wie das Silber geläutert wird; Du hast uns in eine Schlinge fallen lassen, Du hast eine Last gelegt auf unseren Rücken, Du hast Menschen lassen über unser Haupt fahren. Du hast uns errettet, o Herr, aus all' unseren Fährlichkeiten, und hast uns herausgeführt auf einen festen Fels! Amen!“ Die Versammlung betete andächtig mit. Dann ging man auseinander.

Am anderen Tage schritt Hans von Tiesenhusen der Kirche unserer Lieben Frauen zu. Feierlich klangen die

Glocken durch die Stadt und über dieselbe hinaus. Ehrbare Bürger, fromme Handwerker, Ritter und Geistliche gingen zur Sonntagsfeier in das Gotteshaus. Allen war besonders fröhlich zu Mut; denn der Bischof wollte selbst in der Kirche ein Dankgebet sprechen für die glückliche Errettung der Diener des Herrn aus der Hand der Feinde. Um so unerwarteter drang plötzlich gräßliches Geschrei an die Ohren des jungen Ritters, es kam aus dem Hause der Ordensbrüder, vor dem er sich gerade befand. Waren es Hilferufe? War es Wutgeschrei? Hans öffnete eine kleine Thür und befand sich in dem Gange, der vom Hause in die Kapelle führte. Er stieß auf den Ritter Wigbert, der in voller Hast der Kirche zustrebte. Unwillkürlich trat Hans schauernd zurück, denn der Mann vor ihm sah gräßlich aus. Blut klebte an seinen Kleidern, seinen Händen, an seinem Haar und Gesicht, unheimlich in Todesfurcht und Wut funkelten seine Augen, und krampfhaft unspannten seine Finger ein blutiges Beil. Hans sprang auf ihn zu, packte ihn an der Brust und schrie ihm entgegen: „Mörder!“ Denn Mord stand dem Ritter auf der Stirn geschrieben, Mord las man in seinem unstäten Blick, in seinen zuckenden Zügen, und „Mord!“ gellte der Ruf hinter ihm her, wo aus der Thür des Hauses in den Kapellengang zwei Brüder ihm nachstürzten. Wigbert wehrte sich, er schwang das Beil über Hans und rief: „Du auch, fahre zur Hölle, Junker, auf einen mehr oder weniger kommt es mir nicht an!“ aber er zitterte, und die Waffe entfiel seiner Hand. Er war bald überwältigt, und von den Brüdern hörte Hans die entsetzliche Kunde. Binno und der Priester Johannes waren, als alle Brüder bis auf zwei bereits das Ordenshaus zum

Kirchgang verlassen hatten, zu Wigbert gerufen worden. Der Bruder, so hieß es, wolle beichten und auch noch viele Geheimnisse bekennen. Als der Ordensmeister und der Priester jedoch sein Gemach betraten, stürzte Wigbert sich auf die Männer und spaltete erst dem Meister, dann Johannes das Haupt. Die zwei Ordensbrüder wollten den Verbrecher vor die Genossen führen. Hans aber, ergriffen von großem Zorn ob der ungeheuerlichen That, zerrte den Mörder hinaus in die Straße und verkündete laut seine Bosheit der Menge, die sich, durch das Geschrei angelockt, vor der Kapelle angesammelt hatte. Man schleppte Wigbert auf den Markt vor ein weltliches Gericht, das ihn grausam hinrichten ließ, wie er es verdiente. Hans von Tiefenhufen war die Lust am Kirchgang geschwunden, er kehrte in des Bischofs Haus zurück und erwartete hier seinen Dhm. Als Albert das Gemach betrat, sah Hans im Gesicht desselben, daß er bereits die entsetzliche That erfahren hatte. Schwerfällig ließ der Bischof sich auf einen Sessel fallen und winkte allen seinen Begleitern, den Raum zu verlassen. Von Hans ließ er sich nochmals alle Einzelheiten mittheilen, dann sank sein Haupt auf seine Brust, qualvoll rang er die gefalteten Hände und stöhnte: „Mein Gott, das ist meine Schuld!“ Angstvoll blickte Hans in das erschütterte Antlitz des Mannes, der sein ganzes Leben der großen heiligen Sache geweiht hatte. Er trat auf ihn zu und sprach schüchtern: „Redet nicht also, hochehrwürdiger Vater, wie könntet Ihr verantwortlich sein für dieses Bubenstück?“ Albert blickte auf und rief: „Was weißt Du davon, Knabe? War ich es nicht, der in der Heimat durch Städte und Flecken zog und Vergebung der Sünden verhieß denjenigen, die hier käm-

pfen wollten gegen die Heiden? Der ihnen versprach hier Wohnung für sie zu machen in diesem reichen Landstrich? Da konnte es geschehen, daß sich unter die, so reinen Herzens mit großer Begeisterung sich das Kreuz anheften ließen zur Pilgerfahrt ins Marienland, sich auch der Verworfene einfand, den die Heimat mit dem Galgen bedrohte und der hier reichen Gewinn erhoffte. Und ich gab ihm den unbefleckten Mantel! Nicht er, sondern vielmehr ich bin der Mörder jener zwei edlen Brüder!“ „Herr Bischof“, rief Hans, „so Ihr verzweifelt und Euch anschuldigt, wer sollte den Mut bewahren? Gedenket, was Ihr durch des Herrn Gnade für dieses Land gethan habt und wie schon jetzt überall die Saat Eurer Hand reift. Denkt an die Märtyrer Kyrianus und Lathanus und an viele andere, die, Euch segnend, starben für ihren eben erst empfangenen Glauben!“ Des Bischofs Antlitz neigte sich, seine Hände verbargen es dem Neffen, aber derselbe sah, wie langsam zwischen den Fingern eine Thräne herabtropfte. Da verließ der junge Ritter leise das Gemach und ließ den Bischof allein mit seinem Gott.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Gercike.

Hans von Tiefenhufen zog mit einem Heer, das Albert aus Letten, Liven und Deutschen zusammengestellt hatte, gegen die Litauer. Diese waren jedoch bereits wieder aus dem Livenlande verschwunden, ebenso plötzlich, wie sie in dasselbe eingefallen waren. Hans erfuhr, daß der König von Gercike stets Arges gegen die Christen im Schilde führte. Daher wandte er sich dünaaufwärts dieser Slavenstadt zu. Viele Slaven ließen den Deutschen gewappnet entgegen. Als sie dieselben auf ihren Rossen ansprengen sahen, entwich ihnen der Mut, sie flohen eilends, und auch der König entkam ans andere Ufer des Flusses. „Auf!“ rief Hans, „schont der Kinder und Weiber; denn sie sind Christen, nehmt ihrer, so viel ihr könnt, gefangen, plündert die Stadt, und laßt uns dann dieselbe einäschern!“ Der Ritter ritt durch die Straßen und kam vor ein großes Holzhaus, aus dem ihm Geschrei entgegen tönte. Er stieg ab und schritt hinein. Einige Liven waren in einem großen Raum beschäftigt, mit roher Hand einer Anzahl Frauen glänzende Schmuckketten vom Halse zu reißen. Eine unter ihnen, wohl die vornehmste, denn sie trug prächtige Ge-

wänder und schwere Goldringe, floh vor dem livischen Krieger, kauerte sich vor einem Betstuhl nieder und schlug die Hände vors Gesicht. Eine zarte, schlanke Mädchen-gestalt mit großen, schwarzen Augen und schneeweißer Gesichtsfarbe stellte sich vor die Knieende und hob stehend die Hände. Aber die Liven stürzten sich auf sie. Hans trat näher, ein Zuruf — und die wilden Männer traten gehorjam zurück und verließen den Raum. Das Mädchen kniete vor ihrem Ketter nieder und haßchte nach dem Zipfel seines Gewandes, den sie inbrünstig küßte. Wiezo trat ebenfalls hinein und dolmetschte Hans die Worte der Frauen. Die ältere war die Gemahlin des entflohenen Königs, die jüngere, Sofia, ihre Tochter und die anderen ihre Mägde. Sie wurden als Gefangene nach Riga geschickt. Am Abend flammte die Stadt vor den Augen ihres Königs in Feuer auf. Derselbe stand händeringend am anderen Ufer und rief: „O Gericke, geliebte Stadt! O Erbteil meiner Väter! O unerwarteter Untergang meines Volkes! Wehe mir! Was bin ich geboren zu sehen den Brand meiner Stadt, zu sehen die Vernichtung und den Untergang meines Volkes!“

Tags drauf zog der Slaventönig demütig vor die Thore der Stadt Riga und bat, vor den Bischof gelassen zu werden. Albert empfing ihn in großer Pracht, auf seinem Bischofsstuhl sitzend, umgeben von den ersten unter den Deutschen. In des Bischofs Zügen war nichts mehr von der Aufregung und Verzweiflung zu sehen, die ihn bei der Nachricht von Wigberts That ergriffen hatte. Hoheitsvoll, eifern streng, jeder Zoll ein Herrscher und ein Sieger, so blickte er auf den vor ihm Knieenden, und Wolquin, der neue Ordensmeister, die Brüder und Ritter

blickten voll Bewunderung auf die königliche Gestalt ihres Bischofs, der also sprach: „König von Gericke, wenn Du künftig den Umgang mit Heiden meiden willst, dergestalt, daß Du durch sie unsere Kirche nicht zerstörst, auch das Land Deiner christlichen Unterthanen, durch die Litauer nicht verheeren läßt; wenn Du überdem Dein Land der Kirche der heiligen Maria durch ewige Schenkung überträgst, so jedoch, daß Du es aus unserer Hand wiederempfangst, und mit uns einer immervährenden Übereinstimmung in Frieden Dich erfreuest, dann erst werden wir Dir die Königin mit allen Gefangenen zurückgeben und Dir immer getreulich Hilfe leisten.“ Diesen Friedensvertrag nahm der König an und empfing knieend sein Land aus der Hand des Bischofs als Lehen zurück, der ihm dabei feierlich drei Fahnen überreichte. Dann wurden ihm die Königin und ihre Frauen zurückgegeben, nur seine Tochter Sofia war vor Schreck heftig erkrankt und wurde im Hause des Bogtes von Riga von dessen Frau gepflegt. Der König von Gericke zog ohne sie wieder in sein Land und baute seine Stadt wieder auf.

Einige Wochen drauf rief Albert den jungen Ritter Tiefenhusen in sein Gemach. Der Bischof sah sorgenschwer drein, und Hans, der ihn seit jener Stunde, da er den starken Mann in Verzweiflung gesehen hatte, noch inniger verehrte als vorher, griff nach seiner Hand und rief: „Mein geliebter Ohm, teilt mir mit, was Euch bedrückt. Auch ich habe die Wogen der Trübsal gespürt, laßt mich Euren Schmerz teilen, und was an mir liegt thun, um ihn zu bannen!“ Lächelnd und sinnend blickte Albert in das Antlitz des jungen Mannes; dann wurde der Ausdruck seiner Augen wieder ernst, und seufzend sagte er:

„Gerade an Dich dachte ich, Hans, und es wird mir schwer Dir zu sagen, welche Anforderung ich an Dich stellen möchte. Die Lage der Deutschen hier ist schlimmer denn je. Die heidnischen Liven haben sich mit den Esten gegen uns verbunden, die Litauer rühren sich wieder; was aber weit schlimmer ist, der treulose König von Gericke ruft alle Horden des Ostens zusammen, um uns zu überfallen, ehe die Schiffe mit den neuen deutschen Pilgern landen. Wie sollen wir uns so vieler Feinde erwehren?“ „O Herr, gewiß sind es große Scharen der Heiden und ihrer Genossen, aber was kann ihre plumpe Übergewalt thun gegen uns, die wir besonnen, bewußt und unererschütterlich kämpfen für unsere höchsten Güter?“ „Die Masse muß uns erdrücken. Gegen Esten, Litauer und Liven können wir uns verteidigen; wenn aber der König von Gericke auch gegen uns zieht, sind wir, ist das Marienland verloren. Wir müssen ein Mittel suchen, seinen Kriegszug zu verhindern.“ Hans sann nach und erwiderte: „Ich weiß von keinem solchen Mittel. Gold, Länder und Waffen besitzt er selber, was sollte ihn zum Frieden zwingen?“ Wir haben etwas in Händen, womit ich ihn wohl dahin brächte, seinen Vertrag zu halten, aber dieses Mittel liegt in Deiner Hand, und mich schmerzt es, daß ich keinen anderen Ausweg weiß als diesen.“ „Nennst ihn mir, Ohm. Welche Macht könnte mich hindern, mein Leben dafür hinzugeben, wenn wir dadurch den Frieden uns sicherten!“ „Deinen Tod verlange ich nicht Hans“, entgegnete ernst der Bischof, „aber wie Du sagtest, Dein Leben, Dein ganzes junges Mannesleben.“ „Sprecht!“ rief der Knecht, „ich thue, was in meiner Macht liegt.“ „Wir haben noch ein Pfand in unseren Händen, das ist die franke Tochter des Königs.

Sie ist fast hergestellt und glüht in Liebe für Euch, ihren Retter. Hans von Tiesenhufen, wollt Ihr das Slavemädchen heiraten? Dann hätten wir den Frieden mit dem Ruffenkönig.“ Hans fuhr zurück, und es wurde ganz still im großen Gemach. Der Bischof blickte bekümmert vor sich hin, und Hans stand abgewandt am Fenster. Er hatte seit Tios Tod an keinem Mädchen Gefallen gefunden. Seit längerer Zeit trug er sich mit dem Plan, in den Schwertbrüderorden einzutreten, und nur der Gedanke an seinen Vater hatte ihn bisher davon zurückgehalten. Nun wurde plötzlich sein Lebensziel, dem er zustrebte, umgestoßen, und er erkannte sofort, daß das Opfer, welches er bringen sollte, das schwerste war, was von einem Manne gefordert werden konnte. Mit der treuen erinnernden Liebe an seine gestorbene Braut im Herzen, ohne Neigung sollte er ein Mädchen erwählen, deren Sprache er nicht verstand, deren Stamm ihm verhaßt war. Er wandte sich plötzlich, von neuer Hoffnung ergriffen, um und sagte: „Warum soll ich der Erwählte sein, Ohm, es giebt doch andere Ritter im Lande, die sogar gern die Pflicht erfüllen würden, Sofia zu heiraten. Da ist der junge Graf Rudolf von Stotle, er steht höher im Rang als ich und liebt die Slaven. Er hält sich einen alten Kerl, einen Ruffen, der ihm die Sprache beibringen muß, warum habt Ihr nicht an den gedacht?“ „Der von Stotle ist ebenso wenig einer Königstochter ebenbürtig wie Du, mein Sohn, und das, was diesen Mangel ausgleicht, besitzt er nicht. Du bist mein leiblicher Nefse, meiner Schwester Sohn, Du kannst um Sofia werben, ohne befürchten zu müssen, höhrend vom König abgewiesen zu werden. Noch eines aber ist für mich maßgebend. Ich

weiß, daß Du fähig bist das durchzuführen, was Du für recht ansiehst, Du wirst es nie dem armen Slavenmädchen entgelten lassen, daß sie Dir aufgedrungen wurde. Zum letzten aber weiß ich, daß Sofia Dich, ihren Retter, leidenschaftlich liebt.“ Wieder kämpfte der Ritter den schwersten Kampf, den mit sich selbst. Endlich sagte er: „Herr Bischof, an das Leben des einzelnen soll nicht gedacht werden, wo das von Tausenden auf dem Spiel steht. Ich strebte anderen Dingen nach, und nichts lag mir ferner als dieser Schritt. So ich ihn zu thun wage, geschieht es, weil ich durch Euch des Herrn Ruf zu hören meine, der mir dieses Schicksal bestimmt. Ich kann jedoch keine feste Zusage geben, ehe ich mit meinen Eltern gesprochen habe.“ „So reitet heute noch hin“, sagte der Bischof, „und kehrt bald wieder, denn die Sache eilt.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Kampf im eignen Hause.

In der Burg Fredeland waren keine einschneidenden Veränderungen vorgefallen, aber seit Tios Tode ruhte ein Schatten auf dem heiteren Familienleben. Engelbert von Tiefenhusen vermißte den Sohn und trug schwer daran, daß derselbe nicht dran zu denken schien, dem alten Geschlecht und Namen einen Erben zu schenken. Auch ahnte er mehr, als es Hans wußte, von dessen Plänen in den Schwertbrüderorden einzutreten, und dieselben waren dem Hausherrn, der in dem Familienleben die einzige staatlich berechnete Existenz sah, verhaßt. Frau Margareta gelang es nicht immer, die Sorgenfalten von der Stirn ihres Gemahls zu verschleichen, auch hatte sie mit dem Kinde Gertruta viel zu thun. Mit ganz unbegreiflichem Eigensinn wies diese immer wieder die Werbungen des jungen Livenfürsten zurück, und doch wünschten beide Eltern diese Verbindung, und Anna hatte der Mutter versichert, daß Gertruta den Jugendfreund von Hans liebte. Anna versuchte Einfluß auf ihre Schwester auszuüben, aber Gertruta entwich ihr stets, bald in neckischer, bald in trotziger Weise, und Wiezo wurde ungeduldig und heftig. Er blieb

oft monatelang der Burg fern, stürzte sich in die gefährlichsten Kämpfe und war so kalt und spottend in seinem Verkehr mit Gertruta, daß zwischen den beiden wenig von Liebe zu spüren war. Wie ein Sonnenstrahl huschte, unbekümmert um alle diese Verdrießlichkeiten, der kleine Anno durch die Burg. Nur die Familienglieder wußten, daß er Nlos Sohn war; aus Furcht vor Verrat wurde das Geheimnis sorgfältig gehütet. Von Nlo hörte man nichts, doch wies jeder Angriff auf die Christen immer wieder auf den jungen Fürsten hin; er setzte die Esten, Russen, Litauer, die Desjeler in Bewegung, um die verhassten Deutschen zur Räumung des Landes zu zwingen, aber er selbst beteiligte sich nie an den Schlachten. Neuerdings war Anna in große Unruhe versetzt worden. Eines Tages spielte sie mit Anno im Burggarten und wurde für einen Augenblick abgerufen. Als sie wieder zum Kinde kam, lief ihr dasselbe entgegen und zeigte ihr eine merkwürdige Münze. Dieselbe war aus Bronze und hing an einem bunten Seidenbände, das dem Kleinen um den Hals geknüpft worden war. „Wer gab Dir dies hübsche Spielzeug?“ fragte Anna und nahm den Knaben auf den Schoß. „Altes Mamachen“, erwiderte das Kind, und weiter war nichts aus ihm herauszukriegen, aber Lenö, eine Magd, erklärte, sie hätte am selben Morgen vor dem Burgthor ein schreckliches altes Weib gesehen, entsetzlich anzuschauen wie eine Hexe. Nach ihrer Beschreibung erkannte Anna die Waldfrau. Wenn Nlo dieselbe in die Burg geschickt hatte, um nach seinem Kinde zu forschen, so konnte man sich auf jeden Gewaltstreich gefaßt machen. Die Eltern und Geschwister waren hoch erfreut, als Hans vor der Burg hielt. Man saß bald gemüthlich plaudernd

beisammen. Hans war zugänglicher als seit lange, ja er hatte sogar ein freundliches Wort für Anno, ließ ihn auf seinen Knien reiten und fand, daß er Tio gleiche wie ein Ei dem anderen. Es war das erste Mal, daß er den Namen der Braut nannte, und Frau Margareta schöpfte aus diesem Umstand die Hoffnung, daß die Wunde seines Herzens zu vernarben anfing. Zögernd brachte Hans endlich seine schwere Angelegenheit zur Sprache. Er fand nur den Vater auf seiner Seite, der in der Freude seines Herzens, daß dem Sohn endgültig der Eintritt in die Brüderschaft abgeschnitten werden sollte, zu jeder annehmbaren Ehe seine Einwilligung gegeben hätte. Außerdem erkannte er sofort mit dem gewöhnlichen Scharfblick die Notlage der Deutschen und den Nutzen von Alberts Plan. Er erklärte Hans rundweg, es sei seine Pflicht die Slavin zu ehelichen, und er wollte sie hier willkommen heißen mit allen Ehren, als die junge Frau Tiesenhujen. Die Hausfrau jedoch war ganz anderer Meinung. Sie hatte von neuem gehofft, Hans würde sich seine Frau aus ihrer Sippe aus Lüneburg holen. Tio hatte sie geliebt wie ihre eigene Tochter, aber vor dem fremden Russenmädchen hatte sie eine große Scheu. „Sie kann uns nicht verstehen!“ rief sie fast in Verzweiflung, „wie sollen wir sie als unseresgleichen hier aufnehmen? Denkt doch an die Burg Rosenhusen, die mein Bruder den Russen abnahm. Die war so schmutzig, so voll Ungeziefer, daß unsere kräftigsten Männer drei Wochen brauchten, um sie zu säubern. Und solch' ein Geschöpf soll meines Sohnes Gemahlin werden!“ Seitdem der Vater seine Ansicht ausgesprochen hatte, und Hans dieselbe mit der des Bischofs übereinstimmend fand, stand in letzterem der Entschluß fest.

Er wollte Sofia heiraten, aber er mußte ihr eine gute Aufnahme im Elternhause sichern. Er selbst wollte sich erst ein Lehn im Estnischen erobern, auch wollte er die Fremde nicht zu sich nehmen, ehe sie soweit deutsche Sprache und Sitten gelernt hatte, um seine Worte verstehen zu können. Er wandte sich an Gertruta und sagte: „Du bist in ihrem Alter, kleine Schwester, nimm Dich der Russin an.“ Aber Gertruta versetzte: „Ein jeder muß seines eigenen Glückes Schmied sein; so mein Bruder Verlangen trägt, eine Wildkaze heimzubringen, so muß er sie in einen Stall sperren und ihr eine Wärterin setzen, aber nicht von seiner Schwester Opfer verlangen.“ Dann war sie mit blitzenden Augen auf ihn zugetreten und hatte gesagt: „O Ihr Männer! Wie gar erbärmlich seid Ihr! Liebt Ihr die eine und bekommt Ihr sie nicht, so nehmt Ihr eine andere, wie ein Stück Ware. Ich hasse diese Opfer. Warum könnt Ihr nicht sterben, anstatt so zu leben?“ Damit eilte sie hinaus. Anna sagte: „Meines Erachtens darf kein Mensch dieses Opfer von Dir verlangen, Hans.“ Da entgegnete er sanft: „So es aber der Herr wäre, der es von mir forderte, wie dann, Anna?“ Die Schwester schwieg, sie sah zu ihm auf, in ihren Augen blitzten Thränen, „Dann, Bruder, seid Ihr im Recht, und ich will mich bemühen, Eurem Weibe mit Rat und Unterricht beizustehen, damit sie Eurer würdig werde.“

In der darauf folgenden Nacht wurde plötzlich die Burg Fredeland von einem großen Livenheer angegriffen, und dies Mal stand Hlo an der Spitze desselben. Wie ein Sturm fielen die Heiden über die schwache Besatzung her und Engelbert sah sofort, daß eine Verteidigung unmöglich war. Er berief die Bewohner, und während das

Wutgeheul der Heiden schon innerhalb des Burghofes erscholl, führte er die Seinen und das Gesinde in den Keller. Anna trug den Knaben, der ihr schlaftrunken im Arm hing. Der Ritter öffnete die verborgene Thür, sie standen im unterirdischen Gang, die Thür fiel hinter Viezo, dem Letzten, zu, und schweigend pilgerte der Zug unter den Schritten der Feinde dem Fluß zu. Schon waren alle auf dem Eise der Na, als plötzlich das livische Waldweib unter einem Baum vorsprang und sich auf Anna stürzte. Unter gellendem Geschrei versuchte sie ihr den Knaben zu entreißen. Hans jedoch stieß sie zurück, daß sie am Ufer hinfiel, und schweigend eilte man weiter durch den Schnee und die Nacht. Frau Margareta saß im kleinen Schlitten, den zwei Männer abwechselnd zogen, sie hielt Anno auf dem Schoß. Die Mädchen gingen hinter ihr her. Man eilte, um vor Tages Anbruch die Brücke bei Rodenpois zu erreichen. Plötzlich strauchelte Gertruta. Sie fiel und verletzte sich den Fuß, die anderen hatten den Unfall nicht sofort bemerkt, aber Viezo wollte ihr beistehen und sie aufrichten. Kraftlos jedoch sank sie zurück und stöhnte: „Laßt ab! Was liegt an mir, ich kann hier ebenso gut sterben wie in meiner Kemanate. Hört Ihr“, rief sie zornig, „ich werde mich von Euch nicht tragen lassen!“ Viezo schwoll die Zornader auf der Stirn, schweigend bückte er sich und hob Gertruta auf wie ein Kind. Sie wehrte sich nicht, sondern lag wie betäubt in seinem Arm. Je weiter der junge Live mit seiner Last schritt, desto freier wurde seine Haltung, desto fröhlicher blizten seine Augen. Kurz vordem sie den Fluß und die anderen erreicht hatten, flüsterte er plötzlich dem Mädchen zu: „Mit Verlaub, Gertruta, jetzt seid Ihr in meiner Gewalt

und sollt es auch bleiben, so wahr ich Wiezo, Azzos Sohn bin, zum Zeichen dafür werde ich Euch küssen. Ihr aber werdet Euch nicht wehren, versteht Ihr!" Da schlang Gertruta die Arme fest um den Hals des Mannes und ließ als verständiges Burgfräulein geschehen, was sich nicht ändern ließ. Ja, sie war die einzige, die bei ihrer Ankunft in Riga ihrem Ohm Albert selig lächelnd erklärte, sie sei sofort bereit, nochmals unter denselben Gefahren den Weg durch Schnee und Eis in Lebensgefahr zurückzulegen.

No war fast sinnlos vor Wut, als er weder die Einwohner noch seinen Sohn Anno in der Burg fand. Er hatte den Knaben Jahre lang gesucht und endlich als tot aufgegeben, obwohl er dessen Leiche nicht gefunden hatte. Dann hatte plötzlich ihm das Waldweib den Aufenthalt des Knaben verraten, und nun, da die Überlistung der Fredeland so gut gelungen war, fand er alle seine Mühe umsonst. Er hielt sich nicht mit dem Plündern des Schlosses auf, sondern verfolgte mit seinen Liven den Weg an die Na durch den Wald, wo er die Waldfrau als Leiche fand. Auf dem Eise der Na aber verloren sich alle Fußspuren. Da beschloß er zu den Esten zu eilen und mit ihnen einen großen Zug gegen die Christen zu unternehmen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Feuer macht Eisen flüssig.

Nicht wenig erschrocken war man in Riga, als die ganze Besatzung der Burg Fredeland dort anlangte. Kaupo mit seinen Liven, so viele deutsche Krieger, als die Stadt in diesen drohenden Zeiten entbehren konnte, unter Engelberts und Viezos Leitung machten sich auf, um des Bischofs Schloß den räuberischen Händen der Heiden zu entreißen. Wie groß war ihr Staunen, als sie die Fredeland unverfehrt und menschenleer vorfanden! Wohl war das Holz zum verderblichen Brande rings um die Wälle geschichtet, aber daselbe war an keiner Stelle entzündet worden, und in den Räumen des Hauses lag und stand alles, wie seine Bewohner es verlassen hatten, nur Annas Kater sprang den Kriegern winzelnd entgegen, denn er war sehr hungrig. Die Christen machten sich auf einen Überfall bereit, aber sie warteten viele Tage vergeblich. Endlich meldete ein Kundschafter, Mo sei mit allen seinen Getreuen nach Saccala zu den Esten gezogen. Dieselben planteten einen großen Zug gegen die Deutschen, und hätten auch die Hilfe des sehr mächtigen Großfürsten Micislaw von Rowgorod angerufen. Engelbert von Tiefenhufen ritt

mit dieser Botschaft nach Niga. Wieder saß Bischof Albert mit seinen Getreuen und beratschlagte. Er sagte zu Engelbert: „Mein Bote an den König von Gericke ist zurück. Der Schlaue hat so gehandelt, wie ich erwartete. Als ihm vorgestellt wurde, daß wir seine Tochter Sofia als Geißel zurückbehalten würden, ihrer auch nicht zu schonen gedächten, falls er sich mit den Russen und Esten gegen uns verbände, hat der Unmensch nur gelacht und geantwortet: ‚Ba, die Deutschen töten keine Weiber. Falls sie es dennoch thun, so wird meine Tochter sich damit zu trösten wissen, daß wir, um sie zu rächen, nicht nur jede deutsche Frau, sondern jeden Säugling, jeden Krieger, jeden Priester und Ritter in kurzer Frist niedermeßeln wollen, so daß der Düna Wellen von ihrer Quelle bis zum Meer rot gefärbt sein sollen!‘. Als ihm der Bote jedoch Hans von Tiefenhufens Werbung um die schöne Sofia mittheilte, ist er plötzlich eitel Freundlichkeit geworden, versprach auf unsrer Seite gegen alle unsere Feinde zu kämpfen und seinem lieben Eidam getreulich beizustehen.“

„So wird geheiratet!“ entschied Ritter Engelbert kurz, „danach ziehe ich mit den Meinen, der kleinen Slaventzige und Viezo auf die Fredeland, und Kauvo und Hans mögen mit Euch Nigischen gen Saccala in Zellins Gegend die Esten treffen, noch ehe der Großfürst aus Nowgorod und seine Horden ihnen zuhülfe gekommen sind.“ So geschah es, und Frau Margareta wollte fast das Herz brechen bei dieser Hochzeit. Gar prunklos und still ging sie von statten in der kleinen Betkapelle des bischöflichen Hauses. Frau von Tiefenhufen sah ihren einzigen Sohn, den Stammhalter ihres Hauses gefaßt, aber bleich und ohne Freude im Antlitz, neben seinem Vater vor dem Bischof stehen

und seine Braut erwarten. Auch Gertruda, die durch ihre Verlobung mit Viezo erfahren hatte, was das heißt, von ganzer Seele glücklich sein, konnte die Thränen nicht zurückhalten, wenn sie an den Bruder dachte. Die Männer sahen sorgenvoll aus, denn sie fürchteten die nächste gefahrdrohende Zeit für die kleine Ansiedelung, da plötzlich alle heidnischen Gewalten gegen sie entfesselt schienen. Nur die junge Braut Sofia sah überaus glücklich aus, als sie an der Hand der Frau des rigischen Vogtes dem Bräutigam zugeführt wurde. Sie, das verwöhnte Königskind, fand es in der Ordnung, da sie den Wunsch geäußert hatte, den Ritter zu ehelichen, daß ihr derselbe gewährt wurde. Sie empfand heiße Dankbarkeit gegen ihren Retter und äußerte eine kindische Freude über des Ritters glänzende Rüstung. Anna allein war gefaßt. Sie verstand das Opfer des Bruders und meinte, er würde reichen Trost in der Erkenntnis finden, daß er dadurch Gottes Willen erfüllte. Als Sofia hereintrat, auf dem Haupt nach der Sitte ihres Volkes ein juwelengesticktes Diadem, trat Anna auf sie zu und küßte sie freundlich. Sofia schmiegte sich an sie und sagte in ihrem gebrochenen Deutsch: „Sehr gut, Du bist schön, Dich liebt arme kleine Sonja.“ Sie ließ sich willig von Anna den Schleier befestigen und trat dann neben Hans vor den Bischof. Als die Handlung vorüber war, führte Hans die Hand seines jungen Weibes an die Lippen, sie blickte verwundert zu ihm auf, glitt dann vor ihm nieder auf die Kniee, ergriff einen Zipfel seines Gewandes, den sie inbrünstig küßte, ergriff seine Hand und legte sich dieselbe auf das tiefgesenkte Haupt. Viezo erklärte dem Freunde, die junge Russin zeige durch diese Sitte an, daß sie nun sein Eigentum,

seine willenlose Sklavin sei. Da lächelte Hans zum ersten Mal an diesem Tage. Er hieß sie aufstehen, führte sie zu seiner Mutter und sagte: „Sofia, der sollst Du gehorchen, und Du Mutter, belehre sie, daß ich eine Frau, keine Sklavin zu besitzen wünsche.“ — Einige Stunden später ritten Engelbert und Wiezo mit den Frauen, dem kleinen Anno und einem starken Gefolge nach Treiden. Auch Sofia befand sich unter ihnen, der die Trennung eine Prüfungszeit werden sollte. In dieser Nacht schlief der Junker Hans zum ersten Mal seit Wochen tief und fest. Der Kampf war beendet, sein Lebensweg lag klar vor ihm, und er fühlte Mut und Kraft ihn zu gehen. Er träumte von Dio. Sie erschien ihm als Engel mit leuchtenden Flügeln, lächelte süß und neigte sich freudig zu ihm. Dazu ertönte süße, himmlische Musik. Immer mächtiger, immer lauter drang dieselbe an sein Ohr. Er erwachte und meinte im Himmel zu sein. Rosiges Licht durchflutete sein Gemach, dazwischen fielen goldige Sterne hernieder und immer großartiger schlugen die Töne an sein Ohr. Verwirrt richtete er sich auf, wie geschah ihm? Er befand sich auf seinem Lager und merkte wohl, daß er geträumt hatte, aber das himmlische Licht und die Musik blieb, oder waren es Glockentöne? Er sprang ans Fenster. Großer Gott! da draußen von der Marienkirche her schlugen Flammen empor, die Straßen glühten wie ein feuriges Meer und die Glocken, die großen, läuteten sich selbst zu Tode. Jetzt beugte sich der Turm, er schwankte und stürzte, und ein Funkenregen sprühte gen Himmel. Hans fuhr in seine Kleider. Draußen eilten die Bürger und Bischöflichen unter lautem Geschrei hin und her. Man bildete eine Kette, und die Eimer, mit

Wasser gefüllt, und andere leere gingen von Hand zu Hand. Man schichtete Erde zu hohen Wällen um des Bischofs Haus, um dasselbe zu retten, und es gelang. Als nach stundenlanger Arbeit Hans die ersten Strahlen der Sonne erblickte, war der älteste Teil der Stadt mit der Marienkirche ein Schutthaufen, aus dem immer noch die gierigen Flammen empor schlugen, aber des Bischofs Haus, auch das der Ordensbrüder war gerettet. Traurig umstanden die Bürger ihre vernichteten Wohnhäuser, aber kein Menschenleben war zu beklagen. Der Bischof beschied den Stadtvogt und viele der angesehensten Bürger zu sich, und als dieselben gewichtigen Schrittes das Haus verließen, glänzten ihre Gesichter in freudiger Erregung. Bald zog ein Herold durch die Straßen und berief alle Bürger vor das Rathhaus. Hier vom Altan des Stadthauses verkündete der Vogt mit lauter Stimme Folgendes: „Im Namen unseres hochhehrwürdigen Bischofs! Heute an dem Tage, da uns allen nach Gottes unerforschlichem Rathschluß schwerer Kummer durch den Brand unserer Stadt widerfahren ist, habe ich Euch Bürgern derselben eine große und freudige Begebenheit mitzuteilen. Da uns von allen Seiten Gefahren und Kriege drohten, ist plötzlich ein Umschwung eingetreten. Soeben hat ein Bote dem Bischof die Nachricht gebracht, daß die Russen mit uns Frieden geschlossen haben. Aber noch mehr kann ich Euch verkünden. Wie ein guter Vater, so hat Bischof Albert unsere Bitten erfüllt. Bürger der Stadt! Der Bischof entäußert sich der richterlichen Gewalt über Riga zu Gunsten seiner Bürger. Auch die Sorge für Ordnung und Bauten in der Stadt und ihrem Bezirk, so weit unser Wappen gilt, die Regelung des Handels überträgt er uns, sowie die

freie Wahl des Bogtes und des Rates.“ Da brach ein gewaltiger Jubel los, und erst geraume Zeit später konnte der edle Bogt folgendermaßen schließen: „Nun zeigt Euch des königlichen Geschenkes des Herrn Bischofs würdig, eilt und laßt uns wieder aufbauen, was das Feuer zerstörte. Laßt alles schöner und fester wieder erstehen, insbesondere die Kirche und die Mauern, und laßt uns ein größeres, schöneres, süßeres Geläut gießen, als das alte war, Gott und den Heiligen zu Dank und Lob, der mächtigen Stadt Riga am Dünastrom zur Ehre!“

So hatte der Brand fester denn je den Bischof und die Bürger verbunden, die in den letzten Jahren viel mit einander gehadert hatten. Das Feuer schmilzt Eisen, es hatte auch Alberts ehernen Willen gebeugt, er gab den Wünschen der Bürger nach und zeigte sich darin wieder als ein wahrhaft großer Fürst.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Noch einmal Vater und Sohn.

Nach diesen Vorgängen in Riga zog Hans von Tiefenhusen mit vielen anderen unter des Ordensmeisters Volquin und Kaupos Leitung gen Saccala. Hier an der Pala standen die Heiden an 6000 Mann, unter ihnen auch Mo und seine Liven. Der junge Fürst hatte sein finsternes Wesen abgelegt. Er war freundlich und mittheilfam. Sein Auge strahlte, seine Gestalt richtete sich auf, sein Haupt überragte sie alle. Endlich war der Tag, der heißersehnte, gekommen, an dem er die schmählichen Jahre des Umherirrens im eigenen Lande, das Verstecken in den Schlupfwinkeln des Waldes aufgeben sollte. Zu Ehren Tharas durfte er wieder in voller Rüstung in den offenen Kampf ziehen gegen die verhaßten Deutschen. Er hatte alles genau überlegt und bestimmt. Gleich nach der gewonnenen Schlacht wollte er gegen die Fredeland ziehen und alle darin erschlagen, die Deutschen, die ihm das Kind geraubt hatten und seinen Sohn in der Christenlehre erzogen. Nur Anna von Tiefenhusen würde er am Leben lassen und so lange mit Geduld um sie werben, bis sie ihm zu Liebe ihre Stammesgenossen vergaß und ihm folgen

würde als sein Weib. Mochte sie auch zuerst noch ihrem Heilande am Kreuze treu bleiben, er würde ihr schon allmählich die Liebe für die kraftvollen Götter seiner Heimat ins Herz pflanzen. Armer Ylo! Er kannte nur eine Macht, seine eigene, die er zuweilen für die der Götter hielt. Uldewe war gestorben, er trauerte nicht um ihren Verlust, derselbe hatte ihn frei gemacht, nach dem Besitz von Anna von Tiefenhusen zu streben. Sie sollte, sie mußte sein werden, sein Weib und eine Livin, das sollte seine Rache, sein Triumph sein. Bisher, auch in jener furchtbaren Gewitternacht an der Oger hatte Anna ihn und die Seinen nur als furchtbare Krieger gekannt, was Wunder, daß sie den Tod dem Blutbesleckten vorzog? War sie erst in seiner Gewalt, dann sollte sie ihn anders sehen. Er wollte als großer, weiser Fürst sein Land, das ganze Livenland, regieren, und sie sollte, von den Stammesgenossen geachtet, auf Händen getragen werden wie eine Königin. Er sah die Zeit kommen, wo er sich mit Anna von Tiefenhusen zum Tharafest einfinden würde und sie beide stolzen Herzens mit Freuden den jungen Anno den Eickloben schwingen sehen würden. So gab sich Ylo wahnwitzigen Träumen hin. Der Tag der Schlacht brach an. Die Deutschen hatten die Nacht in der Burg Zellin verbracht. Sie hielten die Messe, und am nächsten Morgen rückten sie, 3000 an der Zahl, gegen die 6000 Feinde vor. In der Mitte kämpften die Deutschen, rechts die Kauposchen und links die christlichen Letten. Hans verfolgte in dieser Schlacht zum ersten Mal ein persönliches Interesse. Er suchte Ylo. Einmal mußte er den Zerstörer seines Glückes treffen, einmal Brust gegen Brust mit ihm ringen. Dieser Gedanke trieb ihn von den Seinen

weg unter die Letten und Liven, aber es wollte ihm nicht gelingen, den Gefuchten aufzuspüren. Wie Hans den jungen Fürsten suchte, so floh Kaupo denselben, denn unerträglich war ihm der Gedanke gegen den Sohn kämpfen zu müssen. Mo schlug drein mit der ganzen Wucht seiner entfesselten Kraft und Wildheit. Er bahnte sich allmählich eine Gasse zu dem großen Ritter in eiserner Rüstung, dessen Helmbusch den Anführer anzeigte. Jetzt hatte er ihn erreicht und ramnte mit eingelegter Lanze auf ihn ein. Der Ritter öffnete sein Visir, und Mo sah in das gramdurchfurchte Antlitz Kaupos. Sekundenlang standen sich Vater und Sohn Aug' in Auge gegenüber. Um sie tobte die Schlacht, jausten die Schwerter, fielen die Pfeile, stöhnten die Sterbenden, stampften die Rosse. Die beiden sahen nur einander. Jahrelang hatten sie sich gemieden, hatten sie sich bemüht, der Blutbande zu vergessen. In diesem Augenblick schlug hell die Flamme der Vater-, der Sohnesliebe in ihren Herzen empor. Mit einem Schlage empfand Mo, wie anders, wie glücklich sein Leben gewesen wäre unter der Leitung dieses Mannes, und Kaupo blickte mit stolzer Zufriedenheit in das kühne Gesicht seines Knaben, in dessen Augen Unersehrodenheit, Selbstbewußtsein und Mannesmut blitzten. Aber mit tiefem Schmerz empfand Mo die Kluft, die ihn von dem Helden trennte; derselbe war ein Tharafeind, ein Deutschenfreund. Zugleich entbrannte sein Herz voll Zorn über die Christen, die ihm alles genommen hatten und ihn jetzt zwangen, gegen den Vater die Waffe zu heben. Oder sollte es möglich sein, den Vater zu sich hinüberzuziehen? Vielleicht wollte Thara ihn endlich für seine Treue belohnen; er senkte die Lanze und rief, während die Scharen der

Kämpfenden um sie her sich weiter wälzten, so daß die beiden fast allein auf der Fläche hielten: „Kaupo, Livensfürst, kehrt zurück zu den Euren! Willig gebe ich Euch das Herrscherzeichen, will Euch liebend pflegen und Euch dienen als Euer Sohn. Kämpft an meiner Seite! Der alte Thara lebt noch, er wird uns schirmen und festigen, daß wir jene dort zertreten werden wie ekles Gewürm!“ Da erwiderte Kaupo traurig: „Mein Sohn, Du weißt nicht, was Du sprichst. In Verblendung hast Du Dich dem entzogen, der allein die Macht hat im Himmel und auf Erden, dem Christengott. Ich habe seine Größe erkannt. Thara und die anderen Götter sind mir nichts mehr als ein leerer Schall, ein finsterner Schatten der Vergangenheit. Mein Leben gehört dem Heiland am Kreuze, ihm dient Kaupo. Glaube Deinem Vater, Mo, es giebt keinen anderen Gott —“ In diesem Augenblick sprengte Hans von Tiefenhusen heran und rief: „Nicht Ihr, Vater Kaupo! Kämpft nicht gegen den Sohn, überlaßt ihn mir! Auf Mo! Der Kampf, der im Spazennest auf der Burg in Holtjaten begann, er soll heute beendet werden. Du oder ich, wir beide bleiben nicht länger gemeinsam auf livischem Boden!“ Mit einem wilden Fluch rannte Mo den Ritter an, Kaupo trieb sein Roß zwischen die beiden. Die Lanze des Sohnes durchbohrte ihn, daß er röchelnd vom Pferde stürzte. Mo aber schrie: „Da sinkt der Vater! Ihr habt mir alles geraubt, nun auch den Mann. Fluch Euch, Christen! Ein Kampf ohne Ende sei Euer Lohn in diesen Ländern, und wie Eure Überlegenheit uns jetzt niedertritt, so möget auch Ihr einst zerrieben werden, daß kein Korn der livischen Erde von Euren Spuren zeugen möge! Er stürzte sich auf Hans. Bald

brachen die Pferde zusammen, und ohne Gebrauch von ihren Waffen zu machen, die sie verloren hatten im gegenseitigen furchtbaren Anprall, hielten sich die Todfeinde in blutiger Umarmung umschlungen. Endlich gelang es Hans seine rechte Hand zu befreien. Er ballte die Faust und versetzte dem Gegner einen Schlag aufs Haupt, zugleich fühlte er, wie ein Messer ihm tief durch den Panzer in die Brust drang. Seine Sinne schwanden, er schwankte. Plötzlich ließ Mo ihn kraftlos frei und stürzte zu Boden, aber auch Hans brach zusammen. Ein Deutscher war herbeigeritten und hatte den Liven mit dem Schwert getödet. Der Sieg war erfochten, aber mit Trauer umstanden die Deutschen die Leiche Kaupos, während sich andere bemühten, das fliehende Leben in dem schwer verwundeten jungen Ritter aufzuhalten. Kaupo wurde unter großem Gepränge, wie es dem Fürsten zukam, in der Kirche zu Cubbesele beigesetzt und seine Bundesfreunde hielten eine große Trauer um ihn. Hans von Tiesenhufen lag in der Burg Fellin und rang mit dem Tode. Des Nachts suchten die geschlagenen Esten und Liven den Fürsten Mo. Sie fanden seine Leiche, schichteten den Holzstoß und verbrannten ihn unter lautem Jammer. Der größte Gegner der Christen, der unveröhnlichste, tapferste Livenfürst war gefallen, und sein Geschlecht lebte fort in dem kleinen Knaben, der fröhlich in der Burg Fredeland hauste und sich sonnte in der treuen Liebe von Anna von Tiesenhufen, der Christin. Gehe ein, Mo, zu den Schatten Deiner heidnischen Vorfahren! Du hast vergeblich gekämpft. Nie wird Dein Sohn den Tharablock schwingen, die Wehr der Heiden ist zerschmettert, die neue Zeit bricht an. Die Wälder lichten sich, der Pflug zieht seine Furchen

durch die mit Blut getränkte Erde, die Saaten gedeihen,
die Schlösser, die Kirchen erheben sich. Immer neue
Scharen deutscher Christen ziehen herbei, sie füllen die
Gotteshäuser, sie bewohnen die Schlösser, ihnen gehört
das Land. Vereinzelte Gräber nur umschließen die Er-
innerung an den Stamm der trotzigen Liven. — — —

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Traunung und Taufe.

Einige Jahre waren vergangen. Langsam war Hans von Tiefenhusen genesen: rastlos hatte er weiter gekämpft gegen die Esten und Heiden. Jetzt lag er im neu erbauten Schloß Odempäh. Dasselbe war seinem Vater und ihm zum Lehen erteilt worden. Er hatte es befestigt und hergerichtet, aber von Monat zu Monat verschob er es, die Seinigen aus der Fredeland herbeizurufen. Seine Eltern wußten wohl, warum; ihm graute vor der slavischen Gemahlin, die er seit der Traunung in Riga nicht wiedergesehen hatte. Endlich sandte Engelbert dem Sohne einen Brief, und nach Empfang desselben ging der Ritter Hans einige Zeit unschlüssig, in sich gefehrt und wortfarg unter seinen Leuten umher. Dann hieß er plötzlich die schönsten Rosse zäumen und ritt mit starkem Gefolge in glänzender Zurüstung gen Riga.

Auch in Fredeland rüstete man zur Fahrt dorthin. Endlich sollten die schon lange geduldig Wartenden belohnt werden. Nach den letzten Jahren der Kriege schien ein friedlicher Sommer angebrochen zu sein, und Wiezo konnte

daran denken den eigenen Hausstand zu begründen. Gertruta war stattlich herangereift. Der kindische Trotz war längst freundlicher Mädchenwürde gewichen. Ihre Augen blickten nicht so weltentrückt um sich, wie die Annas, ihr Gesicht trug nicht den fast engelgleichen Ausdruck wie das der Schwester, aber es war ein treuer, guter, oft schelmischer Zug in dem blühenden Antlitz, und längst schon erschien es Wiezo als das schönste auf dieser Erde. Er war jedoch fest entschlossen, nicht eher Gertruta sein eigen zu nennen, als bis er das Seinige gethan hätte, um endlich den Frieden im Lande zu sichern. Das Seinige thun jedoch hieß, zu jeder Kriegsfahrt gerüstet sein, und so hatte Wiezo alle Kämpfe der Deutschen gegen die Heiden mitgemacht. Nun hatte ihn Bischof Albert zum Vogt in Treiden ernannt, er sollte die Fredeland bewohnen und bedurfte der Hausfrau. Engelbert von Tiefenhusen sehnte sich nach Ruhe. Er wollte mit Frau Margareta nach Odempäh ziehen und mit Muße das erworbene Lehen bewirtschaften und vergrößern, während Hans sich der Außenwelt, den Kämpfen und dem staatlichen Leben des Landes widmen wollte. Vor einigen geöffnieten Truhen standen Anna und Gertruta. Sie rüsteten zur Rigafahrt, und Anno, der Schelm, schleppte eifrig seine Holzpferdchen und Schwerter herbei, die mit eingepackt werden sollten. Am Fenster lehnte Sofia. Sie war in diesen Jahren so schön geworden, daß alle sie staunend betrachteten. Sie aber lebte immer in ihrer eigenen Traumwelt, in der es nur einen Herrscher gab, den Ritter Hans von Tiefenhusen. Willig und folgsam hatte sie sich dem Leben auf der Burg eingefügt. Sie lernte schnell die deutschen Laute verstehen und liebte dieselben, weil ihr „Netter“, so nannte sie

Hans, sich ihrer bediente. Sie schloß sich an Frau Margareta, an den alten Ritter Engelbert, an Anna und Gertruta, weil es die Seinen waren, und als nach der Schlacht bei Tselin Wiezo zum verwundeten Freunde geeilt war und ihn monatelang bis zur Herstellung treulich gepflegt hatte, begrüßte sie ihn bei seiner Rückkehr so zärtlich, daß Gertruta eifersüchtig wurde. Sonst nahm sie wenig Antheil am täglichen Treiben, sie half wohl im Hausstande, sie lernte spinnen und weben und kunstvoll die Gewänder verfertigen, aber am liebsten saß sie sinnend am Fenster und blickte sehnsüchtig in die Ferne, dann sumnte sie leise schwermütige, fremdartige Lieder, und Gertruta verlor oft die Geduld mit ihr. Auch Frau Margareta war zuerst wenig einverstanden mit diesem Gebahren; als sie jedoch einmal Sofia mit der Hand übers Haar fuhr und fragte: „Nun, Kleine, gedenkst Du Deiner Eltern und Deiner Heimat?“ Da hatte das Mädchen geantwortet — und Thränen füllten die großen schwarzen Augen —: „Ach nein, ich gedenke meines Gemahls.“ Das hatte Frau Margareta gerührt, und seitdem hatte sie die Fremde ins Herz geschlossen, und ihr mütterliches Herz fing an zu hoffen, daß diese seltsame Heirat doch noch zum Glücke des Sohnes ausschlagen könnte.

„Höre!“ rief Anna lachend, „laß Deine Hände aus dem Spiel, Gertruta, Du bist nicht bei der Sache und verdirbst unsere kostbaren Festkleider. Komm, Sonja, Du bist kühl und bei Verstande, hilf mir!“ Die Russin trat herzu, aber auch sie war merkwürdig ungeheicht, und als sie ein schönes Stück ganz verkehrt in falsche Falten legte, fragte Anna erstaunt: „Was ist mit Dir, Sofia, Du machst es nicht besser als Gertruta?“ Die Angeredete antwortete

leise, aber mit vor Leidenschaft bebender Stimme: „Das ist mit mir, Anna. Daß auch meine Zukunft sich in Riga entscheidet, entweder der Junker Hans nimmt mich zu sich auf oder —“ „Oder?“ forschte Anna erstaunt, daß die sanfte, träumerische Slavin so heftig sprach, „oder die arme kleine Sonja scheidet aus Eurem Kreise. So lebe ich nicht weiter!“ Damit sprang sie auf und eilte ins Freie, und Anna mußte allein mit Gertrutas Hilfe die Arbeit des Packens beenden.

Einige Tage darauf läuteten die neuen großen Glocken der neu erbauten Marienkirche und luden die Bürger der Stadt zum Hochzeitsfest. Da sammelten sich vor den Kirchthüren, zu Seiten der festlich geschmückten Straßen, die der Hochzeitszug passieren mußte, die Scharen der Bürger, die keine Einladung zum Fest erhalten hatten und doch an dem Glanz und an der Pracht dieser ersten Trauung im neuen Dome sich weiden wollten. Im Hause des Bischofs langten immer neue Gäste an. Es kamen die Adligen von ihren Schlössern, es ritten die Ordensbrüder herbei, die in so mancher Schlacht Seite an Seite mit Viezo gekämpft hatten. Es kamen die vornehmen Riven mit ihren Frauen und die Rathsherren der Stadt in feierlicher Amtstracht mit ihren Frauen in bunten Seidengewändern und hohen Festhauben. Um den Bischof sammelten sich die Geistlichen. In einem Gemach des Bischofshofes stand Frau Margareta und empfing ihren Sohn. Er hielt sie endlich wieder in seinen Armen und blickte in ihre geliebten Züge. „Mutter!“ rief er, „Ihr seid schöner, jünger dem je!“ Frau von Tiefenhusen lächelte und sagte: „Du bist mein alter Junge geblieben, an diesen Worten erkenne ich im großen Manne den kleinen Hans

wieder; ich danke Dir mein Sohn. Aber die schönste aller Frauen möchte ich Dir zuführen, sie wartet Deiner schon lange.“ Sie ging in das Nebengemach und faßte Sofja an der Hand. In ein himmelblaues kostbar gesticktes Gewand gehüllt, unter der goldenen Frauenhaube auf dem wallenden braunen Haar hervor blickten die dunklen Augen in dem blassen süßen Gesicht angstvoll zu ihr auf: „Wenn er mich nun verstößt?“ fragte sie. Frau Margareta erwiderte tröstend: „Ein Tiefenhusen hält sein Wort, er wird Dich lieben, Kind.“ Sie folgte ihm zitternd ins größere Gemach. Gesenkten Hauptes, mit niedergeschlagenen Augen blieb sie stehen. Die Mutter hatte die beiden allein gelassen. Sie hörte einen Schritt, jemand trat auf sie zu, eine Hand faßte sanft ihr Kinn und hob das Antlitz auf, sie öffnete die Augen und blickte in Hans' Gesicht. Lange standen sie so, dann ergriff Hans sachte die Hand seiner Gemahlin, wie damals am Hochzeitstage, führte sie an die Lippen und sagte weich: „Sei gegrüßt, kleine Sonja!“ Diese sank nicht wie damals in die Kniee, sie überwand alles Bangen, jede Schwäche, sie trat von ihm zurück und sprach leise aber fest: „Was ich einst an Euch verbrochen habe, Ritter Tiefenhusen, als ich in kindischer Leidenschaft Euch zum Gemahl begehrte und Ihr um der anderen willen einwilligtet, mich zu ehelichen, das will ich sühnen. Hier ist Euer Ring, nehmt ihn, ihr seid frei!“ Langsam, stolz wie eine Königin wollte sie das Gemach verlassen, aber Hans trat ihr in den Weg und sagte: „Ich merke, Ihr habt gelernt in den Jahren, kleine Sonja. Wohl, ich nehme diesen Ring zurück, aber nur, um ihn wieder an Euren Finger zu stecken, wenn Ihr selbst es erlaubt. Schon zu lange habe ich gesäumt. Gestattet,

daß ich um Euch werbe, wie es dem Ritter um seine Holde geziemt.“ Er verneigte sich tief und reichte ihr die Hand. Schüchtern legte sie die ihre in die des Ritters und ließ sich zu den anderen Gästen führen. Als sie die Schwelle des Saales betrat, und alle Augen auf sich geheset fühlte, richtete sie sich auf, und von allen Seiten raunte man: „Seht das schöne Paar! Wie eine Königin schreitet die kleine Russin daher, und Ritter Hans sieht wieder aus wie ein glücklicher Mann.“

Vor dem Hauptaltar erwartete der Bischof mit seinen Geistlichen den Festzug. Eben goß ein Bruder Wasser in das große Stein-Taufbecken, denn es sollte nicht nur eine Trauung, sondern auch eine Taufe gefeiert werden. Jetzt traten die Gäste ein, und nun schritten die Tauf- und Trauzengen vor den Bischof. Der kleine Anno in seinem weißen Täuflingskleid wurde von Anna herbeigeführt. Gar lieblich klang des Kleinen Stimme, als er mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen deutlich und ruhig das Credo sprach, wie Anna es ihn gelehrt hatte. Als Bischof Albert das Haupt des Kindes mit Wasser benetzte mit den Worten: „So taufe ich Dich, Anno, Mos Sohn, Kaupos Enkel, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“, da sank Anna dankerfüllten Herzens auf die Kniee. Ihr Gebet war erhört, sie hatte diese junge Menschenseele ihrem Schöpfer zugeführt. Sie gelobte, ihn zu hegen und über ihn zu wachen, bis er selbst die Festigkeit des Mannes erreicht haben würde; dann aber wollte sie sich melden zum Eintritt in das Kloster und ihr Leben beschließen im Verkehr mit ihrem Heilande.

Jetzt traten Gertruda und Wiezo vor, umgeben von ihrer Sippe und Freundschaft. Freudig klang ihr „ja“, und als der Bischof ihnen die Ringe ansteckte, da faßte Hans nach der Hand der kleinen Sofia, und diese entzog sie ihm nicht.

Am Abend beim festlichen Gelage freiste der Becher, schwirrten die Worte, bis Engelbert plötzlich mit seinem Schwert an die Scheide schlug und in die entstandene Stille hineinrief: „Hochedle Gäste! Mit großer Freude begrüße ich Euch hier zur Feier der Hochzeit meiner Tochter. Dies ist der glücklichste Tag, den ich im Livenlande verbringen darf, und er verspricht mir ein sorgenfreies, frohes Alter im Kreise der Meinen. Wo aber hat je bei unseren Festen der Sang gefehlt? Viel Reden und Festsprüche habe ich hier vernommen. Nun laßt den Sänger rufen, daß seine Worte diesen schönen Tag und seine Freuden erhöhen mögen!“ Man führte den berühmten, greisen Sänger Aribert in die Halle, und derselbe fragte: „Was wünschet Ihr zu hören, hochedle Gäste?“ Da rief Bischof Albert: „Von Liebe und Treue ist heute viel des Lobes ertönt, laßt uns ein Lied hören, das unsere tapferen Kämpfer im Livenlande feiert!“ Sinnend blickte Aribert vor sich hin, dann griff er machtvoll in die Saiten und begann:

Die Schlacht an der Ymera.

„So laßet mich singen und sagen,
Was hier vor manchen Tagen
Bei Beverin an der Ymera
Für Helidentampf und Sieg geschah.
Die Esten hatten sich aufgemacht
Sie lagerten am Fluß zur Nacht.

Die Christen und Liven zogen froh
 Unter Kaupo und Rudolf von Sericho
 Hinter dem Feinde drein.
 Und im Morgenlichtschein
 Erreichen sie des Flusses Rand,
 Wo die aus dem estnischen Land
 Sich gelagert hatten während der Nacht,
 Doch hatten sie sich davongemacht
 Und sich still im Walde verborgen.
 Die Deutschen ohne Furcht und Sorgen
 Lagern zum Frühstück am Strand.
 Fröhlich von Hand zu Hand
 Kreist Met und deutscher Nebensaft,
 Der frischen Mut und Hoffnung schafft.
 Kundschafter nahen und melden: „Der Feind
 Nach allen Seiten zu fliehen scheint!“
 „Auf!“ rufen Letten und Liven,
 „Nun nicht mehr hier geblieben!
 Wir schlagen die Fliehenden ohne Gefahr
 Und kommen die Rig'schen und ihre Schar
 So haben sie zu lange verweilt;
 Wir haben die Beute schon verteilt!“
 Doch Kaupo, der Livenfürst, spricht:
 „Folgt diesem Ratschlag nicht.
 Voreilig ist's, dem Feinde zu trauen
 Und jetzt auf seine Flucht zu bauen.
 Der Wald ist dicht, in dem er sich hält
 Und uns dann plötzlich überfällt.
 Laßt uns die Kräfte sparen
 Und hier der Brülber harren.
 Mit den Rig'schen vereint
 Besiegen wir den Feind!“
 Doch wo wird je die Weisheit gehört,
 Wenn Übermut und Trotz die Leute bethört?
 Es brechen die Liven auf,
 Sie folgen der Ymera Lauf.
 Die Deutschen besteigen die Kofse,

Sie folgen dem eilenden Troffe.
 Voll Feigheit und voll Tücke
 Treten die Letten zurücke,
 Sie lassen die Deutschen voran,
 Daß jeder Lette fliehen kann.
 Nun schwinge dich empor, mein Lied,
 Und ziehe mit jenen Tapfern mit.
 Weit allen voran hebt hoch die Fahn'
 Ein Ritter, ein deutscher Mann.
 Doch aus dem Walde mit wüstem Geschrei
 Stürzen die Scharen der Esten herbei,
 Das ganze Heer in geordnetem Zug,
 Den Unsrigen zum Schrecken und Fluch.
 Arnold der Ordensritter schwingt
 Sein Schwert und mit mächtigem Sprunge bringt
 Er, weit allen voran,
 Gegen die Heiden-Völker an.
 Mit Donnerstimme ruft er allen zu:
 „Auf Genossen! Gebt ihnen nicht Ruh!
 Deutsche Brüder, laßt uns zusammenstehen,
 Laßt schauen, ob wir zu streiten verstehen,
 Laßt uns vor Jenen nicht fliehend rennen,
 Auf daß die Heiden nicht sagen können,
 Daß wir unserem Volk im Livenslande
 Anhängen ehrlosen Fleck der Schande!“
 Hei, wie die deutschen Ritter,
 Zusammengeballt wie Sturm und Gewitter,
 Durch der Feinde Schar in festem Keil
 Die Na erreichen zu ihrem Heil!
 Manch' tapfrer Streiter, manch' edler Held
 Muß lassen sein Leben auf dem Ehrenseld,
 Doch über sie hin der Ruf erklingt
 Und freudig in sterbende Herzen dringt:
 „Gerettet ist deutsche Ehr' und Mut!“
 Der Feind zieht ab in Grimm und Wut.
 Euch aber mögen die Worte entflammen,
 „Ihr deutschen Brüder, haltet zusammen!“

Der Sänger schwieg, und alles verharrte regungslos in der großen Halle. Wortlos stand Bischof Albert auf und hob seinen Pokal, um den Sänger zu ehren, da brach es los in stürmender Begeisterung und aus hundert Mäulen erschallte brausend der Ruf:

„Wir deutschen Brüder, wir halten zusammen!“



Berichtigungen:

- S. 52, 3. 3 u. 4 v. o. statt Theodorich von Treiden lies Siegfried von Holm.
" 80, " 8 v. u. statt Knabentöpfe lies Knabenlöpfe.
" 102, " 11 " v. " Siegela lies Lidewe.
" 103, " 12 " " " " " "
" 190, " 5 " " " Gedanken lies Glauben.

Im gleichen Verlag erschien vor Kurzem:

Munkenbek.

Rigische
Erzählung

aus dem 16. Jahrhundert
von

Alexander Andreas.

Eine vorzüglich spannende Erzählung für Jung und Alt, in Handlung wie in Sprache gleich vortrefflich durchgeführt. Wir können dieselbe nur bestens empfehlen.

Sie eignet sich in besonderem Maasse als Geschenk für die reifere Jugend.

Preis Rb. 1. —, geb. Rb. 1. 60.

Freundliche Einladung

zum Abonnement auf die

Baltische Jugendschrift.

Jährlich 12 hübsch ausgestattete Hefte mit
Abbildungen und Kunstbeilagen.

Der Preis des Jahresabonnements ist Rb. 3. —, bei direkter Zustellung per Post Rb. 3. 50.

Für den gediegenen Inhalt bürgt die namhafte Zahl
unserer hervorragenden Mitarbeiter.

Probenummern

erhalten Sie gratis vom Verlag oder irgend einer Buchhandlung.

Biblioteka Główna UMK



300047762177



Biblioteka Główna UMK



300047762177